P.o.germ. 283 od-2

<36630145000014

<36630145000014

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 283 od-2

Margarethe von Valois

und

ihre Zeit.

Memoiren-Roman

von

Ida von Düringsfeld,

Verfasserin von «Schloß Goczyn».

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1847.

LEIPZIG

177 - D.

Margarethe von Valois.

Zweiter Theil.

Jamais déesse ne fut veue plus belle : si bien que, pour publier ses beautez, ses mérites et vertus, il faudroit que Dieu allongeast le monde, et haussast le ciel plus qu'il n'est; d'autant que l'espace du monde et de l'air n'est assez capable pour le vol de sa perfection et renommée. Davantage, si la grandeur du ciel estoit plus petite le moins du monde, ne faut point douter qu'elle l'égaleroit.

BRANTOME, *Vie des Dames illustres. Discours cinquiesme.*

Je loüerois davantage vostre oeuvre, si elle ne me loüoit tant.

Mémoires de la Reine Marguerite.

Margarethe von Valois

und

ihre Zeit.

Memoiren-Roman

von

Ida von Düringsfeld,

Verfasserin von «Schloß Goczyn».

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1847.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Der König von Polen hielt es nun, da die Krone von Frankreich ihn erwartete, nicht mehr lange in dem Lande der finstern Wälder, der langen Bärte und der unantastbaren Verfassung aus. Was uns jetzt Sibirien, das war ihm Polen, und er sollte da bleiben — die Polen wollten einen König, den sie sich durch eine so feierliche Gesandtschaft eingeholt hatten, nicht gleich wieder hingeben; er sollte vor seiner Abreise einen Reichstag halten und dort versprechen, seine Zeit zwischen Frankreich und Polen zu theilen. Das war ebenso gut, als hätten

sie verlangt, er solle sich zugleich mit der alten Prinzessin Anna und der schönen Prinzessin von Condé vermählen und Jeder eine gleiche Zärtlichkeit beweisen. Heinrich kam über dieses vernünftige und doch für ihn ganz ungeheure Ansinnen fast von Verstande, und seine Günstlinge wußten gar nicht, was sie mit ihrem verzweifelnden Herrn anfangen sollten — da half Bellievre, der französische Gesandte, ihnen diplomatisch aus dieser Angst. Unter dem Vorwande, er habe mit dem Tode des Königs, der ihn geschickt, aufgehört, Gesandter zu sein, begehrte er eine Abschiedsaudienz, reiste ab und bestellte überall für den König Vorspannpferde, so daß Heinrich, als er, nur von acht oder neun seiner Vertrautesten begleitet, in der Nacht vom 18. zum 19. Juni Krakau heimlich verließ, rasch genug die österreichische Grenze erreichte, um einer Schaar von vierhundert Pferden zu entgehen, welche ihm am nächsten Morgen

nacheilte. An der Grenze hielten die Verfolger natürlich inne; der Oberkammerherr aber, der Heinrich sehr anhing, folgte ihm noch weiter, erreichte ihn bald und beschwor ihn, seine Unterthanen nicht zu verlassen. Heinrich war gerührt, aber zugleich unerschütterlich. Er erschöpfte sich in Liebesversicherungen gegen seine polnischen Unterthanen — leben aber wollte er unter seinen französischen. Als der Oberkammerherr gar nicht mit Bestürmungen aufhörte, zog der König das Bild der Prinzessin von Condé hervor und zeigte ihm dessen wunderbare Lieblichkeit. Seht, sprach er, das ist es besonders, was mich unwiderstehlich heim nach Frankreich zieht; ich liebe die Frau, welche dieses Antlitz hat. Der Pole schwieg muthlos; Heinrich umarmte ihn. Da ritzte er sich mit dem Dolche den Arm auf, saugte das Blut, welches hervordrang, und gelobte bei diesem Beweis von Liebe dem Könige ewige Anhänglichkeit.

Und nun flog Heinrich doch auf Sturmesflügeln durch Deutschland nach Frankreich? O, Gott behüte — was denkt ihr von Heinrich III.? Er wollte die protestantischen Prinzen vermeiden und sich auch ein wenig als König von Frankreich huldigen lassen. Als König von Frankreich reisen — das war etwas ganz Anderes, denn als König von Polen reisen. Das lohnte sich schon der Mühe. Aber er liebte Marie von Condé doch noch? — Gewiß; er schrieb ihr ja fortwährend die zärtlichsten Briefe. — Und er sehnte sich, sie wiederzusehen? — O, er schrieb ihr, daß er vor Sehnsucht fast sterbe. — Nun, was hielt er sich denn da so lange unterwegs auf? — Nun, ich sage es euch ja, um sich als König von Frankreich bewundern zu lassen.

Das geschah denn auch gehörig. Sechs Tage genoß er zu Wien die prachtvolle Gastfreundschaft des Kaisers, was ihm gleich un-

gemein gefiel. Es war ihm, als gebe es wieder frische Luft auf Erden, woran er in Polen bisweilen gezweifelt hatte. Gewiß macht auch Nichts die Luft dicker, als Mismuth; Rauch und Nebel sind Erquickung gegen ihn. Genug, dem Könige von Frankreich gefiel es in der Kaiserstadt über alle Maßen; seine Begleiter erklärten: jetzt erkennten sie ihren Herrn wieder. Daß derweile die in Krakau zurückgelassenen Franzosen in der größten Gefahr schwebten, weil man die unwissenden Unglücklichen beschuldigte, ihm zu seiner Flucht behülflich gewesen zu sein — das kümmerte ihn wenig. Die guten Lehren, welche der Kaiser ihm als Zugabe zu seiner köstlichen Bewirthung noch ertheilte, nahm er mit Dankbarkeitsbetheuerungen auf und dachte nicht daran, sie zu befolgen. Ah, welch ein vortrefflicher König kam nach Frankreich!

Nachdem die beiden Söhne des Kaisers ihn bis an die Grenze von Friaul gebracht, kam

er am 17. Juli am Golfe von Venedig an. Dort erwarteten ihn in Malghera sechzig in rothen Sammet gekleidete Senatoren mit ihren Gondeln, von denen drei, die ihn selbst aufnehmen sollten, besonders ausgezeichnet waren. Er bestieg die schönste, welche ganz mit Goldstoff ausgeschlagen und verziert war. So fuhr man nach der Insel Murano, wo der Doge mit der Signoria ihn empfing, und deren herrliche Glasarbeiten ihn so entzückten, daß er allen Manufakturisten den Adel verlieh. Und von dieser nach dem Lido. Hier holte nach dem feierlichen Tedeum der Bucentauro ihn ab, umschwärmt von zahllosen Gondeln und zweihundert Brigantinen, und unter dem Donner der Kanonen fuhr man nach dem ihm bestimmten Palaste. Der Senat hielt den König für die ganze Zeit seines Aufenthaltes frei, und vierzig junge Edelleute bedienten ihn. Im Senate saß er über dem Dogen. Die Herzöge

von Savoyen, von Ferrara und von Mantua, die, nur um ihn zu begrüßen, nach Venedig gekommen waren, begleiteten ihn überall hin — genug, er lebte, wie er selbst sagte, neun Tage voll Bezauberung. Daß es unter den Festlichkeiten auch welche gab, von denen man nicht spricht und die besser ungenossen bleiben, davon zeugte des Königs Gesundheit sein ganzes übriges Leben hindurch.

Gegen Ende Juli wurde er von vier Senatoren bis nach Rodigino, dem letzten Orte der Signoria, begleitet und von da von der Reiterei des Herzogs von Ferrara nach dieser Residenz eingeholt. Auch nach Mantua kam er auf Bitten des Herzogs, des Bruders von Nevers-Gonzaga, welcher mit in Polen gewesen war. Ebenso empfing Don Juan von Oesterreich, der damals Gouverneur von Mailand war, ihn zu Cremona mit allen Ehren, die er seinem eigenen Souverain nur hätte erweisen

können. Endlich schiffte er sich, begleitet von sämmtlichen Herzögen, auf dem Po nach Turin ein.

Diese Feste alle sollen in italienischen Autoren äußerst weitläufig beschrieben sein; da ich jedoch besagte Autoren nicht studiren kann, aus dem einfachen Grunde, weil ich sie nicht habe, so bitte ich diejenigen meiner lieben Leser und Leserinnen, denen viel an dergleichen Beschreibungen liegt, entweder in jenen Büchern selbst nachzulesen, oder mit dem zufrieden zu sein, was ich nach meinen französischen Memoiren darüber berichtet habe.

Während nun Heinrich III. so auf dem adriatischen Meere umhergondelte und an den kleinen herzoglichen Höfen den großen König spielte, der wie ein Kaiser von Indien Gold und Diamanten ausstreute, erklärte d'Amville, er werde, da der Hof ihm weder glaube, noch Ruhe gönne, sich mit den Hugenotten verbinden. Condé erklärte, die deutschen Truppen,

welche der Prinz Casimir, der jüngste Sohn des Churfürsten von der Pfalz, für ihn ausgehoben, seien bereit einzurücken, sobald die französischen Protestanten den Sold sichern könnten. Diese wählten Condé zum einstweiligen Oberhaupte.

Kurz, der König von Frankreich hätte, trotz seiner tüchtigen Generäle, in seinem Reiche zu thun genug gehabt; aber, freilich, er hatte ja nicht Zeit, daran zu denken. Dachte er doch nicht einmal daran, daß die Geliebte seiner harre.

Marie von Condé fühlte das. Liebt er mich noch? fragte sie ihre Schwester, Madame von Guise, welche gegen Abend bei ihr saß. Es war der 7. August; am nächsten Morgen wollte Katharina mit dem ganzen Hofe ihrem Lieblinge nach Lyon entgegenreisen.

Ihr antwortet mir nicht? fragte sie nach einer Pause auf das Neue. O mein Gott, in

Euerm Schweigen liegt mein Urtheil — er liebt mich nicht mehr!

Die Herzogin blickte mit einer Art herben Mitleides auf die Prinzessin. Marie war immer noch schön, ja, fast noch schöner als sonst; denn selbst ihre tiefe Blässe und die dämmernd-blauen Schatten um die Augen trugen dazu bei, den seraphischen Ausdruck zu erhöhen, den ihr Antlitz jetzt immer trug. Aber die Blüthe war an ihrer Jugend geknickt, und man konnte wol fürchten, daß Marie nicht mehr lange unter den Menschen bleiben würde, die sie weder recht lieben, noch mild trösten konnten.

Das dachte auch die Herzogin, und darum antwortete sie: Wartet es ab, Marie. Vielleicht kommt Alles noch besser, als Ihr meint. Wartet es ab.

Marie erhob melancholisch die schwimmenden Augen, die blauen Blumenkelchen voll Sehnsucht nach Sonne glichen. Wartet es ab,

sagte sie langsam. Ihr habt nie so warten dürfen, Katharina — Ihr könnt es gut rathen.

Meint Ihr? fragte Katharina von Cleves mit einem schneidenden Lächeln. Der Schmerz, der Marie verklärt hatte, war auch auf dem schönen Gesichte der Herzogin mächtig gewesen; doch hier hatte er das Entgegengesetzte gethan: die Züge geschärft und die Augen verdüstert.

Marie wurde durch den Ton der Schwester betroffen und fragte: Hättet Ihr auch gelitten, meine Schwester?

Wozu das? fragte die Herzogin. Ihr habt genug mit Euch selbst zu thun.

O nein, sprecht, bat Marie. Ich glaubte bisher immer, Ihr wäret glücklich.

Weil ich ruhig war, nicht wahr, und nicht klagte wie Ihr?

Ja, antwortete Marie demüthig, darum glaubte ich es und dachte nie daran, Euch zu fragen, warum Ihr so ernst und kalt wäret.

Ich glaubte, das sei Eure Natur. Vergebt mir, wenn ich mich geirrt — ich wußte ja nicht, daß man leiden und dabei so stark sein könne. — Ich bin so schwach! Aber jetzt, da Ihr Euer Schweigen einmal gebrochen, nun sagt mir auch ganz, was Euer Leiden ist — vielleicht kann ich Euch ein wenig trösten.

Habe ich Euch je wirklich trösten können? Ich hätte es auch gewünscht und habe Euch doch eher wehe als wohl gethan. Glaubt mir, wirklicher Schmerz ist trostlos.

Marie hätte der Herzogin antworten können, daß zum Amte des Tröstens vor allen Dingen Milde und Innigkeit gehörten. Aber sie wußte, daß die Meinung der Schwester immer besser gewesen war als ihr Betragen, und darum antwortete sie sanft und bittend: Glaubt das nicht — es hat mich sehr erleichtert, wenn ich Euch klagen konnte und Ihr

mich immer so geduldig anhörtet. Und darum, weil Ihr das gethan und so gut gegen mich gewesen seid, lasset mich versuchen, ob ich Euch nicht trösten kann. O mein Gott, morgen reiset Ihr ab, und wer weiß, ob wir uns je wiedersehen? Gott allein weiß es.

Die Herzogin schwieg noch einige Augenblicke — dann fragte sie mit schmerzlichem Spotte: Könnt Ihr Monsieur von Guise einen Trank geben, damit er mich liebe?

Wie, Ihr liebt ihn? rief Marie.

Ja, erwiederte die Herzogin kalt.

Arme Schwester! seufzte die Prinzessin.

Nicht wahr, da bedarf die Frau einiger Stärke, wenn sie den Mann, den sie anbetet, zum Gemahl hat und er ihr doch nicht gehört? Wenn sie das Bewußtsein hat, sowol Schönheit wie Tugend zu besitzen, und doch einem Weibe weichen muß, das minder schön ist und schon wer weiß wie Vielen angehört hat? Und

so ist es. Diese Madame von Sauve wird geliebt, und ich — Marie, unterbrach sie sich und ihr Antlitz flammte von plötzlich entfessel- ter Leidenschaft, wenn ich daran denke, daß er die Stunden, die mir gehören, die Küsse, die mich selig machen würden, an dieses Weib ver- schwendet, welches sich von dem Lager, wo es mit ihm geruht, nur erhebt, um die Tücher für einen andern Liebhaber glätten zu lassen — o sieh, da möchte ich mich verachten, daß ich ihn noch liebe.

Marie hatte mit geschlossenen Augen und krampfhaft zuckenden Lippen zugehört. Ihre Phantasie zeigte ihr in der Schilderung der Herzogin wie in einem erbarmungslos klaren Spiegel den eigenen Geliebten, wie er in den Armen der italienischen Courtisanen lag. Die Ohnmacht schwebte über ihr und machte ihren Athem matt. Die Herzogin gewahrte den Ein- druck, den sie gemacht, und kam halb mitleidig,

halb geringschätzig zu der Schwester, deren Hände sie in eine der ihrigen zusammenfaßte, während sie die andere auf die eiskalte und schneeweiße Stirn Mariens legte.

Leidet Ihr sehr? fragte sie. Ich werde nachher Eure Damen rufen — zuerst aber ruht ein wenig an mir aus. Vergebt mir — warum habt Ihr durchaus gewollt, daß ich sprechen sollte? — Ich sagte es Euch vorher, daß Ihr kaum Kraft genug hättet, um Euern eigenen Kummer ertragen zu können. Aber Ihr habt es gewollt.

Und ich bitte Euch um Verzeihung, sagte Marie, die sich jetzt erholt hatte, indem sie die Hand der Schwester demüthig zu ihren Lippen erhob. Ich muß Euch sehr schwach und sehr kindisch erscheinen, daß immer und immer der Gedanke an mein eigenes Leid über mich kommt und mich so überwältigt. Das macht, ich habe nicht den Charakter und den Geist wie Ihr.

Doch ich will auch stark werden, und so lasset uns jetzt nur noch von Euch sprechen — nicht mehr von mir.

Nein, erwiederte Katharina von Cleves ruhig, lasset uns von Euch reden. Ich bedarf der Mittheilung nicht — Euch ist sie Bedürfniß. Glaubt mir — ich bitte Euch — setzte sie schärfer hinzu, als Marie bittend einfallen wollte — ich danke Euch für Eure Theilnahme und erkenne Euern guten Willen an; doch er ist mir wirklich überflüssig. Sagt mir, welche Aufträge habt Ihr mir zu geben — was kann ich für Euch thun?

Ihr wißt es ja, sagte Marie, ihrerseits in der Vertraulichkeit gestört. Beobachtet den König und gebt mir Nachricht.

Darüber müßt Ihr mir noch genauer Euern festen Willen ausdrücken. Wollt Ihr bei diesen Nachrichten geschont werden, oder unbedingte Wahrheit hören?

Unbedingte Wahrheit hören — stammelte die Prinzessin leichenblaß.

Ihr habt ja nicht den Muth, sie zu hören.

Doch, meine Schwester. Schreibt mir die Wahrheit und fragt nicht danach, wie sie mir thut.

Und wenn sie nun tödtlich für Eure Hoffnungen wäre?

So wird sie auch mich tödten. Schwört mir bei Gott, meine Schwester, daß ich Alles erfahren soll!

Gut, ich gelobe es — ja, ich schwöre es Euch. Aber klagt mich auch nicht an, wenn ich Euch wehe thue.

Nie, Katharina, und wenn Ihr mich wie mit einem Dolche träfet. Ich werde es so gewollt haben.

So lebt wohl, sprach die Herzogin und bot ihr die Hand. Die Abreise soll morgen in aller Frühe geschehen, und ich habe noch

mancherlei anzuordnen. Hoffet, so lange Ihr könnt; bereitet Euch jedoch auch auf das Schlimmste vor — das kommt auf dieser Erde immer eher als das Gute.

Ich bin schon vorbereitet, Katharina — auf Alles. Gott sei mit Euch — Gott lasse Euch glücklich werden. Ich werde für Euch zu ihm beten — vielleicht erhört er mich da.

Katharina von Cleves war zum ersten Male seit langer Zeit weiblich weich bewegt, als sie von dieser lieblichen Liebesdulderin schied. Marie, flüsterte sie, während sie die Schwester küßte, ich wünschte, Ihr wäret jetzt in Deutschland bei Euerm edlen Manne.

Nein, erwiederte Marie, sanft den müden, lieblichen Kopf schüttelnd, dann hätte ich ihn nicht geliebt und er mich nicht.

Die Herzogin, die sich schon zum Gehen angeschickt hatte, blieb einige Schritte von

Marien entfernt noch einmal stehen und betrachtete dieses ergebene Opfer der Liebe.

Warum verstehen wir so gut zu lieben, da es die Männer so schlecht verstehen? fragte sie gedankenvoll.

Ich weiß es nicht, antwortete Marie traurig.

Auch fragte ich Euch nicht, sagte Madame von Guise. Keine Frau wird das jemals wissen. Adieu.

Marie blieb allein. Doch nicht lange. Die Königin von Navarra trat langsam ein.

Marie war in den Sessel zurückgesunken und hatte die brennenden Augenlider zufallen lassen; daher sah sie Margarethe nicht, und die näherte sich so leise, daß auch kein Geräusch die Prinzessin benachrichtigte. Erst als Margarethe in der Befürchtung, sie könne ohnmächtig sein, sich ganz über sie beugte, bemerkte sie die fremde Nähe und richtete sich ängstlich auf, indem sie ungewiß die Augen aufschlug. Aber

kaum hatte sie die Königin erkannt, als sie ihr freudig die Hände entgegenstreckte und ausrief: Ach, Ihr seid es! Wie gut seid Ihr, daß Ihr noch gekommen seid!

Zweifeltet Ihr daran? fragte Margarethe mit sanftem Vorwurf.

Eigentlich nicht, sagte Marie zärtlich, und doch wieder — ach, Ihr habt so Viele, die Eurer bedürfen — die verwittwete Königin, Euern Mann, Euern Bruder — aber meiner habt Ihr doch nicht vergessen, schloß sie und schmiegte sich kindlich an die Schulter Margarethens, denn diese hatte sich neben sie gesetzt.

Werdet Ihr mich auch fernerhin nicht vergessen?

Nein, meine Schwester.

Ach ja, nennt mich so! von Euch klingt dieser Name mir so süß — nicht so gleichgültig wie von meinen wirklichen Schwestern. Und so werdet Ihr auch in Lyon nicht der armen Marie vergessen?

Seid dessen gewiß.

O, Ihr seid gut, Ihr. Gott muß Euch auch bald recht viele Freuden geben. Doch ich bin thöricht — thut er es nicht schon? Dürft Ihr nicht nach Lyon? Ihm entgegen? Glückliche, die Ihr seid!

Marie, ich träte Euch gern meinen Platz ab und bliebe hier bei meiner armen Schwester.

O, das weiß ich, das weiß ich! Warum darf ich nicht mit?

Die Aerzte haben es ja verboten, sagte Margarethe.

Ja, weil Eure Mutter es ihnen befohlen hat. O, Margarethe, sie haßt mich.

Nein; sie will nur, daß der König Euch nicht länger lieben soll.

Marie schauderte zusammen. O mein Gott, wie ist es schrecklich, eine solche Gegnerin in seiner Liebe zu haben, die ohnedies schon durch Entfernung und so viele neue Reize bedroht

wird! Margarethe, rief sie und faltete krampfhaft die Hände, glaubt Ihr, daß Heinrich widerstehen wird?

Weiß ich es, Marie?

Aber glaubt Ihr es?

O, ich glaube nicht länger an mein eigenes Herz — wie soll ich für ein anderes stehen?

Gott, Gott, schrie Marie außer sich, nimm mich zu dir! Alle martern mich — rette mich — erlöse mich!

Wer martert Euch, meine Tochter? fragte eine freundliche Stimme, und Katharina von Medicis trat in das Zimmer.

Marie hatte die gerungenen Hände fallen lassen — wie zu Stein geworden, stand sie entsetzt da und stammelte fast bewußtlos: Ihr seid es, Madame?

Nun ja, ich bin es, versetzte Katharina lachend. Was ist denn da weiter? Ich reise morgen ab und komme deswegen noch diesen

Abend, um meine liebe Tochter noch einmal zu sehen und über ihre Gesundheit beruhigt zu sein. Ist das nicht ganz natürlich, mein Schätzchen, und was starrt Ihr mich denn so an, als trüge ich plötzlich statt meines eigenen Kopfes den der Medusa auf den Schultern? Warum fürchtet Ihr Euch denn vor mir?

Ich fürchte mich nicht, Madame, stotterte Marie.

Ihr fürchtet Euch nicht und seid bleich wie der Tod und zittert an allen Gliedern? Was ist das, wenn es nicht Furcht ist? Und warum fürchtet Ihr Euch? Weil Ihr denkt, ich könnte aus Euerm Ausrufe auf dessen Ursache schließen? Das brauche ich nicht erst zu thun, Schätzchen. Glaubt Ihr wirklich, ich hätte noch nicht errathen, daß Ihr meinen Sohn, den König, liebt?

Marie senkte jetzt ergeben den Kopf — sie hatte keine Kraft zum Läugnen, sondern erwartete ihr Schicksal. Margarethe zog die

schönen Augenbrauen und die üppigen Lippen unwillig zusammen; der Vergleich, den sie unwillkührlich zwischen ihrer Mutter und irgend einem Ungeheuer des Alterthums anstellte, war nicht sehr schmeichelhaft für Katharina.

Diese aber setzte sich mit der mütterlichsten Miene von der Welt in den Sessel, aus dem Marie vorhin bei ihrem Schrei aufgesprungen war. Kommt her, meine Tochter, und setzt Euch neben mich, sprach sie zu Marien, die noch immer wie ein alabasternes Bild der Ergebung dastand. Wir wollen offen und vernünftig mit einander plaudern. Ihr seht, ich bin nicht so schlimm, obgleich ich Alles weiß und längst gewußt habe. Glaubtet ihr denn wirklich, Kinder, ihr würdet eure Liebe, die das Gespräch des ganzen Hofes ist, vor mir verbergen können?

Madame — murmelte die Prinzessin.

Was sagt Ihr? Ah, Ihr zittert noch

immer zu sehr, um sprechen zu können. Nun, so kommt wenigstens her. Was fürchtet Ihr denn, daß ich Euch thun könnte?

Nichts, Madame, antwortete die arme Marie, aber ihre Zähne klapperten, als sie sich Katharinen näherte, und mit brechenden Knieen sank sie neben dieser auf ein Tabouret. Katharina legte den Arm um sie und zog den schönen, bleichen Kopf an ihre Brust. Marien war es, als sei ihr letzter Augenblick da; in vernichtender Angst schloß sie die Augen. Doch Katharina küßte sie laut und derb auf die Stirn und fragte lachend: Mignonne, glaubt Ihr, daß ich Euch aufessen werde?

Ein Schauder überrieselte Margarethen, als sie diesen Kuß sah, vom Kopf bis zu den Füßen. Der Judaskuß fiel ihr ein. Marie aber blickte mit rührender Ungewißheit in Katharinens Gesicht auf.

Madame, so seid Ihr nicht böse auf mich? fragte sie leise.

Ich sollte es sein, Mignonne. Bin ich nicht immer gut gegen Euch gewesen? Ich dächte doch, daß ich ebenso viel Vertrauen verdient hätte, wie z. B. hier meine Tochter von Navarra.

O, Madame, ich fürchtete mich so — glaubte so Unrecht zu thun. Außerdem hatte Heinrich — ich wollte sagen, der König — sie hielt verwirrt inne.

Ich weiß schon, sagte Katharina lächelnd, Heinrich hatte Euch verboten, es seiner Mutter zu sagen, weil er auch fürchtete, von ihr gescholten zu werden. Dahingegen empfahl er Euch seine Schwester zu einer sehr gütigen Vertrauten, was sie denn auch gewesen ist. Habe ich nicht Recht?

Ach, Madame, fragte die Prinzessin naiv erschrocken und die Hände faltend, woher wißt Ihr denn Alles?

Katharina brach in ein herzliches Gelächter

aus. Bei unserer lieben Frau, Schätzchen, Ihr seid einfältig, wie ein kleines Mädchen. Woher ich Alles weiß? Weil ich nicht verliebt wie Ihr, sondern dreißig Jahre älter bin als Ihr, und weil es mir von höchster Wichtigkeit ist, Alles zu erfahren, was meine Kinder thun, um als gute Mutter an ihnen handeln zu können. Hier fiel ihr Blick mit einem ganz besondern Ausdrucke von Spott auf Margarethe. Diese jedoch antwortete mit einem kalten Auge, in welchem kein Verständniß zu erkennen war.

Marie hatte inzwischen einen verzweifelten Muth gefaßt — sie wollte ihr Schicksal entschieden haben. Und was beschließt Ihr nun, Madame? fragte sie mit fliegendem Athem. Nicht wahr, ich soll dem Könige entsagen?

Katharina blickte mit einem eigenen Wohlbehagen auf die gequälte junge Frau. Geistvoll, wie sie war, liebte sie es, psychologische Studien zu machen, und Marie war in diesem

Augenblicke eine höchst interessante. Das Auge in starrer Erwartung auf Katharina gerichtet, den Mund halb geöffnet, die Finger mit der höchsten physischen Anstrengung in einander verschränkt, die ganze zarte Gestalt schwankend von convulsivischem Beben — so saß sie vor ihrer erbarmungslosen Quälerin, und diese lächelte, denn Marie gefiel ihr.

Auch sprach sie ganz langsam und behaglich, als sie endlich die Frage that: Glaubt Ihr, der König werde Euch aufgeben?

Ich weiß es nicht, Madame. Wenn Ihr es befehlt —

Erstens kann ich meinem Sohne nicht länger befehlen — jetzt ist er es, der befiehlt. Und dann — wenn ich es ihm auch hundert Mal beföhle, und er liebte Euch, so wäre all mein Befehlen doch umsonst. Sagt mir also: glaubt Ihr, daß er Euch noch liebt?

Er schreibt mir es wenigstens, Madame.

Noch immer?

Ja, Madame, noch von Wien aus, antwortete Marie, den Ausdruck getäuschter Erwartung nicht bemerkend, der Katharinens Züge bis zum Erschrecken verfinsterte.

Margarethe dagegen bemerkte ihn wol und dachte: Wenn sie nur wenigstens von dem gestrigen Briefe Nichts sagen wollte!

Doch Marie war nun einmal in die Aufrichtigkeit hineingekommen und antwortete daher, als Katharina durchdringend fragte: Nicht vielleicht noch später? nach einem kurzen Zögern: Wolan, Madame, ich will Euch Alles sagen — vielleicht stimmt meine Aufrichtigkeit Euch gnädig gegen mich. Ich empfing erst gestern einen Brief vom Könige.

Ha! rief Katharina mit einer Bewegung, deren sie nicht ganz Meisterin war. Erschreckt nicht, Mignonne, fuhr sie ruhiger fort, ich mache Euch keinen Vorwurf. Wahr ist es —

auch ich will aufrichtig gegen Euch sein — ich hätte gewünscht, der König möchte Euch während seiner Abwesenheit vergessen, und ich hatte auch gehofft, es würde jetzt, wo er so viele neue Schönheiten gesehen, der Fall sein. Doch da er selbst in Venedig noch Eurer gedacht hat, wo er, wie es scheint, ganz berauscht gewesen ist, so muß seine Liebe zu Euch wol stark und tief sein.

Meint Ihr, Madame? rief Marie, und die freudige Ueberraschung färbte plötzlich ihre bleichen Züge mit entzückender Jugend. O, Gott segne Euch für dieses Wort!

Ihr habt also gezweifelt?

Ja; weil er so zögerte, zurückzukehren.

Er sollte also Euretwegen allem Vergnügen entsagen, welches ihm die Reise auf diesem Wege gewähren mußte? In Wahrheit, Schätzchen, Eure Ansprüche sind nicht gering.

Madame, sagte Marie zum ersten Male

mit einiger Festigkeit, wenn man so geliebt worden ist wie ich, dann hört man leicht auf, bescheiden zu sein.

Und wie seid Ihr denn geliebt worden, wenn ich bitten darf?

Marie vergaß auf Augenblicke ihre Furcht über dem Vergnügen, ihrerseits Katharina zu quälen, denn das konnte sie — Katharina, das sah sie, vermochte die Eifersucht, die sie beherrschte, nicht zu verhehlen. Die Farbe ihrer Wangen wurde noch lebensvoller, ein stolzes Lächeln machte sie noch schöner, ihr Auge strahlte, und so antwortete sie: Auf welche Art ich geliebt worden bin, Madame? Wie eine Frau nur geliebt werden kann.

Wirklich? fragte Katharina. Nun, da möchte ich mich doch gern überzeugen. Wollt Ihr mir die Beweise geben, Mignonne?

Mit festen, schwebenden Schritten ging Marie und holte aus einem goldverzierten

Kästchen die Briefe Heinrich's. Hier, sprach sie, und reichte diese Beweise, daß sie geliebt werde, Katharinen hin, die sie gierig ergriff und zu lesen begann.

Margarethe hatte ein Gefühl gehabt, als näherte Marie sich einem Abgrunde oder einer Schlange. Sie bewegte unwillkührlich die Hand, um sie aufzuhalten; Katharina blickte sie an. So gezwungen, stumm zu bleiben, stand sie in schmerzlicher Ungeduld und rief innerlich mit der ganzen Gewalt ihrer Seele: Halt ein — bleibe! Aber Marie sah sie nicht an, achtete ihrer nicht. Als Margarethe die Briefe in Katharinens Händen sah, sank ihre energische Angst plötzlich zum ruhigen Mitleid herab. Sie hat ihr Verderben gewollt, dachte sie.

Die Prinzessin richtete jetzt von Katharinen, die las, die Augen auf Margarethe. Da traf deren Ausdruck sie, die augenblickliche Kraft wich von ihr, und wieder ein banges, bebendes

Kind stand sie abermals athemlos da und spähte auf Katharinens Antlitz nach ihrem Geschicke.

Sonderbar — dieses Antlitz, auf welchem kaum noch alle gehässigen Leidenschaften zu sehen gewesen waren, heiterte sich während des Lesens der Briefe allmälig auf, und als auch der letzte durchflogen war, sah Katharina mit einer solchen gutmüthigen Miene in Mariens wechselnde Züge, daß die arme Prinzessin vor Hoffnung zitterte.

Mignonne, sagte Katharina lachend, daran ist nun gar kein Zweifel mehr, daß Ihr ganz auf Amadisart von dem Könige geliebt werdet. Nun beichtet mir aber auch ganz aufrichtig: erwiedert Ihr aber auch diese Liebe, wie es sich gebührt?

O, Madame, antwortete die arme Marie mit Innigkeit, könnt Ihr daran zweifeln? Kennt Ihr nicht Euern Sohn, den König? Wißt Ihr nicht, wie liebenswürdig er ist?

Das soll also wol heißen, daß Ihr ebenso wenig ohne ihn leben könnt, wie er ohne Euch leben will? Daß Ihr ihn ebenso schön findet wie er Euch? Daß Ihr endlich nicht länger Prinzessin von Condé bleiben, sondern Königin von Frankreich werden wollt?

Das soll heißen, rief Marie in Tönen, die aus der tiefsten Seele kamen, daß ich Nichts als ihn liebe, denke und träume — daß ich um seinetwillen alle Pflichten gering geachtet — daß er mein Leben, meine Sonne, meine Welt, mein Alles ist — daß ich ohne ihn Nichts bin als ein Schatten ohne Seele — daß ich ihm angehören, oder vergehen muß. Und jetzt habt Ihr mein Bekenntniß, Madame — jetzt entscheidet über mich — über uns.

Und wie würdet Ihr an meiner Stelle handeln, Schätzchen? fragte Katharina lächelnd.

Ich würde vergeben, erwiederte Marie, ihre

himmlischen Augen auf die Frau richtend, in deren Brust kein Herz schlug.

Wirklich?

Ihr habt es gethan! jauchzte die Prinzessin, sank zu den Füßen der Königin-Mutter nieder und bedeckte ihre schönen Hände mit glühenden Freudenthränen.

Nun ja, ich habe es gethan, sprach Katharina, indem sie sich diese Liebkosungen ruhig gefallen ließ. Was soll man denn mit zwei eigensinnigen Kindern auch anders thun, wenn man eine gute Mutter ist? Ich sage Euch, ich hätte gewünscht, daß der König Euch vergessen und irgend eine große Prinzessin geheirathet hätte, doch da er so getreu ist wie Guarini's getreuer Schäfer, so mag es darum sein, und ich will Euch als Tochter lieben wie bisher.

Madame, wie seid Ihr gut! rief Marie, immer noch auf Katharinens Händen ruhend.

Ja, gut sein ist meine Schwäche; die wird

mir auf ewig ankleben, antwortete Katharina mit einer geheimen schrecklichen Ironie, vor welcher Margarethe zurückschauderte wie vor der Berührung eines kalten Stahles. Doch nun beruhigt Euch, Mignonne, und steht auf. Ihr habt mir Alles erzählt, was ich wissen wollte — jetzt kann ich nicht länger bei Euch bleiben; ich will morgen in aller Frühe abreisen.

Marie erhob schmeichelnd den lieblichen Kopf. Ich darf doch nun mit?

Ihr, Mignonne? denkt Ihr daran?

O, Ihr habt mir ja nun verziehen — nun ist ja kein Grund mehr vorhanden, mich zurückzulassen.

Meint Ihr denn, daß ich Euch absichtlich zurücklassen wollen? Nein, Mignonne, das wäre eine ganz falsche Berechnung gewesen; denn Nichts facht eine Liebe mehr an als eine getäuschte Hoffnung. Damit, daß ich Euch hier gelassen, hätte ich Euch den größten Dienst

erwiesen, während es sehr gefährlich für Euch wäre, wenn der König Euch gerade jetzt wiedersähe.

Warum, Madame? Bin ich denn so verändert?

Ganz und gar, mein armes Kind. Ihr seid immer noch sehr schön, aber Ihr habt nicht mehr die Schönheit, in welcher mein Sohn Euch im Herbst verlassen hat, und die daher ihm immer vorschwebt. Sieht er Euch nun so bleich, so verblüht wieder, nachdem er eben erst die üppigen Italienerinnen gesehen — die Italienerinnen sind sehr schön, meine Tochter! — da könnte er erschrecken, und ein solcher Schrecken ist der Liebe nicht günstig. Wollt Ihr jedoch mit, so sagt es; ich will Euch nicht daran hindern.

Nein, o nein, erwiederte die arme Marie in tiefer Niedergeschlagenheit, ich will hier bleiben.

Sie ist nie schöner gewesen als gerade jetzt, dachte Margarethe. Seltsam, daß die erste thörichte Liebe uns auf diese Art ungläubig gegen den Spiegel macht, da wir ihm sonst bis in das Alter hinein nur dann nicht glauben, wenn er uns unangenehme Wahrheiten sagt.

Während die schöne Königin von Navarra philosophirte, lobte Katharina liebkosend Mariens Bereitwilligkeit. Ihr seid vernünftig, meine Tochter; das ist gut — das ist recht. Ja, gehorcht Euern klugen Aerzten — bleibt hier in Ruhe und in der neuen Hoffnung, die ich Euch diesen Abend gebracht. Die wird Euch genesen machen, und wenn wir mit dem Könige zurückkommen, was nicht lange währen wird, dann habt Ihr Euch erholt, und er findet seine Geliebte ebenso schön wieder, wie er sie verlassen hat. Werdet Ihr dann nicht glücklich sein, Mignonne?

Ja, sprach Marie schwer, wenn Gott mir die Gnade gewährt, ihn wiederzusehen.

Wie könnt Ihr an dergleichen denken! Glaubt Ihr, wir werden hundert Jahre im Reiche umherziehen, ehe wir nach Paris kommen?

Nein, aber ich kann gestorben sein, wenn Ihr wiederkommt.

Das sind Narrenspossen. Warum sollt Ihr sterben, die Ihr noch so jung seid und so geliebt werdet? Das sagte sie mit einem abscheulichen Spotte.

Weil ich krank bin und gewiß täglich kränker werde, so lange ich ihn nicht wiedersehe, erwiederte Marie, die, in ihre Gedanken verloren, Katharinens Betonung nicht gehört hatte. O, ihn wiedersehen — ihn wiedersehen! Das wird mich gesund machen — das allein kann es. O, Madame, laßt mich mit Euch!

Ich habe es Euch ja eben angeboten, Schätzchen, sprach Katharina kalt.

Und ich habe es ausgeschlagen — es ausschlagen müssen, seufzte Marie. Ja, Ihr habt Recht — ich muß es ausschlagen Ich danke Euch gehorsamst, Madame; Ihr habt Recht.

Ich will gar Nichts. Kommt mit, oder bleibt hier, wie es Euch gefällt, nur entscheidet Euch.

Ich bin entschieden.

Uns zu begleiten?

Nein — hier zu bleiben.

Gut. Aber erinnert Euch: es war Euer freier Wille.

Ja, mein freier Wille.

Katharina erhob sich. Margarethe trat rasch heran. Auf ihren Lippen schwebte das Flüstern: Kommet mit uns. Doch sie hielt inne; — verloren ist sie so wie so, dachte sie; besser, daß sie hier in Ruhe stirbt. Und sie bot Marien nur die Hand und sprach: Ich sehe Euch nun nicht mehr — so lebt denn wohl.

Marie warf sich lautweinend in Margarethens Arme; ihr war es, als scheide ihr Schutzgeist. Ich danke Euch, stammelte sie; sprecht mit ihm von mir. Beruhigend, gelobend drückte Margarethe ihr die Hände und küßte sie.

Auch Katharina nahm herzlich Abschied und ihr letzter Zuruf war: Muth! Ihr sehet ihn bald wieder. Dann verließen die beiden Königinnen das Zimmer, und Marie blieb einsam, und ihr dünkte, der Stein ihres Grabes werde auf sie niedergelassen.

Zweites Kapitel.

Es war Anfang October und im Schlosse von Bourgoin, wo Katharina ihren geliebten Sohn erwartet hatte, der von d'Alençon und Navarra zu Pont de Beauvoisin, der Grenzscheide zwischen Frankreich und Savoyen, eingeholt, seit einer Stunde angekommen und jetzt mit seiner Mutter allein war. Sie hatte sich in etwas an seinem Anblicke gesättigt — genug wenigstens, um nun an Fragen zu denken. Heinrich genügte ihr. Die schamlosesten Bekenntnisse über seine Ausschweifungen zu Venedig flossen mit cynischer Unbefangenheit von seinen Lippen,

und Katharina hörte mit besonderem Wohlgefallen die Schilderungen von Vergnügungen an, die auch sie einst so fein genossen hatte und jetzt doch nach und nach aufgeben mußte.

Und in Turin, fragte sie, als er gleichsam erschöpft vom Entzücken der Erinnerung schwieg, habt Ihr da auch schöne Frauen gefunden?

Gesehen, antwortete er lächelnd; doch damit mußte ich mich auch begnügen. Ich konnte nicht mehr.

Wie, sind die Venetianerinnen so gefährlich? fragte Katharina lachend.

Boccaccio's Weiber sind nicht schlimmer.

Was werden aber unsere Damen sagen, wenn Ihr so ermüdet heimkehrt? Sie haben ihren neuen König mit solcher Begierde erwartet!

Das dachte ich mir, und um nicht mit Schande zu bestehen, zog ich es vor, mich in Turin auszuruhen, wo die Damen nach dem

Beispiele meiner Tante tugendhaft schienen und auf keinen Fall rechtliche Ansprüche an mich machen konnten.

Und was habt Ihr denn da in Turin gemacht?

Ehren empfangen, Bellegarde zum Marschall und Villequier zu meinem ersten Kammeredelmann gemacht —

Ja, fiel Katharina, mitten in ihrer glücklichen Stimmung, etwas gereizt ihm in die Rede, trotz aller meiner Bitten, Retz diese Stelle zu geben.

Laßt doch, Madame; Euer Retz ist ärger als der Wallfisch, der den Propheten Jonas verschlang — er würde halb Frankreich verschlingen, wenn man es ihm hinhielte. Ist doch auch der arme La Tour aus Gram darüber gestorben, daß sein hungriger Bruder ihm nicht einmal die alten Kleider meines seligen Bruders lassen wollte. Glaubt mir, Retz ist ein

Nimmersatt — ein Gargantua; man muß ihn von der Tafel entfernen, damit auch andere Leute sich einmal satt essen können.

Katharina sah wol, daß hier Nichts zu thun sei; heimlich überschlich die Furcht sie, ob nicht vielleicht Heinrich, trotz seiner anscheinenden Schlaffheit und Nachlässigkeit, sich schwerer zu lenken beweisen sollte als Karl mit allem seinem Aufbrausen. Indessen ihre Liebe siegte, und so sprach sie leichthin: Lassen wir es denn, mein Sohn, und erzählt mir, ob Eure Tante artig gegen Euch war?

Artig? Ah, das sagt Nichts. Sie war entzückt — stolz — überglücklich. Könnten die Kirchthürme Reverenzen machen, so hätten die von Turin es vor mir sicherlich thun müssen. Denkt Euch, das große Gastmahl, welches der Herzog mir gab, kostete hunderttausend Thaler. Nun, es ist nicht zu kostbar für den König von Frankreich, aber immer recht an-

ständig für einen kleinen Herzog. Meine Tante war auch immer gegenwärtig, wenn mein Bett gemacht wurde, und bei der Gelegenheit fand sie eines Tages den Brief, den Ihr mir über d'Amville geschrieben hattet.

Ja, wegen d'Amville wollte ich Euch fragen. Wie kam er zu der Frechheit, sich Euch vorzustellen, während der Marschall, sein Bruder, in der Bastille sitzt und Meru und Thoré Gefährten des rebellischen Condé zu Heidelberg sind? Fürchtete er denn nicht, daß Ihr ihn augenblicklich als Verräther festnehmen lassen würdet?

Das konnte ich nicht; denn Monsieur von Savoyen hatte mich unterweges so gequält, daß ich Monsieur dem Marschall einen Geleitsbrief gegeben hatte. Was wollt Ihr, Madame? Ich bin ein wenig schwach — kann Bitten nicht widerstehen. Da kam denn nun d'Amville und versicherte mich seiner unveränderten

Loyalität und schwor mir zu, daß er nie ernstlich daran gedacht, sich mit den Hugenotten einzulassen, und daß er nur damit gedroht, weil Eure Verfolgungen ihm keine Ruhe gelassen hätten. Ihr hättet ihn vergiften lassen, meinte er; nur die schleunigste Hülfe hätte ihn gerettet.

Katharina zuckte die Achseln. Es wäre sehr gut, sagte sie trocken, wenn er heute nicht mehr in Languedoc den König spielte; dann könnten wir Monsieur seinem Bruder in der Bastille ebenso gut den Proceß machen wie Montgommery.

Ach ja, den habt Ihr köpfen lassen, bemerkte Heinrich mit Nachlässigkeit.

Ja, endlich konnte ich ihn fassen. Ich hatte lange darauf gewartet. Doch erzählt weiter von d'Amville, was wollte er eigentlich?

Wie gesagt — sich bei mir rechtfertigen, und außerdem einige Kleinigkeiten — die Bestäti-

gung in seinem Gouvernement — die Freilassung seines Bruders in der Bastille und so weiter —

Bescheidene Ansprüche, bei meiner Seele! Und Ihr verspracht ihm —

Ich wiederhole es Euch: ich bin schwach und lasse mich überreden wie ein Kind. Ich hörte ihn an und glaubte ihm und würde ihm am nächsten Morgen sicherlich Alles versprochen haben, wenn ich ihm auch später Nichts gehalten hätte. Aber versprochen hätte ich. Da kam Euer Brief und öffnete mir die Augen. Ich beschloß, d'Amville verhaften zu lassen und ertheilte eben die nöthigen Befehle, als meine Tante mit dem Briefe ankam. Sie ist bei aller Höflichkeit eine entschlossene Dame, meine Tante Margarethe — man merkt, daß sie Franz I. zum Vater hat. Ich sehe, sagte sie, daß die Königin-Mutter Ew. Majestät sehr gegen Monsieur d'Amville aufreizt — hat das

Einfluß auf Ew. Majestät gehabt? — Ja, antwortete ich unschuldig — ach — unterbrach er sich plötzlich — was für eine lange Geschichte ist das! Da reicht mein Athem nicht aus! Aeußerst erschöpft lehnte er sich in seinen Sessel zurück und schloß wie eine gezierte Dame die Augen.

Mein Gott, mein Sohn! rief Katharina ungeduldig.

Aber er ließ sich für den Augenblick nicht stören. Allerliebst schmachtend lag er im Sessel und athmete langsam und tief, als hätte er den Aetna, oder mindestens den Vesuv erstiegen. Die Königin-Mutter betrachtete ihn prüfend und ungewiß; in dieser morgenländischen Affectation hatte sie ihn noch nicht kennen gelernt. Ist es eine Rolle, oder ist es eine neue Art zu sein? Wäre es diese, so hätte ich kein schweres Spiel. Hier machte Heinrich träumerisch die Augen auf und fragte, als er-

wache er eben: Sprachen wir nicht eben über etwas, Madame?

Ich glaube, antwortete sie etwas ironisch, und reicht mein Gedächtniß so weit, so war es über d'Amville und Eure Tante Margarethe.

Ah — Ja — ich besinne mich. Ich wollte Euch erzählen, was ich meiner Tante antwortete, als sie mich nach den Absichten fragte, die Euer Empfehlungsbrief in mir erzeugt hatte.

Ganz recht, mein Sohn. Es ist erstaunlich, wie gut Euer Gedächtniß ist.

Ach, spottet nicht, Madame; es hat zu Venedig sehr gelitten. Aber was ich meiner Tante zur Antwort gab, das weiß ich noch — ich erwiederte ganz unschuldig: ich wollte den Marschall auf Euern Brief hin verhaften lassen und mit mir nehmen, damit ihm zugleich mit seinem Bruder der Proceß gemacht würde.

Das wäre sehr vernünftig gewesen.

Der Meinung war meine Tante nicht. Sie

behauptete, ich hätte mein Wort verpfändet, daß dem Marschall Nichts geschehen sollte, und ein König müsse sein Wort halten. Meint Ihr das auch, Madame?

Einem Verräther durchaus nicht. Auch Montgommery hatte Matignon's Wort für seine Sicherheit, und dennoch habe ich ihn gefordert und Matignon hat ihn ausgeliefert.

Ah, meine Tante ist an ihrem kleinen Hofe doch mit diesen ächt königlichen Gesinnungen ein wenig aus der Uebung gekommen — man muß sie entschuldigen.

Das will so viel sagen —

Daß ich d'Amville auf ihr Andringen abreisen ließ? — Ja, meine theure Mutter, ich war so dumm — verzeiht mir.

Wenn Ihr selbst Euch verzeihen könnt. Es wird nicht lange währen, bevor Ihr die Früchte Eurer unklugen Nachsicht reifen sehen werdet.

Ja, das fürchte ich selbst — d'Amville soll zu Nizza, wohin Monsieur von Savoyen ihn bringen ließ, im höchsten Zorne geschworen haben, mich fortan nur noch im Bilde sehen zu wollen. Das zeugt nicht gerade von höflichen Gesinnungen — aber was wollt Ihr — man wird so müde, wenn einem so viel vorgeschwatzt wird, und meine Tante kann sprechen — sie hat so viel Zungengeläufigkeit wie Cicero und Demosthenes zusammen, und sagt Euch so gerade heraus ihre Meinung, wie Meister Rabelais.

Den scheint Ihr sehr studirt zu haben, mein Sohn.

Ja, du Gua hatte ihn mit in Polen, und in diesem fürchterlichen Lande war ich so abscheulich an Gemüth geworden, daß es mir eine wahre Erquickung war, Satyren auf meinen königlichen Großvater und — Verzeihung, Madame — selbst auf meinen königlichen Vater zu lesen.

Ich verzeihe Euch das gern, mein Sohn; denn ich gestehe Euch, daß ich über Nichts in meinem ganzen Leben so gelacht habe wie über die Geschichten dieses verdammten Pfarrers zu Meudon.

Ah, wie gut ist es doch, Verstand zu haben!

Aber, mein Sohn, wißt Ihr, daß Euer Bellegarde nur Marschall geworden ist, um zugleich ein Narr zu werden? Ich sage Euch, er kam in Eurer Karosse angefahren, daß man hätte glauben können, Ihr zöget selbst ein. Und als er Euch anmeldete, sagte er nicht etwa: Ihr werdet in einigen Tagen den König, Euern Sohn, wiedersehen — er sagte: Der König, mein Herr, läßt Euch sagen, Ihr dürftet ihn in einigen Tagen erwarten. Und dabei setzte sein Gesicht hinzu: und ich bin der Herr des Königs, also seid artig gegen mich, Madame. Ich kann Euch versichern, mein Sohn, ich fürchtete mich förmlich vor ihm.

Heinrich lachte herzlich. Also feierlich kam er an?

Ich sage Euch, als wäre er der Herzog von Infantado.

Dieser arme Bellegarde! Ein wahres Muster von einem Unterthan — er glaubt nur an seine Existenz, wenn der königliche Blick auf ihn fällt.

So denkt Ihr von ihm und habt ihn zum Marschall gemacht?

Bah — muß man durchaus ein kluger Mann sein, um König oder Marschall zu sein?

Aber am Ende was hat er gethan? Daß er La Rochelle nicht überraschen konnte.

Er ist mir nach Kärnthen entgegengereist und hat mich überall unerhört gelobt.

Und dafür habt Ihr ihn zum Marschall gemacht und ihm dreißigtausend Livres Einkünfte geschenkt.

Ja, darum, erwiederte Heinrich ganz ernsthaft. Ich habe es gern, wenn man mich lobt.

Das könnt Ihr wohlfeiler haben, mein Sohn, sprach Katharina geringschätzig.

Glaubt das nicht. Angenehmes Lob ist so selten, oder noch seltener, als die Tugend, und das will viel sagen. Versteht mich — ich meine Lob, welches gefällt, anspricht. Alltägliches, welches langweilt, kann man freilich umsonst haben; aber nicht solches, wie Bellegarde in seiner Gewalt hat. Ich sage Euch, es kam so zufällig aus seinem Munde, und er sah dabei so unbefangen aus, daß ein Jeder glauben mußte, ich verdiene es ganz und gar.

Ihr verdient auch jedes Lob, mein Sohn.

Ah, Madame, machet mich nicht schamroth — ich bitte! Sagt mir lieber, ob du Eva nicht das Gesicht verzieht?

Ueber Bellegarde?

Das meine ich.

Nein; er sieht so stolz wie immer aus, und nimmt Bellegarde ihm gegenüber seine hoch-

müthige Miene an, so lacht er und nennt ihn „den Strom der Gunst".

Ha, ha! Du Gua bleibt sich gleich.

Liebt Ihr ihn noch immer?

Ich glaube, ja, antwortete Heinrich nach einiger Ueberlegung. Was macht denn Montpensier mit den Hugenotten?

Sie parlamentiren eben.

Kann er nichts Besseres thun?

Wahrscheinlich nicht, sonst würde er gewiß gerade das nicht thun. Ihr wißt, am liebsten ließe er sie sämmtlich auf einem großen Roste braten.

Ja; er würde mir nicht zum Frieden mit ihnen rathen, wie meine Tante that.

Eure Tante scheint Nichts mehr zu wollen als ewigen und allgemeinen Frieden. Also eine Amnestie für diese Ketzer rieth sie Euch?

Ja, und d'Amville auch. Der König hütete sich wol, seiner Mutter zu sagen, was

d'Amville ihm sonst noch gerathen: nämlich ganz allein zu regieren. Er sagte ihr auch nicht, daß er den Marschall, im Uebermaße seiner kurzen Freundschaft für ihn, dringend eingeladen, während der einen Nacht sein Bett zu theilen, und daß es in dieser vertraulichen Stunde gewesen, wo der Marschall durch des Königs ernstliche Bitten bewogen worden war, ihm diese Rathschläge zu ertheilen.

Katharina sprach noch einmal ihre Abneigung gegen d'Amville aus, den sie seiner Feinheit und Klugheit wegen herzlich haßte — dann fragte sie: Wo habt Ihr unsern Vetter von Nevers gelassen?

In seinem Gouvernement, versetzte Heinrich. Er wollte mich nicht weiter begleiten — er ist in sehr übler Stimmung wider mich.

Warum?

Je nun, weil ich meiner Tante auf ihre Vorstellungen wegen Billigkeit und Gerechtigkeit

und wie diese schönen Worte alle heißen, die Zurückgabe von Pignerol, von Saviglian und la Perouse versprochen habe! Denkt Euch, Monsieur von Gonzaga nennt das eine Thorheit.

Nun, ich glaube, er hat nicht ganz Unrecht.

Piemont ist indessen Savoyen geradezu weggenommen worden.

Wahr; doch haben alle Staaten sich auf diese Art gebildet, oder doch ergänzt und vergrößert, und wollte man Alles wiedergeben, was man erobert hat, so könnte man sich die Mühe ersparen, es zu erobern.

Nevers meinte auch, was man einmal habe, müsse man behalten; aber ich will darin nicht kleinlicher handeln als der König, mein Vater, that — ich will die Morgengabe meiner Tante mit diesen Plätzen ergänzen, die er sich von seinen Eroberungen jenseits der Berge zurückbehalten hat.

Mein Sohn, wüßtet Ihr, welchen Schmerz

das Aufgeben jener Eroberungen damals unter allen unsern Edelleuten erregte, wie der Friede und die Heirath Eurer Tante verwünscht wurden, Ihr würdet dem Stolz des französischen Adels diese Wunde ersparen.

Möglich, daß er sie fühlen wird, sagte Heinrich nachlässig, jedoch ich habe versprochen, was ich versprochen habe. Apropos, wißt Ihr, daß dieser verwünschte Montbrun mein Gepäck aufgefangen, und die Diener, die es begleiteten, gefangen genommen hat? Ich glaube, dieser Bursche hätte sich sogar an mich gemacht, hätte nicht Monsieur von Savoyen mich escortirt. — Die Escorte, mit welcher der Herzog diese mögliche Lust des Hugenottenführers unmöglich gemacht, bestand aus viertausend Mann Fußvolk und tausend Pferden — war also groß genug, um Frankreich seinen kostbaren Monarchen zu erhalten.

Katharina bemerkte: Vielleicht hätte er dann Euer Gepäck ziehen lassen.

Möglich; ein König wäre vielleicht einiger Hemden und Lakaien werth gewesen. Doch nein — er würde vermuthlich mich und mein Gepäck zugleich abgeführt haben.

Ihr werdet ihm doch schreiben lassen, daß er es herausgebe?

Geschrieben soll an ihn werden; aber an das Herausgeben glaube ich nicht recht. Apropos, was macht Madame von Montpensier?

Sie hinkt noch immer.

Und Madame von Nevers?

Die ist jetzt ihrem Manne treu.

Besser spät als niemals. Châteauneuf?

Die ist Euch treu geblieben.

Das ist mehr, als ich von mir sagen kann; doch soll ihre Treue jedenfalls belohnt werden. Und meine schöne Schwester von Navarra?

Die hat um La Mole getrauert.

Ah, dieser arme La Mole! Mußtet Ihr den wirklich hinrichten lassen?

Ja; sie liebte ihn unmäßig, und da er zugleich d'Alençon ganz beherrschte und dieser wiederum ganz eins mit Margarethen ist —

Wie? fragte der König gereizt.

Ja wol — sie sind ganz Freundschaft und Zärtlichkeit. Wodurch er sich, da er doch so häßlich ist, so ganz in ihre Gunst hat einschmeicheln können, das weiß ich nicht; vermuthlich auf dieselbe Art wie Bellegarde Euch bewogen hat, ihn zum Marschall zu machen. Genug, sie lieben sich so, und La Mole wurde wiederum von Beiden so sehr geliebt, daß diese drei nothwendig getrennt werden mußten, sonst hätten sie gefährlich werden können.

Ihr habt ganz recht gethan — ganz recht, Madame; doch glaubt Ihr, daß diese beiden zärtlichen Geschwister nicht auch jetzt, ohne La Mole, noch gefährlich werden können?

Nein; Eure Schwester ist noch zu sehr durch ihren Verlust gebeugt, um jetzt schon an etwas

Anderes zu denken. Und d'Alençon's Ehrgeiz müßte, dächte ich, in seiner langen Gefangenschaft im Louvre sich auch ein wenig abgekühlt haben.

Seit wann habt Ihr ihn und den König von Navarra in Freiheit gesetzt?

Den Tag, ehe wir abreisten, um Euch zu empfangen.

Das scheint lange genug, und doch — der König von Navarra —

Der hat sich als Gefangener aus Langeweile in Madame von Sauve verliebt und somit für die nächsten Monate Beschäftigung.

Ja, die Frau könnte sogar einen Narziß eifersüchtig machen. Also meint Ihr, ich soll die Prinzen —

Freilassen, aber dabei im Auge behalten.

Das könnt Ihr thun, meine Mutter; ich werde zu viel mit den Damen zu thun haben. Die Marschälle aber?

Die lassen wir einstweilen in der Bastille.

Gut; ich habe Nichts dagegen. Nun sagt mir nur noch etwas: ist meine Schwester gegen du Gua freundlicher geworden?

Dem Ansehen nach nicht.

So? Hat Madame von Dampierre Euch begleitet?

Ja; ich erwirkte ihr Erlaubniß von der verwittweten Königin.

Ach, da Ihr mich an die erinnert — was macht sie denn?

Sie weint und betet.

Sie kann nach einem so großen Verluste auch nicht anders, sagte Heinrich ironisch. Ich bitte, lasset Madame von Dampierre rufen.

Die alte Dame erschien, ein Muster von vornehmer Stattlichkeit — eine Chronik des Hofes — die alle diese jungen Könige in ihren Armen getragen hatte.

Madame von Dampierre, sprach der König,

nachdem er die edle Anhängerin seines Hauses mit der ihm eigenthümlichen Grazie begrüßt hatte, ich bat Euch in dem Briefe, den ich Euch von Venedig aus schrieb, ein gutes Wort bei meiner Schwester, der Königin von Navarra, für du Gua einzulegen — habt Ihr meinen Auftrag erfüllt?

Ew. Majestät Aufträge sind Befehle für mich, erwiederte Madame von Dampierre, und das allein konnte mich zu dem Versuche ermuthigen, die Königin von Navarra umzustimmen. Mit großer Hoffnung unternahm ich ihn nicht; denn ich kannte Ihre Majestät. Und, leider, hat der schlechte Erfolg meine Befürchtungen bestätigt.

Das will sagen, Ihr habt Nichts ausgerichtet?

Nicht das Geringste, Ew. Majestät.

Aber habt Ihr es auch mit der gehörigen Klugheit angefangen?

Mit aller, Sire, deren mein armer Verstand fähig war. Ich stellte ihr vor, daß sie Monsieur du Gua verzeihen möchte, weil Ihr ihn vor allen Andern liebtet und auszeichnetet und eine Zurücksetzung Eures Günstlings so auslegen könntet, als gäbe Eure Gunst in ihren Augen dem, der sie besäße, weiter keinen Werth. Monsieur du Gua könnte ihr, da Ew. Majestät seines klugen Urtheils wegen viel auf seine Meinung gäben, bei Euch ebenso viel nützen, wenn sie ihn freundlich behandle, wie er ihr schaden könne, wenn sie fortfahre, ihn so wider sich aufzureizen. Dann führte ich ihr das Beispiel ihrer beiden Tanten, Mesdames Magdalene und Margarethe von Frankreich, an, von denen die erste Königin von Schottland gewesen, die zweite noch jetzt Herzogin von Savoyen sei. Die hätten Monsieur von Sourdis, der bei dem Könige, ihrem Vater, sehr in Gnaden gestanden, so stolz sie auch gewesen

wären, eifrigst den Hof gemacht und sehr viel Vortheil davon gehabt, und darum sollte sie es mit Monsieur du Gua ebenso machen.

Sehr gut, Madame von Dampierre. Und was sagte meine Schwester?

Sie war gerade bei guter Laune und hörte mich daher geduldig bis zu Ende. Dann aber antwortete sie: Madame von Dampierre, was Ihr mir da rathet, das wäre angemessen für Euch, die Ihr der Gunst und der Wohlthaten bedürft, und wäre ich an Eurer Stelle, so würde ich so handeln, wie Ihr sagt. Aber für mich, die ich die Tochter eines Königs, die Schwester der Könige von Frankreich und die Frau eines Königs bin, für mich taugt Euer Rath nicht. Ich brauche nicht um die Gnade des Königs, meines Bruders, zu betteln, und ich habe das Vertrauen zu ihm, daß er mir, auch ohne das Fürwort du Gua's, niemals abschlagen werde, um was ich ihn mit Recht

bitte. Und sollte er so entartet sein, es nicht zu thun, so will ich lieber seiner Gunst entbehren, als sie du Gua zu verdanken haben. Ist er sich bewußt, er sei es werth, König zu sein und von mir und seinem Volke geliebt zu werden, so bin ich, als seine Schwester, mir gleichfalls bewußt, meine Würde und sowol seine, wie Aller Achtung zu verdienen. Haben meine Tanten sich so erniedrigt, wie Ihr sagt, so ist das ihre Sache gewesen, nie aber kann es ein Beispiel für mich sein. Das, Sire, war die Antwort der Königin, Eurer Schwester.

Brav und hoch genug geantwortet. Ich danke Euch, Madame von Dampierre.

Die alte Dame zog sich nach einer Reverenz zurück. Heinrich ging mit Verdruß im Zimmer umher. Das ist wahr — man kann eher ein ganzes Reich unterwerfen, als eine Frau.

Eure Schwester könnte Frankreich beherrschen, meinte Katharina.

O, nicht nur Frankreich, sondern die Welt. Und warum auch nicht? Ist sie nicht Eure Tochter?

Ich war nie so stolz, mein Sohn.

Nein, das ist wahr, Madame; denn Ihr habt Madame von Valentinois den Hof gemacht.

Mein Sohn, sprach Katharina mit ungestörtem Gleichmuthe, hätte ich nicht die Geliebte Eures Vaters bisweilen ersucht, mir meinen Mann zu borgen, so wären wir in diesem Augenblicke, ich nicht Königin-Mutter und Ihr nicht König von Frankreich.

O, ich mache Euch auch keinen Vorwurf darüber, rief er lachend. Im Gegentheil!

Mutter und Sohn, die einander so würdig waren, lebten auch im besten Einverständnisse fort. Ueberhaupt war Heinrich guter Laune; selbst seinen Bruder und Heinrich von Navarra behandelte er gnädig. Mademoiselle von Châ-

teauneuf hatte die Ehre, öfter als andere Damen, vom Könige zu heimlichen Stunden befohlen zu werden. Am meisten in Gunst stand jedoch du Gua, der dem armen Bellegarde bald keinen Brocken mehr übrig ließ und es zuletzt dahin brachte, daß der unglückliche Marschall, der seinem guten Freunde Brantôme mit Thränen versicherte, er würde lieber gar nicht gestiegen, als so schnell wieder gefallen sein, vom Hofe fort zur Belagerung von Liveron geschickt wurde.

Aber Bellegarde war es nicht allein, der die Macht des Günstlings empfand, auch die Königin von Navarra würde ohne ihren hohen Stolz bereut haben, daß sie sich nicht anders gegen du Gua benommen. Was nur immer Sarkasmen und Ironie vermögen, das wandte der beleidigte Edelmann an, um alle Neigung, die Heinrich noch etwa für sie hegen könnte, zu untergraben, und es gelang ihm nur zu gut.

Die gekränkte Eitelkeit Heinrich's, gekränkt durch die Neigung, welche Margarethe zu d'Alençon gefaßt hatte, war der einflußreichste Bundesgenosse für du Gua. Margarethe sah sich bald von allen Bewerbern um die Gunst des Königs nicht nur vernachlässigt, sondern absichtlich kalt behandelt.

Glaubte du Gua, Margarethe dadurch zu einem andern Betragen zu bringen — sie zu zwingen, daß sie sich endlich doch vor ihm demüthige und ihn zu ihrem Fürsprecher bei dem Könige erbitte? Er täuschte sich. Margarethe hatte einen unbesiegbaren Stolz. Ihre Kälte gegen du Gua wuchs zugleich mit ihrem Hasse gegen ihn, und sie hatte den Triumph, daß ihr gelang, was Andere umsonst versucht haben würden: du Gua durch ihre unverholene Verachtung wüthend zu machen. Der hochmüthige Günstling gestand es nicht ein — im Gegentheile, er schien über sie zu spotten, wie er

über Bellegarde gespottet. Aber Margarethe las in seiner wechselnden Farbe, auf seinen gepreßten Lippen ihre Genugthuung.

Ich bin es doch, die oben steht, während er wie ein Wurm zu meinen Füßen zischt, sprach sie mit ihrem blitzenden Lächeln zu der Torigny.

Madame, nehmt Euch in Acht, daß der Wurm Euch nicht in den Fuß beiße, sprach warnend das Fräulein.

Bah, er kann nicht so hoch hinauf, sagte Margarethe geringschätzig.

Gewürm kriecht, antwortete die Torigny, und gingen Pfade durch die Luft, es kröche bis zu den Sternen hinauf.

Weißt du nicht, was unser Verehrer Brantôme sagt? fragte lächelnd Margarethe. Ich schwebe noch höher als die Sterne.

Mehrere Damen kamen jetzt zu Margarethen und fragten sie, ob sie nicht etwas spazieren fahren wolle.

Die Königin, Eure Mutter, ist in ihr Kabinet gegangen, um Depeschen zu schreiben, sagte Mademoiselle von Surgeres; Ihr seid daher frei, Madame.

Ich will wol, erwiederte die Königin. Wohin fahren wir?

O, sagte Mademoiselle von Montigny, die Abtei von Saint-Pierre ist ein so schönes Kloster, daß es Euch gewiß nicht leid thun wird, es besucht zu haben.

Gut, so besuchen wir Saint-Pierre.

Darf ich Euch begleiten, Madame? Ich habe eine Tante dort, und der Eintritt ist nur großen Damen gestattet.

Gern, antwortete Margarethe. Ihr Wagen, vergoldet und mit gelbem Sammet ausgeschlagen, fuhr bald vor, konnte aber kaum alle die sie begleitenden Damen fassen. Dennoch hingen sich zwei vertraute Edelleute des Königs, Liancourt und Camille, an die Thüren und

versicherten, sie wollten auch die schönen Nonnen sehen. Margarethe mußte ihnen mit einigem Ansehen befehlen, zurückzubleiben.

Während sie in der Abtei war und ihr Wagen ihrer auf dem Platze des Terreaux wartete, kam der König, begleitet von Heinrich von Navarra, d'O und dem dicken Ruffé, der ein besonderer Freund du Gua's war, über diesen Platz her, um Monsieur von Quelus zu besuchen, der, bereits sehr in seiner Gunst, jetzt krank war und nebst mehreren anderen Edelleuten hier wohnte.

Heinrich gewahrte den Wagen Margarethens und wandte sich plötzlich, von einer boshaften Eingebung ergriffen, zu Navarra. Seht, sagte er mit seinem abscheulichen Lächeln, da ist der Wagen Eurer Frau und dort ist die Wohnung Bidé's. Ich wette darauf, daß sie jetzt bei ihm ist. Monsieur von Bidé war einer von denen, welche die schöne Königin am

offenkundigsten anbeteten, und lag eben jetzt auch krank.

Der König von Navarra hatte, als er den Hof nur einigermaßen kennen gelernt, nie den vermessenen Gedanken gehegt, daß seine Frau ihm treu bleiben würde. Gutmüthig und leichtsinnig, wie er war, hatte er sich gleich im Voraus darein gefunden, wohlverstanden unter der Bedingung, daß ein gewisser Anstand beobachtet werde. Das war bei der Liebe der Königin für La Mole der Fall gewesen; der ganze Hof hatte davon gesprochen, indessen hätte Keiner es Margarethen beweisen können. Er hatte auch die sichere Ueberzeugung, daß Margarethe immer nur unter Schleiern lieben würde; die Miene der strengsten Tugend, welche sie öffentlich annahm, beruhigte ihn darüber, und so war er auch jetzt ganz gewiß, daß ihr Wagen nicht hier halte, weil sie am hellen Nachmittage einen kranken Liebhaber besuche. Ruhig

lächelnd antwortete er daher: Ew. Majestät können wol nur scherzen.

Nein, ich bin ganz ernsthaft, sagte Heinrich. Ruffé, geht und seht nach.

Es war dies die erste der Albernheiten, durch welche Heinrich sich als König von Frankreich so glänzend auszeichnete. Der dicke Ruffé wackelte keuchend die Treppe in dem bezeichneten Hause hinan und fand den unglücklichen Bidé, wie er mit großer Langweile im Bette lag und Tisanen trank. Ruffé hatte als ein vernünftiger, wenn auch unförmlicher Edelmann durchaus nicht darauf gerechnet, die Königin von Navarra zu finden, und war daher nicht im mindesten erstaunt. Desto erstaunter aber war Bidé, als die dicke Maschine plötzlich in sein Zimmer polterte. Die beiden Edelleute waren gar nicht näher mit einander befreundet, und Bidé begriff mit allem Scharfsinne nicht, wie er zu diesem Besuche und zu den Erkun-

digungen komme, die Ruffé pustend an ihn ergehen ließ. Höflich fragte er danach; Ruffé versicherte unverschämt: der König habe, auf die Nachricht von Bidé's Krankheit, ihn gesandt. Der König? fragte Bidé verblüfft. Wie komme ich zu dieser Ehre? — Aber, parbleu, durch Eure Verdienste, mein Freund, erwiederte Ruffé. Ich kann Euch versichern, daß Se. Majestät höchlichst bekümmert sind. — Aber ich habe nie bemerkt, daß Se. Majestät mich irgend besonders auszeichneten? — Ja, mein Freund, die Wahrheit zu gestehen, ich auch noch nie; aber es muß doch der Fall sein, da Se. Majestät mich ganz ausdrücklich zu Euch senden und so sehr bekümmert schienen. Se. Majestät müssen so eine Art stiller Liebe zu Euch gefaßt haben, wie Ihr für die Königin von Navarra. — Ich kann mich noch immer nicht von meinem Erstaunen erholen. — Erholt Euch, ich bitte, ich beschwöre Euch,

mein theurer Freund — erholt, beruhigt Euch — es könnte Euch sonst schaden, und was würden dann Se. Majestät sagen? Nehmt das Glück, das Euch vom Himmel fällt, demüthig an, aber nehmt es ja an — lasset es nicht wieder los. Und nun sagt mir, was soll ich Sr. Majestät von Euch überbringen? — O, den unterthänigsten Dank — die Versicherungen meiner grenzenlosen Ergebenheit. — Und ich kann Se. Majestät über Eure kostbare Gesundheit beruhigen? — Vollkommen, vollkommen! Es war Nichts als ein leichtes Unwohlsein, und die Gewißheit der königlichen Gnade wird mich so schnell herstellen, daß ich vielleicht schon morgen im Stande sein werde, Sr. Majestät persönlich meinen ehrfurchtsvollsten Dank abzustatten. — Schön, mein theurer Freund — schön! Ich bin unnennbar glücklich, der Ueberbringer einer so guten Antwort zu sein.

Der boshafte Ruffé trollte ab, und der be-

trogene Bidé bekam von der Anstrengung, mit welcher er sich bemühte, gesund zu werden, noch vor dem Abend das heftigste Fieber.

Ruffé erschien unterdessen mit einem Gesicht, auf welchem eine geheimnißvolle Mittheilung schon von Weitem zu lesen war, wieder auf dem Platze, wo die Könige seiner warteten.

Nun? rief Heinrich ihm entgegen.

Ew. Majestät, die Vögel sind nicht da, aber sie sind da gewesen.

Seht Ihr! rief Heinrich triumphirend gegen Navarra gewandt.

Erlaubt, Sire, sagte dieser gleichmüthig und wandte sich an den dicken Lügner. Woher wißt Ihr es denn? fragte er.

Ich weiß, was ich weiß. Bidé sah nicht aus wie ein Kranker, sondern wie ein Verzückter. Als ich ihn im Auftrage Sr. Majestät befragte, wurde er blutroth und dann leichenblaß und stammelte und stotterte so, daß

ich Mitleid mit ihm hatte und seinen Pagen befragte. Das ist, wie Ihr wißt, ein so dummer Junge, daß eben nur Bidé ihn zum Pagen nehmen konnte. Als ich diesen Ausbund fragte, ob nicht eben eine schöne Dame bei seinem Herrn gewesen, antwortete er grinsend: ja, Monsieur, die gnädige Königin von Navarra war hier, und das ist eine große Ehre für meinen Herrn.

Was sagt Ihr dazu? fragte Heinrich seinen Schwager.

Ich sage, daß Ruffé ein zweites Decameron schreiben sollte, erwiederte Navarra lachend.

Ihr glaubt es nicht!

Wie sollte ich wol glauben, was der anerkannteste Lügner des Hofes sagt! rief Navarra lachend.

Ruffé machte ein scheinheiliges Gesicht. Die Unschuld wird auf Erden immer verkannt, sprach er salbungsvoll.

Arme Unschuld! rief Heinrich von Bourbon.

Ihr seid ein Thor, sagte der König ärgerlich. Ihr lacht, wo ein anderer Ehemann wüthend würde.

Ew. Majestät kann doch dieses alberne Geschwätz nicht wirklich glauben wollen?

Aber es ist die Wahrheit, sage ich Euch.

Dann, Sire, möge die Königin, meine Frau, selbst sich rechtfertigen.

Wenn sie es kann.

Ihr werdet diese Freude haben, Sire.

Als Margarethe nach einem mehrstündigen Besuche zu Saint-Pierre zurückkehrte und mit den Damen, die sie begleitet hatten, in ihr Zimmer trat, fand sie ihren Mann, der sie mit einem eigenen Lächeln bewillkommnete. Was habt Ihr? fragte sie neugierig.

Geht zur Königin, Eurer Mutter, antwortete er; ich wette darauf, daß Ihr im heftigsten Zorne zurückkommt.

Aber was ist? was meint Ihr?

Geht nur; Ihr werdet es gleich erfahren. Ich will Euch nur sagen, daß ich Nichts davon glaube. Es sind das lauter Erfindungen, um Euch und mich zu veruneinigen und so die Freundschaft zwischen mir und Euerm Bruder zu stören. Doch das soll ihnen nicht gelingen.

Margarethe rief ungeduldig: So sagt doch nur, was man gesagt hat, damit ich nicht so ganz unwissend zur Königin komme.

Sie wird Euch nicht lange in Unwissenheit lassen.

Das ist gewiß wieder ein Gebräu von diesem verwünschten du Gua.

Nein, nicht von ihm, aber von einem andern Schenken, der Thür an Thür mit ihm wohnt.

Ruffé?

Ganz recht.

Und Ihr wollt mir Nichts weiter sagen?

Ich sage, geht zur Königin, Eurer Mutter.

Margarethe ging in der höchsten Ungeduld. Im Saale kam Guise ihr entgegen. Beide, er und Margarethe, hatten jetzt alle Höflichkeit gegen einander, die aus vollkommener Gleichgültigkeit entspringt.

Ich erwartete Euch hier, sprach er, um Euch auf das vorzubereiten, was Euch bei der Königin erwartet. D'O hat es mir mitgetheilt. Und er erzählte ihr die saubere Geschichte.

Der König, mein Bruder, muß toll sein, sprach Margarethe mit flammendem Gesicht.

Glaubt Ihr, daß er eine Sylbe davon glaubt? fragte Guise. Er gibt vor, es zu glauben.

Aber das wäre schändlich!

Ich sage nicht nein.

Und was habe ich ihm gethan?

Er haßt Monsieur — Ihr liebt ihn. Der König ist eifersüchtig.

Der König ist schlecht. Ha, der Schauer, der mich überfiel, als er mich bei seiner Rückkehr umarmte, hat nicht gelogen. Mein prophetischer Geist täuscht mich nie. Das Böse wie das Gute verkündet mir mein Geist.

Und was verkündet er Euch jetzt von Eurer Aufnahme bei der Königin?

Nicht viel Gutes, gewiß; doch das ist gleich. Gehen will ich. Euch, Monsieur von Guise, danke ich.

Ihr wißt, sprach er ehrfurchtsvoll, daß ich auf ewig Euer Diener bin.

Ja, sagte Margarethe zu sich selbst, du hoffst, das Schiff werde scheitern, und du werdest dir aus den Trümmern ein Floß bauen können.

Katharina war nicht in ihrem Zimmer, wol aber befanden mehrere Damen sich dort. Die Herzogin von Nemours kam Margarethen entgegen und sagte: Mein Gott, Ma-

dame, wie zornig ist die Königin, Eure Mutter, auf Euch.

Wie, hat sie denn zu Euch davon gesprochen? fragte Margarethe erbleichend.

Vor uns Allen in den härtesten Ausdrücken. Ich würde Euch nicht rathen, zu ihr zu gehen.

Nein, sicher würde ich es nicht wagen, wenn ich gethan, was es dem Könige beliebt hat, von mir zu erzählen. Doch da es zufällig eine Lüge ist, so werde ich hineingehen. Stolz, mit hochgerötheten Wangen trat sie in das Kabinet ihrer Mutter.

Ihr wagt es? rief diese ihr entgegen.

Was, Madame, wenn ich fragen darf? fragte Margarethe mit hochmüthiger Ehrfurcht.

Mir unter die Augen zu treten?

Seit wann ist das der Königin von Navarra nicht mehr erlaubt?

Seit sie am hellen Tage Besuche bei ihren Liebhabern macht.

Madame, sprach Margarethe mit kalter Fassung, ich habe bereits die Lüge gehört, mit welcher der König Euch unterhalten hat. Sie ist so albern, daß sie eigentlich gar keiner Widerlegung bedürfte; doch da Ihr die Miene annehmt, als schenktet Ihr derselben Glauben —

Wie, Ihr untersteht Euch? schrie Katharina. Ihr, die Ihr Euer Angesicht in Scham verbergen solltet? Ihr, deren Aufführung so nichtswürdig ist, daß ich mich schäme, Eure Mutter zu sein? In diesem Tone ging es weiter. Katharina, keine vornehme Natur, die im höchsten Zorne kalt wird — sie wurde durch ihn roh. Daß aber dieser alberne Zorn über Margarethe losbrach, das hatte seinen Grund in dem schweren Unrecht, dessen Katharina sich seit der Bartholomäusnacht gegen Margarethe bewußt war. Daß ihr diese in jedem Augenblicke sagen konnte: du hast mich damals wie eine Rabenmutter aufgegeben — das hatte in

ihr einen tiefen Widerwillen gegen ihre Tochter erzeugt.

Margarethe hielt eine Zeit lang die verrückten Schmähungen aus, mit denen Katharina sie überhäufte; sie glaubte, endlich müsse ihre Flut sich doch erschöpfen. Aber sie irrte. Katharina war in diesem Augenblicke ganz Italienerin und schimpfte mit der ganzen Wuth ihres nationellen Temperamentes und mit jener Ueberfülle von Ausdrücken, die man noch heute im Boccaccio bewundern kann.

Endlich riß der jungen Königin die schon längst straff gespannte Geduld, und mit einer lauten, metallenen Stimme, welche selbst das Geschrei Katharinens übertönte, rief sie: Und wenn ich Euch sage, Madame, daß an sechs Damen mich nach Saint-Pierre begleitet haben, daß Mademoiselle von Montigny dabei war, mit der ich gar nicht vertraut bin, wie Ihr wißt, daß endlich Liancourt und Camille mit

bis an die Abtei gefahren sind — was werdet Ihr dann sagen?

Daß Ihr ebenso frech lügt, wie Ihr schamlos seid, schrie Katharina.

Und ich werde dagegen sagen, daß Ihr, um Euerm Götzenbilde zu schmeicheln, Glauben an seine nichtswürdigen Erfindungen heuchelt, rief empört Margarethe.

Katharina wollte Margarethen einschreien, daß nicht Heinrich, sondern einer ihrer Kammerdiener ihr die Nachricht hinterbracht. Margarethe lachte verächtlich, machte eine tiefe Verbeugung und verließ das Kabinet.

Da dieses nur von einem Verschlage gebildet war, so hatten die Damen im Zimmer Katharinens Alles gehört. Mit erschrockenen Gesichtern wollten sie sich der jungen Königin nähern, doch raschen, stolzen Schrittes ging diese mitten durch sie hindurch.

In ihrem Zimmer fand Margarethe noch

ihren Mann. Nun, fragte er lächelnd, habt Ihr nicht gefunden, was ich Euch voraus-gesagt?

Thränen der Wuth stürzten ihr aus den Augen. O, rief sie, fast erstickend, so behandelt zu werden, und sich nicht rächen zu können!

Seid ruhig, sagte Navarra. Liancourt und Camille werden sich heute Abend beim Nieder-legen des Königs einfinden und ihm Alles der Wahrheit gemäß erzählen, und ich bin sicher, morgen weiß die Königin, Eure Mutter, durch-aus nicht, wie sie die Beleidigung, die sie Euch zugefügt hat, wieder gut machen soll.

Am nächsten Tage hatte ein italienischer Bankier, der d'Alençon anhing, diesen, den König und die Königin von Navarra, sowie mehrere andere Prinzessinnen und Prinzen zum Mittagessen in einem schönen Garten eingela-den, welchen er in der Stadt besaß. Marga-rethe, in den Formen der äußern Ehrfurcht

gegen ihre Mutter erzogen, dachte auch bei dieser Gelegenheit nicht daran, sich ihnen zu entziehen; sie erwartete Katharina, als diese aus der Messe kam, im Saale und bat sie um die Erlaubniß, diesem Feste beiwohnen zu dürfen. Grob und roh antwortete Katharina: Margarethe möchte hingehen, wohin sie wollte; sie, ihre Mutter, würde sich nicht länger darum bekümmern. Margarethe schwieg und entfernte sich; aber sie warf einen gewitterdunklen Blick auf ihre Mutter und beim Feste wurde von Jedermann die Verdüsterung ihres schönen Gesichtes bemerkt. Brantôme erklärte: die Sonne scheine umsonst, da die Königin von Navarra nicht lächeln wolle.

Als sie am Abend zurückkehrte, harrte ihrer schon eine Botschaft der Königin-Mutter, welche sie in ihr hinteres Kabinet, dicht an dem des Königs gelegen, bescheiden ließ. Aha, sagte Navarra lachend, jetzt wird meine Pro-

phezeiung sich erfüllen, und Ihr werdet schöne Worte zu hören bekommen.

Dem war so. Kalt und gehalten trat Margarethe ein — mit großer Freundlichkeit kam Katharina ihr entgegen und rief: Meine Tochter, ich muß Euch sagen, daß ich Euch gestern schweres Unrecht gethan und daß es mir unendlich empfindlich ist.

Mir ist es auch empfindlich gewesen, Madame.

Das glaube ich; doch muß es mir empfindlicher sein als Euch; denn Ihr seid unschuldig und ich habe Euch beleidigt und zwar ungerechter Weise — glaubt Ihr, daß eine Mutter sich das leicht vergibt? Aber seid gewiß, der Knecht, der mir eine so schamlose Lüge hinterbracht, soll mit Schimpf und Schande fortgejagt werden.

Margarethe verneigte sich stumm.

Ihr schiebt es immer noch auf den König, sprach Katharina.

Lasset uns meiner Schwester eingestehen, Madame, daß sie darin ganz recht thut, sagte Heinrich, der plötzlich eintrat. Sie ist zu klug, als daß wir sie betrügen können, aber sie kann verzeihen, wenn ich ihr sage, daß man mich abscheulich hintergangen. Ja, meine Schwester, Russé war der Lügner. Ihr könnt mir freilich den Einwurf machen, ich hätte ihm nicht glauben sollen, da ich Eure hohe Tugend kenne — das sagte er so höhnisch huldigend, daß Margarethe ihn mit ihren Augen gern zu Boden geschmettert hätte — aber seht, fuhr er fort, wir Männer sind so lasterhaft, und ich besonders bin es, daß ich an aller Reinheit zweifle und daher auch auf Euer glänzendes Bild den Schatten meines Argwohns zu werfen wagte. Vergebt Ihr mir? Thut es — ich bitte Euch. Seht, ich demüthige mich vor Euch — ich erkenne meine Schuld an — ich will Euch vor der ganzen Welt nicht nur als die schönste,

sondern auch als die tugendhafteste Prinzessin auf Erden verkündigen — nur verzeiht mir. Nun, bin ich wieder zu Gnaden aufgenommen?

Ew. Majestät beschämt mich, sprach Margarethe mit tiefer Unterwürfigkeit.

Ah, wie schwer seid Ihr zu versöhnen, schöne Schwester! rief er. Schütze mich die heilige Jungfrau davor, noch einmal Euern Zorn zu erregen!

Sie wird sich allmälig besänftigen, sprach Katharina zu ihm, lasset ihr nur Zeit, um die Beleidigung ein wenig zu vergessen.

Ja, sagte er mit Gefühl, sie ist ebenso gut wie stolz, und was mehr ist — sie wird sehen, daß ich aufrichtig bereue. Wollt Ihr mir aber nicht mindestens ein Unterpfand Eurer zu hoffenden Vergebung zusichern, meine Schwester?

Was befehlen Ew. Majestät?

Befehlen — Euch? Sprecht nicht solche Lästerung gegen die Majestät Eurer Schönheit

aus. Nein, ich bitte Euch, wie um eine große Gunst, um die Erlaubniß, morgen auf Besne's Hochzeit mit Euch den Pazzameno tanzen zu dürfen.

Es wird mir eine Ehre sein, Sire.

Besne war ein Fräulein Margarethens. Die Hochzeiten der Hofleute und Hofdamen wurden von ihren königlichen Herrschaften immer sehr glänzend ausgerichtet; auch bei dieser waren alle anwesenden Herren aus Savoyen, Piemont und dem übrigen Italien gegenwärtig, die der Einladung des Königs nach Lyon gefolgt waren. Alle bewunderten die königlichen Geschwister, als diese zusammen tanzten; in einen wahren Rausch des Entzückens aber geriethen sie, als Margarethe den Fackeltanz anführte. O, hieß es, sie brauchte keine Fackel in der Hand zu halten — sie hat eine in ihren Augen, welche ihr zu mehr dienen kann als die andere. Diese Fackel leitet nicht nur die

Männer zum Tanze — sie entzündet alle, die sich ihr nahen — und außerdem verzehrt sie sich nicht und leuchtet sowol bei Nacht, wie im vollen Sonnenscheine mit gleichem Glanze. Brantôme that den ganzen Abend über weiter Nichts, als im Saale umherwandern und diese Lobsprüche wie Gold einnehmen, um sie dann seiner angebeteten Königin zu überbringen.

Aber Margarethe, obgleich jetzt weit empfänglicher für Bewunderung als sonst, blieb doch auch diesen Abend über verstimmt und entzog sich zuletzt sogar dem Tanze und dem Gewühl, um mit der Herzogin von Guise an einem stillen Fenster den Mond zu betrachten. Diese beiden Damen, einst so bittere Feindinnen, hatten sich allmälig einander genähert. Es bestand keine eigentliche Freundschaft zwischen ihnen — wol aber eine Anerkennung; in den Augenblicken, wo Margarethe nicht frivol sein mochte, liebte sie es, mit der ern=

sten, herben Katharina von Cleves zu philosophiren.

Sie betrachtete den Mond, der voll an dem schönen Himmel Südfrankreichs stand, nicht mit der Schwärmerei, von welcher das arme Gestirn seither so viel zu leiden gehabt hat, sondern mit jener Bewunderung, mit welcher sein ruhiger diamantener Glanz einmal im Leben wol jede nur etwas empfängliche Seele erfüllt.

Wie schön er ist — wie still! sagte sie. Unverändert auch, seit die Welt geschaffen. Er soll viel Einfluß auf unser Schicksal haben. Ich glaube das fest — er sieht so geheimnißvoll mächtig aus. O, wer auch so wie er über den höchsten Gebirgen schweben und auf ihre Größe herabsehen könnte und auf unsere arme, irdische Größe auch. Da würde die Seele in einer Stunde sich von allen kleinen Leidenschaften reinbaden. —

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Um in der nächsten Stunde, kaum daß sie auf die Erde zurückgekehrt, wieder von ihnen ergriffen zu werden, bemerkte die Herzogin.

Glaubt Ihr es? Aber denkt doch, der Mond badet sich in der grenzenlosen Luft, in dem unermeßlichen Meere —

Und wenn die Seele sich in Edens Strömen gebadet hätte — sobald sie der Erde sich hingibt, wird sie auch wieder deren unreinen Flammen zum Raube.

O, das ist traurig.

Es ist Vieles traurig und noch mehr — schlecht auf der Welt, und doch leben wir, und leben, als gälte es Großes, mit so viel Eifer, mit so viel Wollen und Wünschen.

Und was wollen und wünschen wir?

Aepfel von Sodom — auswendig Glanz — inwendig bittere Asche.

Sollte man nicht glauben, wir wären in der Thebaide? bemerkte Margarethe, halblächelnd.

Wir sind in einer größeren Oede, und das ist die Welt, sagte Madame von Guise bitter. Hier ist nicht einmal die Luft frei, und die Menschen sind wahrlich schlimmer als die Löwen.

Ja, ich habe es erfahren: wenn Mutter und Bruder gegen einen sind, wer soll da in der Welt noch für einen sein? Sagt mir, was denkt Ihr von dem Betragen des Königs gegen mich?

Ich denke davon, was ich jetzt von seinem Betragen überhaupt denke: es ist unzusammenhängend, unbegreiflich, weder männlich, noch königlich — durchaus nicht das einer verständigen Ueberlegung, sondern das einer grund- und zwecklosen Launenhaftigkeit.

Und warum hat er sich so ganz verändert?

Man sagt, Se. Majestät habe nicht nur von ihrer körperlichen, sondern auch von ihrer geistigen Kraft viel in Venedig gelassen.

Arme Marie, sprach Margarethe gedankenvoll.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ich dachte jetzt auch an sie, sagte die Herzogin.

Hat er ihrer gegen Euch schon erwähnt?

Das wol — auch versicherte er mir, daß seine Absichten noch ganz dieselben seien — aber kann ein entnervter Mann noch Kraft zu einer wirklichen Liebe haben, besonders, wenn er, wie der König, noch die letzte Jugendfrische an Buhlerinnen verschwendet?

Ja, Châteauneuf ist fast täglich bei ihm. O, diese Geschöpfe — wie widerlich sie sind!

Und doch sind sie es, welche den größten Einfluß auf die Männer ausüben, sprach Madame von Guise. Seht, die Sauve — Monsieur von Guise ist Euer Diener gewesen — er hat mich geheirathet — Ihr seid die größte Schönheit Frankreichs, und ich bin nicht mit Euch zu vergleichen, aber wahrlich eine Königin gegen diese Frau — und wen von uns dreien hat Monsieur von Guise geliebt? — Sie.

Wenn Ihr das lieben nennt, erwiederte die schöne Königin kalt. Ich sage, Euer Mann kann so wenig lieben, wie der Schnee brennen kann.

Aber der König, Euer Mann, macht es nicht anders.

Ah, der — meinte Margarethe lächelnd, der wird so viele Frauen lieben, daß es ganz gleich ist, ob er auch diese liebe oder nicht.

Ihr seid sehr nachsichtig.

Ich habe kein Recht zu Vorwürfen. Er ist gut und freundlich gegen mich, und so gönne ich ihm gern das Vergnügen, wo er es immer finden möge.

Man sagt jedoch, daß auch Monsieur Madame von Sauve sehr liebenswürdig finde?

Mein Bruder? fragte die Königin, die Augenbrauen zusammenziehend, das wäre mir sehr zuwider.

Seht Ihr, da seid Ihr nicht nachsichtig.

Das macht, weil Ihr Monsieur liebt.

Nein, das macht, weil ich lebhaft wünsche, daß die Freundschaft zwischen ihm und dem Könige, meinem Manne, bestehen möge.

Und Ihr glaubt, die Nebenbuhlerschaft könnte sie stören. Sind aber nicht beide Prinzen zu klug, um einzusehen, daß eine solche Frau keiner Eifersucht werth sei?

Ah, die Liebe macht unglaublich dumm. Ich werde mit meinem Bruder darüber sprechen.

Thut das nicht, Madame; glaubt mir. Ihr würdet Euch bitter über diese Frau äußern, und das wäre ihr größter Vortheil; denn Monsieur würde glauben, ihr geschehe zu viel. Sagt mir lieber, ist es wahr, daß beide Prinzen mit dem Könige das Abendmahl nehmen und ihm dabei Treue und Gehorsam schwören sollen?

Ja, er verlangt es.

Und glaubt Ihr, daß sie diesen Schwur ehrlich leisten werden?

Warum nicht? Sie werden ihm treu und gehorsam sein, so lange er sie wie Prinzen behandeln wird.

Dieselbe Frage fast that an dem Tage, wo diese heilige Posse wirklich gespielt worden war, Katharina von Navarra an ihren Bruder, und er antwortete auch: Warum nicht?

Dann seid Ihr also auf immer ein Diener am Hofe dieses Valois, sprach sie mit Schmerz und Verachtung.

Hättet Ihr denn gewollt, daß ich dieses Gelübde mit dem Rückhaltsgedanken geleistet hätte, es nicht zu halten?

Ihr hättet es nicht leisten sollen, rief sie.

Wie das Unmögliche sich leicht fordern läßt! Meine Schwester, Ihr lebt nun schon so lange an diesem Hofe — werdet Ihr denn das, was er fordert, nie begreifen lernen?

Nein; die Nothwendigkeit der Selbsterniedrigung werde ich nie begreifen lernen, sagte sie stolz.

Ich liebe es, Euch so sprechen zu hören, meine Schwester. Es erinnert mich an unsere Mutter.

Ist Euch diese Erinnerung nicht drückend? Ich sollte es meinen.

Ihr sagt mir bittere Dinge, antwortete Heinrich von Bourbon mit Sanftmuth.

Sagt Ihr mir, was Johanna d'Albret sagen würde, wenn sie ihren Sohn sähe, abgefallen vom Glauben seiner Mutter — an den Mörder seiner Freunde, an den Verführer seiner Muhme durch einen Eid gekettet, den er nur durch eine Todsünde brechen kann — wenn sie den, der ein Held werden sollte, in einer unwürdigen Liebe befangen sähe?

Daß ich ein Mensch bin, Katharina.

Die Prinzessin von Navarra schwieg; dann, plötzlich in lautes Weinen ausbrechend, rief sie: O meine Mutter, meine Mutter, warum seid Ihr gestorben, als wir Eurer noch so sehr be-

durften? Lebtet Ihr, dann hättet Ihr uns die Kraft gegeben, lieber zu sterben, als unsern heiligen Glauben zu verläugnen. Lebtet Ihr, dann wäre Euer Sohn noch Eurer würdig!

Heinrich betrachtete seine Schwester mit Bewunderung und Theilnahme.

O, was ich unglücklich bin! fuhr sie leidenschaftlich fort. Was ich bei diesen unsittlichen Festen leide! Ertragen müssen, was man verabscheut! Lächeln müssen, wenn das Herz voll Thränen ist! Und keine Hoffnung! Verrath und immer Verrath gegen die Unsern. Mitten in den Unterhandlungen hat der nichtswürdige Montpensier Fontenay überrumpelt. Und doch — wäre ich Heinrich von Bourbon, ich wäre bei Condé in Deutschland oder bei La Noue zu La Rochelle. Besser mit ihnen hungern oder sterben, als hier ein entwürdigendes Leben hinschleppen! O meine Berge von Bearn, o meine stille Stadt Nérac, mit

ihren hohen Bäumen! wenn ich euch wiedersehen und weinen könnte!

Katharina, sprach Navarra männlich und ruhig, ich verspreche es Euch, Ihr sollt sie eines Tages wiedersehen.

Drittes Kapitel.

Heinrich III. gähnte, und Renée von Châteauneuf biß sich mit dem heftigsten Verdrusse in die Lippen.

Es gibt nur noch eine größere Demüthigung als die, ein ächter Hofmann zu sein und weder einen eigenen Kopf, noch ein eigenes Herz zu haben — es ist die, einem Könige als Maitresse zu dienen. Ein solches Geschöpf muß zwiefache Insolenz erdulden: die des Mannes und die des Souverains.

Die Châteauneuf hatte sich so reizend als möglich geschmückt und die schönsten blonden

Locken angemacht — eitle Mühe! Die gelangweilte Majestät hatte noch nicht einen Blick auf diese vorbereiteten Reize geworfen — sie lag, die Beine ausgestreckt, den Kopf hintenüberfallend, auf dem Ruhebett, recht wie die abgespannte Lust, die es müde ist, sich länger im Schlamme umherzuwälzen.

Lange saß und wartete Renée von Châteauneuf. Eine Frau, die nicht länger das Recht zum Stolze hat, muß wol Geduld haben; aber endlich erschöpfte die ihrige sich, und sie fragte den König: ob sie sich zurückziehen dürfe.

Heinrich öffnete die Augen, eben genug, um das beleidigte Fräulein mit mattem Erstaunen anzublinzeln. Sie wiederholte schärfer ihre Frage.

Wie fällt dir denn das ein? fragte er nun.

Ew. Majestät scheinen so gar keine Notiz von ihrer Dienerin zu nehmen, daß ich überflüssig zu sein glaube.

Und was geht es denn dich an, ob du überflüssig bist, oder nicht? Ich habe dich rufen lassen — die Ehre, dächte ich, wäre groß genug für dich — dafür kannst du wol warten, bis es mir gefällig ist, dich zu bemerken.

Gewiß; wenn ich nur die Hoffnung habe, daß Ew. Majestät die Gnade haben werden —

Bedingungen, bei meiner Ehre! rief er. Du bist sehr drollig, Schätzchen. Weißt du, daß Prinzessinnen dir die Augen auskratzen möchten, weil sie dich hier wissen? Madame von Montpensier käme, so schnell sie nur hinken kann, wenn ich sie rufen wollte. Darum sei dankbar und nicht anmaßend.

Ich bin nur unglücklich, seufzte das Fräulein, mit einem Versuche, die Gefühlvolle zu spielen. O, Sire, wenn ich den Herzog d'Anjou mit dem Könige von Frankreich vergleiche —

Ja, ich glaube es, daß ich damals ein besserer Liebhaber war — indessen, was willst du,

Schätzchen; man kann nicht ewig jung bleiben, und du hast redlich dein Theil dazu beigetragen, mich früher alt zu machen.

Ich?

Du. Erinnere dich ein wenig an damals, wo ich noch so wenig ausgebildet war, um ernstlich in dich verliebt zu sein.

O, ich erinnere mich, nur zu gut. Damals, ja, da konnte ich stolz sein, während ich Euch jetzt langweile.

Ganz recht, und wie willst du, daß es anders sei? Kenne ich dich nicht so genau wie ein Reitknecht das älteste Pferd im Stalle? Sei ein einziges Mal neu, und du sollst sehen, daß ich nicht gähnen werde.

Ew. Majestät können sagen, was Sie wollen — ich weiß, die Schuld liegt nicht an mir, sondern daran, daß die Prinzessin von Condé noch immer meine Nebenbuhlerin ist.

Heinrich erhob sich auf dem Ellenbogen und

blickte das gesunkene Mädchen mit der unaussprechlichsten Verachtung an. Du bist wol toll? Die Prinzessin von Condé deine Nebenbuhlerin? Du und sie? Ich rathe dir doch, nicht noch ein Mal ihren Namen zugleich mit dem deinigen zu nennen.

Bequem legte er sich wieder auf die Kissen zurück. Die Châteauneuf verbiß ihre Wuth. Da trat gedämpft du Gua ein.

Heinrich kannte den Schritt seines Günstlings und fragte, ohne erst aufzusehen: Was bringst du?

Etwas, das ich nur Euch allein sagen kann, Sire.

So? Gehe, Châteauneuf.

Mit einer wüthendhöhnischen Verbeugung, welche du Gua allein erwiederte, zog das Fräulein sich zurück. Aber du Gua schwieg.

Nun, was zauderst du? fragte der König, immer noch indolent auf den Kissen ruhend.

Ich weiß nicht, auf welche Art ich es sagen soll, antwortete du Gua mit einem Tone, der ihm gar nicht eigen war.

Der König richtete sich auf und den Blick gespannt auf seinen Günstling. Es sind schlimme Nachrichten?

Die schlimmsten, Sire.

Rückt Condé ein?

Sire, die Aussicht auf einige Schlachten würde mich wahrlich nicht so niederschlagen.

Empören die Hugenotten in Masse sich?

Das wäre nichts Neues.

Will Guise sich zum Könige machen?

Noch nicht, Sire. Nein, kein öffentliches Unglück habe ich Euch anzukündigen — nur einen Schmerz, der Euch allein trifft.

Doch nicht — rief Heinrich erblassend.

Sire — ich fürchte, Ihr habt zum ersten und zum letzten Male wirklich geliebt.

Rede! schrie Heinrich.

Die Prinzessin von Condé ist am 30. October zu Paris gestorben, sprach du Gua langsam.

Der König brach in Zuckungen zusammen. Der ganze Hof war in der größten Bestürzung — Katharina außer sich. Man murmelte entsetzliche Worte und meinte, der Tod oder der Wahnsinn des Königs könne wol die Königin-Mutter für das Gift bestrafen, dessen sie sich bedient, um sich einer Schönheit zu entledigen, die ihrer Gewalt gedroht hätte.

Drei Tage blieb Heinrich, ohne weder Speise, noch Trank nehmen zu wollen. Du Gua war es, der endlich diese starre Verzweiflung zum Schmelzen brachte. Er sprach von Marien mit einer Anerkennung, die er nicht zu erheucheln brauchte; denn sie war eine der wenigen Frauen, die er geachtet hatte. Die Aufrichtigkeit seiner Rede wirkte — Heinrich weinte, und wer weint, ist gerettet; nur der thränenlose Schmerz tödtet. Du Gua stellte dem

verzweifelnden Könige das Leben als eine Strafe vor. Ihr seid es nicht werth, sie, die Ihr durch Vernachlässigung getödtet, so bald im Himmel wiederzufinden; Ihr müßt in dieser dunklen Welt noch lange Buße thun, ehe Ihr auf diese höchste Seligkeit Anspruch machen dürft. So sprach du Gua, und Heinrich hörte zu und nahm wieder die erste Speise an. Er hatte es einst selbst gesagt, daß er zum Märtyrerthume keine Anlage habe — er hatte lange genug gehungert und gedurstet. Du Gua lächelte, als er ihn wieder essen sah — überhaupt lag auf dem Gesichte des Günstlings während jener Redensarten eine tiefe Ironie — er kannte seinen Herrn und wußte, daß dieser gewaltige Schmerz so leicht zergehen werde wie Schneemassen, welche Häuser begraben können, jedoch vor dem bloßen Hauche des Frühlings zergehen. Und so war es auch. Zwar wollte Heinrich noch mehrere Wochen hindurch Nichts von

Licht und Vergnügen wissen, mied alle Gesellschaft, saß im Dunkeln und trug auf seinen Schuhschnallen sogar kleine Todtenköpfe; aber allmälig fing diese Lebensweise ihn so zu langweilen an, daß er eines Tages ganz ernsthaft die Königin-Mutter fragte: ob sie nicht glaube, daß bei seiner Liebe Zauberei im Spiele gewesen. Katharinens gewandter Geist ergriff augenblicklich die Gelegenheit. Ich wollte es Euch nicht sagen, was Ihr eben ausgesprochen habt, mein Sohn, sagte sie — ich fürchtete Euern Zorn. Aber Ihr habt ganz richtig gerathen — ja, Ihr seid schändlich bezaubert worden. Wißt Ihr, daß jene unglückliche Frau in ihrer blinden Begier nach Eurer Liebe einen Vertrag mit dem Erzfeind selbst eingegangen war?

Entsetzlich!

Entsetzlich, aber, leider, wahr! Ihre vertrauteste Kammerfrau hat es ihrem Beichtiger erzählt, der es für seine Pflicht gehal-

ten hat, mir sogleich Bericht darüber zu erstatten.

Meine Mutter, auch ich muß Alles hören.

Ihr sollt es; jetzt, da Ihr im Stande seid, mich anzuhören, werde ich Euch die Wahrheit, von welcher Eure Genesung abhängt, wahrlich nicht länger vorenthalten. O, wie danke ich Gott, daß es Zeit ist — daß jene Unselige Euch noch nicht mit in ihre Verdammniß hinabgezogen.

Heinrich schlug fromm ein Kreuz; dann umarmten Mutter und Sohn einander und ruhten lange in stummer Rührung Brust an Brust.

Hört denn, sprach Katharina, als das aufgeregte Gefühl sich ein wenig gestillt hatte — diese Kammerfrau — Ihr müßt sie kennen — sie war immer bei der Prinzessin —

Ich entsinne mich ihrer wol; sie war sehr häßlich, hatte aber vielen Verstand und

hing leidenschaftlich, möchte man sagen, an ihrer Gebieterin.

Um so mehr kann man ihre Aussage als wahr annehmen. Sie erzählt also, daß bald im Anfange, nachdem die Prinzessin Euch gesehen, diese mehrere Tage sehr unruhig gewesen sei. Endlich sei sie eines Abends, als der Prinz beim Admiral gewesen, heimlich und in einer dunklen Verkleidung aus dem Palaste entwichen und erst nach Mitternacht schrecklich bleich und zerstört zurückgekehrt.

Ha, da hatte sie den Vertrag geschlossen, rief der König schaudernd und sich bekreuzend.

Noch nicht; da hatte sie wahrscheinlich erst einer der alten Hexen, die immer dem Scheiterhaufen entgehen, den Auftrag gegeben, ihr den Erbfeind zuzusenden; denn am nächsten Tage kam in der Abenddämmerung ein schwarzgekleideter Mann mit einem furchtbaren Gesichte, und fragte nach der Prinzessin von Condé.

Als die Kammerfrau ihn nicht anmelden wollte, sagte er mit einem höhnischen Lächeln, vor welchem dem armen Mädchen das Blut gerann, die Prinzessin habe ihm befohlen, zu kommen. Die Kammerfrau wagte keine weiteren Einwendungen zu machen — sie ging zitternd und meldete der Prinzessin den schwarzen Mann. Da sagte die Prinzessin mit Klappern in den Zähnen: Es ist gut — lasse ihn hereinkommen. Das geschah, und die Prinzessin hieß die Kammerfrau hinausgehen. Doch diese horchte nach Art dieser Leute, und hörte abgebrochene Worte von Vertrag und Bedingungen und Verfallen, wenn die nicht erfüllt würden. Die Prinzessin sagte: Wenn er mich nur liebt, so ist mir Alles gleich. Darauf hörte die Kammerfrau nach einigen Augenblicken einen unterdrückten Schrei, und kurze Zeit nachher kam der schwarze Mann heraus. Die Kammerfrau wagte sich lange noch nicht

in das Zimmer; endlich aber, da sie keinen Laut drinnen hörte, faßte sie sich ein Herz und öffnete die Thür. Da sah sie die Prinzessin ohnmächtig im Armstuhle, im Kamine war ein Geruch, als wäre eine Feder verbrannt worden, und die Prinzessin hatte die Hand in das Taschentuch eingewickelt. Als die Kammerfrau sie wieder zu sich selbst gebracht hatte, begehrte sie zu Bette, und beim Entkleiden zog sie die Hand aus dem Tuche, und die Kammerfrau sah, daß am Zeigefinger ein tiefer Einschnitt gemacht worden war. Ihr aber, mein Sohn, liebtet von diesem Tage an wie ein Rasender die Prinzessin von Condé.

Und blieb ungewarnt und hätte meine Seele auf ewig verlieren können! Warum sprach denn das unselige Geschöpf nicht damals?

Damals hatte sie ja keine Ahnung davon, was es mit dem schwarzen Manne für eine Bewandtniß habe. Erst bei dem Tode dieser

verdammten Frau ist ihr Alles klar geworden. Denn an dem Tage, wo sie im Todeskampf gelegen, ist der furchtbare Besucher wiedergekommen und an das Bett getreten. Ihr habt die Bedingungen nicht erfüllt, hat er gesagt; jetzt befehle ich Euch diesen Trank zu nehmen — und er hat ihr einen schwarzen Becher gereicht, den sie mit starren Augen geleert hat. Darauf ist sie so zusammengesunken, daß die Kammerfrau sie für todt gehalten und Weihwasser auf sie gesprengt hat. Aber seht Ihr wol, die Besessenheit, welche nichts Heiliges aushalten kann — die Sterbende hat ein entsetzliches Geheul ausgestoßen und der schwarze Mann die Kammerfrau am Arme zur Thür hinausgeführt. Nach einer halben Stunde hörte man ein lautes Getöse — das Haus schien zu schwanken — die Dienerschaft stürzte bleich und zitternd herbei, und die Prinzessin wurde todt gefunden.

Mit schwarzem Gesichte? fragte Heinrich furchtsam.

Nein, antwortete Katharina, welche ihre erfundene Geschichte mit dem größten Schauspielertalente erzählt hatte, nein, das Gesicht ist weiß geblieben.

Augenblicklich verschwanden nun alle die finsteren Umgebungen, in welchen Heinrich bisher seinen ewigen Schmerz genährt hatte. Das Dunkel wich dem Lichte, die Einsamkeit dem Gedränge der Hofleute, das Schweigen der Musik — die Todtenköpfe machten den Diamanten Platz, und man wünschte dem Könige aufrichtig Glück, dieser schnöden Bezauberung entronnen zu sein. Guise spielte den Entsetzten, daß er es gewesen, der dem Könige zu dessen Verderben gedient; doch da er es ja nur aus grenzenloser Ergebenheit gethan, so konnte man es ihm nicht anrechnen — auch that Heinrich es nicht. Dafür betete er sehr

viel, dankte Gott inbrünstig, und wenig fehlte, so hätte er befohlen, daß man öffentliche Dankgebete halten solle.

Margarethe verachtete nun ihren Bruder noch mehr. Das lohnte sich der Mühe, ihn zu lieben, sagte sie.

Es wird ihm nicht wieder begegnen, antwortete Katharina von Cleves.

Heinrich suchte jetzt Nichts als Lust, und selbst die unschicklichste war ihm willkommen. So las er mit dem größten Behagen das während seiner Einsperrung erschienene „Leben von Katharina von Medicis", vom Volke „das Leben der heiligen Katharina" genannt. Man sieht aus dieser Schrift, daß unter Heinrich III. vollkommene Preßfreiheit geherrscht hat; denn es kann keine ärgere Schmähschrift geben. Unsittlichkeit, Verrath und Mord aller Art wurde darinnen gewissermaßen auf sie geladen, und, um sich eines gewöhnlichen, aber bezeich-

nenden Ausdruckes zu bedienen, auch nicht ein gutes Haar an ihr gelassen. Aber sie war eine kluge Frau — sie lachte darüber aus vollem Halse und sagte: Hätten sie mich nur gefragt, ich hätte ihnen noch ganz andere Dinge erzählen wollen. Eine Gleichgültigkeit gegen das Urtheil, die entweder das höchste sittliche Bewußtsein, oder moralischer Cynismus ist. Daß es bei Katharina das letztere war, brauche ich wol nicht erst zu sagen. Sie glich einer bucklichten Person, die im Spiegel ihre Höcker betrachtet und sich über sich selbst lustig macht.

Eine ganz andere Sorge lag ihr am Herzen: ob Charlotte von Semblançay, Madame von Sauve, dem Könige von Navarra und dem Herzoge d'Alençon auch gehörig die Köpfe verrücke. Auf der Reise nach Avignon, wohin der Hof jetzt gezogen war, hatte sie diese wichtige Angelegenheit nicht so im Auge behalten können wie zu Lyon; daher ließ sie gleich am

Tage nach der Ankunft zu Avignon die schöne Sauve rufen, um Auskunft zu erhalten.

Es waren zwei prächtige Typen der Ueppigkeit, diese beiden Frauen, aber ganz verschieden. Katharina war üppig in der Gestalt, aber nicht im Ausdruck; der war der des Geistes, der List, der Intrigue, der Lebendigkeit. Bei Madame von Sauve hingegen enthielten die üppigen Formen auch die höchste geistige Ueppigkeit — man sah, diese schöne Frau lebte nur, um die Männlichkeit zu genießen und ihre Weiblichkeit hinzugeben. Dabei war sie reizend — Haar und Auge schimmerten in goldnem Braun — die Haut war sonnig — der ganze Körper reif, weich und schwellend, wie eine röthliche Frucht. Auch rief, als sie, wie gewöhnlich, in eine blasse Farbe gekleidet und von einem flatternden Schleier nicht verhüllt, sondern geschmückt in Katharinens Gemach eintrat, diese ihr entgegen: Ha, Mignonne, Ihr

habt mir Gutes zu melden, oder Ihr würdet nicht so schön sein und nicht so übermüthig lächeln.

Charlotte von Sauve zeigte die schönsten Zähne im kleinsten Munde, der, obwol schon von unzähligen Küssen versengt, immer noch eben erst nach dem Kusse durstig aufgebrochen schien. Ew. Majestät hat Recht, antwortete sie; der König von Navarra spricht davon, mich zu entführen, und Monsieur schwor mir gestern, er wolle meinen Mann ermorden lassen und mich heirathen.

Katharina lachte zuerst unbändig; dann veränderte sie plötzlich die Miene und sprach mit strengem Tone: Mignonne, daß es Euch nicht einfalle!

Jetzt war es Madame von Sauve, die in ein unerschöpfliches Gelächter ausbrach. Ihr seht aus, Madame, als hieltet Ihr mich wirklich für so toll, rief sie dazwischen. Beruhigt

Euch — ich bin nicht so verrückt wie meine beiden fürstlichen Anbeter. Mit dem Könige von Navarra durchgehen, der mich in der ersten Herberge sitzen ließe, wo das Schenkmädchen ihm gefiele und vor ihm davonliefe! Danke, danke! Und Monsieurs Gemahlin werden wollen? Nein, Madame; schickt ihn sobald wie möglich nach England zu Eurer alten Schwester Elisabeth — ich habe gar keine Lust, mich vom Teufel holen zu lassen wie diese arme Prinzessin von Condé.

Katharina runzelte ein wenig die Augenbrauen; indessen Charlotte von Semblançay war ihr Verzug; die Sympathie der Keckheit, oder soll ich lieber sagen, der Unverschämtheit, verband diese beiden begierigen und beweglichen Naturen, und so sagte Katharina bald genug besänftigt: Gut, gut, mein Kind; die klügsten Frauen haben bisweilen dergleichen plötzliche Anwandlungen von der Narrheit gehabt, sich

über ihre Geburt erheben zu wollen; doch ich sehe mit Zufriedenheit, daß Ihr die allerklügste Frau seid und Euch begnügt, zu lachen und zu genießen.

Ja, wahrlich, rief Madame von Sauve. Ich wäre wahrlich die allergrößte Närrin, wenn ich mir mehr wünschen wollte, als ich habe. Mein Mann läßt mich machen, was ich will — ist nie eifersüchtig, nie grämlich, genug, ein wahrer Edelstein. Die Männer sind in mich verliebt, und die Frauen beneiden mich — ich habe Diamanten und Gesundheit, Liebhaber und einen nachsichtigen Beichtvater — was könnte ich noch mehr wollen?

Wahrlich, mehr verlangen hieße Gott versuchen. Thut es ja nicht.

Ich werde mich hüten. Es hat nicht jede Frau Liebhaber, einen gefälligen Mann und einen nachsichtigen Beichtvater zugleich.

Gewiß; indessen wüßte ich auch wahrlich nicht, wie sowol Euer Mann, wie Euer Beicht-

vater das Herz haben sollten, Euch bei Euern kleinen besondern Vergnügungen etwas in den Weg zu legen. Ihr treibt das Ding mit so viel Offenheit und guter Laune.

Ja, Madame, sprach die schöne Sauve mit einer Amtsmiene, die Prüden hasse ich. Diese Weiber, welche Boccaccio nicht nennen hören wollen und wie die Göttin Vesta selbst aussehen, wenn man des Aretino erwähnt — diese Weiber, sage ich Euch, sind mir bis in den Grund der Seele zuwider — geradezu unausstehlich. Denn sie wollen Beides sein — verehrt und geliebt — und sie wollen Alles haben, den Genuß der Sünde und den Heiligenschein der Tugend, die Lust der Erde und die Belohnung des Himmels. Sie kennen Boccaccio öffentlich nicht — dafür verschlingen sie ihn heimlich — sie sehen Aretins Bilder nicht an, denn sie haben sie auswendig gelernt und üben sie täglich. Aber hat ein armes Mädchen

Unglück in der Liebe, oder erlaubt sich ein Mann, sie einmal anders zu behandeln als römische Matronen, dann erheben sie ein Geschrei, daß man taub werden könnte. Da ist die Tugend selbst in ihnen gekränkt — da möchte Gott den Monseigneur St. Michael selbst vom Himmel herunterschicken, um für sie wider den Drachen der Welt zu kämpfen. Diese Frauen, glaubt mir, Madame, machen sich gar kein Gewissen daraus, einer Freundin den Mann oder den Geliebten zu verführen. Das ist denn doch schändlich; wie es eine Ehre unter Dieben gibt, so muß es auch hierin eine Art von Gewissenhaftigkeit geben. Den tugendhaften Frauen dürfen wir sowol Männer wie Liebhaber abspenstig machen — das ist unser Recht; aber die galanten Frauen müssen eine der andern Eigenthum achten.

Du vergissest, daß die Prüden durchaus keine galanten Frauen sein wollen.

Das ist's ja eben, worüber ich so wüthend bin. Wahrhaftig, es ist gerade so, als wollten die Gaudiebe sich besser dünken als die Straßenräuber, während doch der ganze Unterschied darinnen besteht, daß die auf der Landstraße stehlen, und die aus den Taschen.

Nun, meinte Katharina, lächelnd in das belebte Gesicht der schönen Sauve blickend, dir kann man wenigstens den Vorwurf nicht machen, daß du die Galanterie durch Prüderie zu bedecken suchst.

Ich bin auch stolz darauf, antwortete Madame von Sauve mit Selbstgefühl, und was noch mehr ist, ich glaube gar keiner Entschuldigung für meine Galanterieen zu bedürfen. Meiner Meinung nach sind nur dumme Frauen tugendhaft — dahingegen eine Frau von Verstand wohl weiß, daß ihre Schönheit eine Gabe von Gott ist, welche gleich der duftenden Rose die Augen und die Geruchswerkzeuge

Vieler, nicht eines Geizigen allein entzücken und erquicken soll. Soll ich Euch rathen, Madame, so bringt einmal Monsieur von Brantôme auf diesen Gegenstand; er sagt darüber die geistreichsten Dinge, und ich danke es ihm, daß es mir gelungen, meine ungeordneten Gedanken darüber jetzt in ein höchst logisches System zu bringen.

Ja, wenn du Brantôme zu deinem geheimen Rath annimmst, da wundere ich mich über Nichts mehr, sagte Katharina lachend. Nun, mir gefällst du, so toll du auch sein mögest — nur fahre fort, die beiden Schwäger auseinanderzuhalten.

Wie Wasser und Feuer, versicherte die schöne Sauve.

Ihre Macht mußte sehr fest gegründet sein, um ihr dieses Bewußtsein geben zu können; denn an Versuchen, die beiden Prinzen von ihr loszumachen, fehlte es wahrlich nicht. Außer

allen den scandalösen Dingen, welche ihnen von den tugendhaften Frauen des Hofes über die schöne Anbeterin der Sünde täglich aufgedrungen wurden, thaten sowol Katharina von Navarra, sowie Margarethe von Valois die Möglichkeit, um jede ihren Bruder dieser unwürdigen Liebe zu entziehen.

Was habt Ihr denn an dieser Frau? fragte Margarethe den Herzog. Eine zweifelhafte Schönheit, die Gott weiß wie Vielen schon gehört.

Eine zweifelhafte Schönheit? rief d'Alençon entrüstet. Ihr nennt diese Vereinigung aller weiblichen Reize, welche das Gehirn eines Mannes verrücken und sein Blut sieden machen können, eine zweifelhafte Schönheit?

Daß Euer Gehirn verrückt ist, das sehe und höre ich, sprach die Königin verächtlich; aber wie Euer Blut so ins Sieden gerathen kann, das begreife ich nicht. Wäre ich ein

Mann, ich würde mir wahrlich eine andere Frau aussuchen. Erstens ist ihre Nase ganz schlecht.

Die Nase — die Nase — man liebt bei einer Frau nicht die Nase.

Aber die Nase ist es, welche der Physiognomie Feinheit oder Würde verleiht.

Würde — ich mag keine Nase, auf der ein Reiter sitzen könnte.

Dann ist ihr Wuchs viel zu klein.

Sie ist gerade groß genug.

Ohne Anstand, ohne Majestät.

Zum Teufel den Anstand und die Majestät. Ich will Genuß bei einer Frau, und den gibt mir die Sauve zum Rasendwerden.

Armer Liebhaber, sagte Margarethe mitleidig, man hört wohl, daß Ihr noch nie eine wahrhaft schöne Frau gesehen habt.

Ich noch nie eine wahrhaft schöne Frau gesehen? Das wäre! An unserem Hofe sind,

nach dem Urtheile aller Fremden, die schönsten Frauen zu Dutzenden zu bewundern, Euch gar nicht mitgerechnet, und ich, der ich doch Augen habe, sollte noch keine gesehen haben?

Ich meine, noch nicht gesehen, wie der Besitzer, der zugleich Kenner ist, sie sieht: mit Prüfung und Kunstsinn.

Das ist mir zu fein. Ich will nur Genuß.

Den könntet Ihr anderswo auch besser haben. Eure Madame von Sauve versteht sicher Nichts davon.

Genug für mich.

Und die ganze Welt spottet Euch aus.

Das ist mir gleich.

Und Ihr theilt alle Tage mit zehn Andern — mit Guise, mit Souvray, mit dem verdammten du Gua — mit meinem Manne.

Schweigt, wenn Ihr mich nicht toll machen wollt. Euer Mann — eine schöne brüderliche Liebe das — mich bei der einzigen Frau, die

ich liebe, verdrängen zu wollen, da ich ihm alle andern in der Welt überlassen will!

Seid Ihr denn behext? Da schreit Ihr wider meinen Mann, als wäre er der einzige, und ich sage Euch doch —

Ach, laßt mich — schrie d'Alençon. Die Andern fürchte ich nicht, denn über die lacht sie; aber von ihm hat sie selbst mir gesagt, sie sei mit sich nicht einig darüber, ob sie ihn nicht vielleicht liebe.

Und ihm hat sie dasselbe gesagt. Eine saubere Frau!

Sauber oder unsauber, ich liebe sie zum Sterben. Und Franz von Valois, Herzog d'Alençon, stürzte, in einen rasenden Roland verwandelt, nach dem Zimmer der schönen Sauve; aber, ach, es war bereits dunkel in den Gängen und er stolperte erbärmlich über einen Gegenstand, der, wie es schien, ganz besonders zu diesem Zwecke hingestellt worden war.

An die Thür seiner Schönen mit einem erschrecklichen Gepolter anschlagen und dann mit dem namenlosen, rollenden Gegenstande zugleich auf den Boden hinkugeln, das war das Werk weniger Sekunden.

Madame von Sauve erhob drinnen ein jammervolles Geschrei. Diebe, Räuber, Mörder! Man will mich umbringen — man will mich ermorden — man will mich erdolchen — oder erdrosseln. Hülfe, Hülfe!

Ich bin es ja, stöhnte der arme d'Alençon, den dieses Gezeter gar nicht erst zur Betäubung kommen ließ, obgleich sein hartgetroffener Schädel wirklich alle möglichen Ansprüche darauf hatte.

Mörder! schrie Charlotte.

Ich bin es, ächzte er lauter, jetzt auf allen Vieren.

Räuber! kreischte die schöne, taube Frau.

Herr mein Gott, seufzte der geschlagene

Herzog, sich mit höchster Anstrengung aufraffend, ich habe Hundeunglück in meiner Liebe. Ich stoße mir hier fast das Auge aus, und sie ist es, die da schreit. Und er öffnete schwankend die Thür.

Hu! schrie Madame von Sauve noch lauter.

Alle tausend Teufel, ich bin es ja! schrie d'Alençon mürrisch.

Ihr? fragte sie zweifelhaft aus dem Winkel hervor, aus welchem sie ihr Geschrei hatte ertönen lassen. Ihr? wiederholte sie, ein wenig näher kommend. Ja, wahrhaftig, Ihr, bestätigte sie, ganz nahe kommend, und ging um ihn herum, um ihn mit eben solcher Neugier zu betrachten, als wäre er ein Bär oder ein Mohr.

Nun ja, ich, antwortete er noch verdrießlich, obwol schon wieder mit Leidenschaft. Erwartetet Ihr mich denn nicht? Oder etwa vor mir noch einen Andern?

Ich erwartete Euch und keinen Andern, aber ich erwartete nicht, daß Monsieur mit einem solchen Donnerschlage ankommen würde. Eigentlich hätte ich ohnmächtig werden müssen, und hätte ich nur eine Ahnung davon gehabt, daß Ihr es wäret, so solltet Ihr jetzt vor mir auf den Knieen liegen und in Verzweiflung glauben, mich getödtet zu haben.

So grausam könntet Ihr sein?

Da Ihr mich so erschrecken konntet, sprach sie, die Miene der Beleidigten annehmend.

O wahrhaftig, daran bin ich nicht Schuld, antwortete er ungeduldig und unterwürfig zugleich. Es stand mir etwas im Wege — darüber fiel ich und fiel um.

Ah? fragte sie mit der Miene des Antheils — Ihr konntet Euch also nicht im Gleichgewicht erhalten?

Das habt Ihr gehört, rief er voll Unmuth.

Ja, das ist wahr, sagte sie mit großer

Ruhe. Und was war es denn, was Euch im Wege stand?

Wie soll ich denn das gesehen haben, da es stockfinster war?

Nun, Ihr hättet es ja fühlen können.

Ja, gefühlt habe ich genug, es war hart und rund.

Also wahrscheinlich eine Tonne?

Meinetwegen eine Tonne.

O kommt und laßt uns nachsehen!

Könnt Ihr mir nicht erst ein wenig Wasser für mein Auge geben? Es thut mir entsetzlich weh.

Ah, Ihr habt Euch am Auge gestoßen? Gut, gut — Ihr sollt Wasser haben, kaltes und warmes, und Balsam und Essenzen; aber erst muß ich sehen, worüber Ihr gefallen seid, denn ich gestehe Euch aufrichtig, eher habe ich keine Ruhe.

Nun, so laßt uns denn gehen, sprach er mit Ergebung.

Die schöne Neugierige nahm eine Kerze, öffnete behutsam die Thür und zu ihren Füßen lag wirklich eine Tonne.

Ja, es ist eine! rief sie, freudig, wie bei einer großen Entdeckung.

Ja, es ist eine, sprach d'Alençon als grämliches Echo nach.

Eine große Tonne, fuhr Madame von Sauve fort, die Tonne um und um beleuchtend und mit einem solchen Interesse untersuchend, als hätte sie noch nie eine Geräthschaft gesehen, welche länglich rund und zum Aufnehmen von Flüssigkeiten oder auch von andern Gegenständen bestimmt sei und Tonne heiße.

O mein Gott, brach d'Alençon aus, habt Ihr Euch die höllische Tonne noch immer nicht genug betrachtet?

Ja, antwortete sie, sich aufrichtend, mit der Miene der Befriedigung. Aber sagt mir, fuhr sie fort und heftete ihre bethörenden Augen

ernstlich auf die seinen, sagt mir, wer mag diese Tonne Euch in den Weg gesetzt haben?

D'Alençon hörte sie nicht mehr — er sah nur ihre Augen. Ha, wie seid Ihr schön! rief er.

Ihr seid sehr gütig, sprach sie bescheiden, und Ihr wißt, ich höre Nichts in der Welt lieber als mein eigenes Lob, aber jetzt interessirt mich das unendlich mehr, wer Euch die Tonne in den Weg gesetzt haben kann.

O laßt doch die Tonne und kommt wieder in das Zimmer.

Das falsche Geschöpf wandte die Augen von ihm ab und richtete sie sinnend in das Dunkel. Ja, wer kann es gewesen sein?

Wer denn?

Der die Tonne hierher gesetzt hat, damit Ihr darüber stolpert.

Wie, Ihr glaubt, daß man sich erfrecht — Aber, Monsieur, habt Ihr je eine Tonne

hier stehen sehen? Weder der Weg zur Küche, noch der zum Keller führt hier vorüber, das wißt Ihr wohl.

Also glaubt Ihr —

Ganz gewiß. Es ist abscheulich. Euer Auge — ich sehe es erst jetzt — es schwillt erschreckend an — Euch solcher Verletzung auszusetzen!

Und wer —

Kann so frech gewesen sein? Ein Großer nur — ein Anderer hätte das gegen Euch nicht gewagt, glaubt mir!

Ha, Ihr meint doch nicht —

Den König von — nein, nein!

Ja, Ihr meintet ihn — Eure Miene verrieth es.

Ich bitte Euch, Monsieur — wahrlich nicht — sie spielte meisterhaft die Verwirrung.

Ah, Ihr wollt ihn meiner Rache entziehen,

sprach er tragisch. Ihr liebt ihn also. Es ist gut. Er wollte fort.

Monsieur! rief sie bittend in süßen Tönen.

Haltet mich nicht auf, rief er und blieb stehen.

O bitte, bitte! schmeichelte sie.

Was wollt Ihr denn? fragte er zurückkehrend und sich zur Rauhheit zwingend.

Euer Auge kühlen.

Laßt. —

Ihr bedürft mein und verschmäht mich, flüsterte sie vorwurfsvoll.

Laßt, wiederholte er, sich gegen ihre weißen Hände, die ihn in das Zimmer hineinziehen wollten, schwach sträubend, laßt — Ihr liebt mich nicht.

Das könnt Ihr sagen!

Ist's denn nicht so?

Nein, sagte sie halbschmollend.

Liebt Ihr nicht meinen Schwager?

Ich möchte es — er will nicht fort, wenn ich ihn halten will.

Der arme d'Alençon — wie dumm er war! Er folgte wie ein Lamm der Lügnerin in das Zimmer zurück.

Am andern Morgen aber erschien er kaum, als Navarra ein unerhörtes Beileidsgeschrei erhob. Was habt Ihr denn da, mein Bruder? Am Auge — am Auge, mein Gott — an Euerm rechten Auge?

Nichts, antwortete d'Alençon, der gleich bei dem ersten Worte roth geworden war.

Nichts? Und das Auge ist ganz dick — ganz blau und dick! Du Gua — Souvray, kommt doch her — seht Euch Monsieurs Auge an. Ist das nicht entsetzlich? Ist es nicht ganz blau? Mein Himmel, mein Bruder, was habt Ihr denn gemacht?

Nichts — nichts, wiederholte der Herzog mit mühsam bekämpfter Wuth; — Ihr

könnt Euch über Kleinigkeiten entsetzlich aufhalten.

Kleinigkeiten! Eine Kleinigkeit nennt Ihr das? Wißt Ihr, nun ich es näher betrachte, finde ich, das Auge ist nicht nur blau — es ist bereits schwarz.

Grün, blau oder schwarz — gleichviel, zischte d'Alençon in das Ohr seines Schwagers, aber wenn einer sagt, ich habe es da bekommen, wo Ihr wißt, so ist er ein Lügner.

Und wo war denn das? fragte Navarra unschuldig neugierig.

Genug, Ihr wißt, was ich meine und werdet Euch danach richten.

Majestätisch entfernte d'Alençon sich. Navarra sah ihm mit Kopfschütteln nach und sagte, laut genug, daß der Herzog es hören konnte: Ich soll es wissen? Ich weiß gar Nichts.

Eine Stunde später wollte er bei Madame von Sauve vor Lachen ersticken.

Nein, er sah köstlich aus — köstlich sah er aus mit seinem dicken Auge! rief er ein Mal über das andere.

Wißt Ihr, daß Ihr sehr boshaft seid? fragte Charlotte mit einer strengen, tadelnden Miene.

Der König sah sie fast erschrocken an. Seid Ihr es nicht gewesen, die mir auf diese Bosheit geholfen hat?

Leider, ja.

Leider? Man sollte wahrlich glauben, daß Ihr ihn bemitleidet!

Ich kann es nicht läugnen!

Er ist also sehr liebenswürdig mit seinem dicken Auge?

Vielleicht nicht, aber er thut mir leid, und Ihr wißt, Sire —

Ja, ja — ich weiß — Mitleid schließt der Liebe die Pforte auf. Nun, so sagt mir denn, wo soll ich mich stoßen? An der Nase?

Sire! sprach die schöne Frau, würdevoll aussehend.

Beleidigte ich Euch? rief er lebhaft. Vergebt mir! Er ließ sich auf ein Knie nieder und wollte ihre Hand ergreifen.

Sire, sagte sie, die Hand weinend zurückziehend, ich weiß sehr wohl, daß Ihr über mich spottet.

Ich über Euch spotten? Nun, bei dem blauen Himmel, ich will nie wieder Eure Lippen küssen, wenn Ihr nicht so gut wie ich wißt, daß ich Euer Narr bin.

Ihre erzwungene Miene hielt gegen seine gute Laune nicht Stand. Ganz auf ein Mal platzte sie mit einem tollen Gelächter heraus.

Da seht Ihr's ja; sprach er mit einem komisch trübseligen Gesicht. Aber ich kann nicht so lange knieen, bis Ihr ausgelacht habt, setzte er hinzu und ließ sich gemüthlich auf den Boden zu ihren Füßen nieder.

Charlotte machte die größten Anstrengungen, um sich ihrem Gelächter zu entreißen, aber sie durfte nur den vor ihr sitzenden König ansehen, so überwältigte es sie von Neuem, und diese immer sich wiederholenden Anfälle währten eine geraume Zeit.

Endlich hörte sie aus Erschöpfung auf und stammelte ohne Athem und mit nassen Augen: Ach, wie hübsch ist es, so recht lachen zu können.

Ich glaube es, sagte Navarra trocken, und es findet sich auch immer ein Gimpel, der sich auslachen läßt.

Sire, sprach sie mit der feinsten Grazie, Ihr seid unendlich liebenswürdig.

Großen Dank, antwortete er scherzhaft mürrisch; in Euern Augen sehe ich Nichts davon.

Was sollen Euch meine Augen sagen? fragte sie kokett.

Etwas Liebe, flüsterte er zärtlich.

Lächelnd blickte sie ihn von der Seite an und schlug dann plötzlich die Augen nieder.

Charlotte, meine Schönheit, meine Liebe! rief er entzückt und lag wieder auf den Knieen und bedeckte ihre Hand, die sie ihm jetzt überließ, mit den brennendsten Küssen.

Aber sie seufzte aus der tiefsten Brust und sprach schwer: Laßt mich, Sire.

Dich lassen! rief er. Jetzt! Kannst du daran denken?

Ich denke an die Königin, Eure Frau.

An die denke ich nun wieder gar nicht.

Aber sie denkt viel an Euch.

Glaubt das doch nicht; sie hat ganz andere Gedanken.

Das mögt Ihr ja nicht glauben. Sie ist schrecklich eifersüchtig auf mich.

Da hat sie, Eurer Schönheit wegen, ganz recht.

Nein, Sire, sprach Madame von Sauve

mit dem Ernst, den sie so gut annehmen konnte, ich bin nicht so anmaßend, um das gemeint zu haben. Ich meinte, Eurer unverdienten Liebe wegen sei die Königin, Eure Frau, eifersüchtig auf mich.

Nein, nein, meine ganz Schöne, das ist nicht. Um eifersüchtig zu sein, muß man lieben. Ich bin eifersüchtig auf meinen Schwager, aber meine Frau ist es so wenig auf Euch, wie Ihr, leider, es auf sie seid.

Wißt Ihr das so gewiß?

Was? rief er mit hoffnungsvollen Blicken.

Daß die Königin, Eure Frau, Euch nicht liebt?

Ganz gewiß. Darin verlaßt Euch auf mich — ich bilde mir es viel eher ein, daß ich geliebt werde, als daß ich gleichgültig lasse. Bei Euch, z. B., hätte ich oft darauf schwören wollen, nun, und Ihr wißt, setzte er komisch-tragisch hinzu, wie es mit Eurer Liebe steht.

Ew. Majestät sind zu bescheiden. Ihr habt keine Beweise für die Gleichgültigkeit der Königin, Eurer Frau.

Ich habe den, daß ich ihr Alles erzähle, was mir mit Euch begegnet und daß sie dabei nie eine Miene verzieht.

Wie, rief Madame von Sauve entrüstet, Ihr erzählt Eurer Frau von mir?

Gott, ich Dummkopf! rief Navarra innerlich. Ich meine — ich meinte — ich versichere Euch — stotterte er.

Das ist unwürdig, fuhr Madame von Sauve mit Heftigkeit fort. Mit seiner Frau über die vertrauende Geliebte spotten — ihrer Gunst sich rühmen, um sie geringzuschätzen — o, es ist ein Greuel, eine Nichtswürdigkeit!

Charlotte!

Geht; es ist mir ein Abscheu, Euch noch zu sehen — seht mir nicht wieder in die Augen.

Das ist unmöglich, Allerschönste; denn Ihr

werdet ebenso wenig in ein Kloster gehen wollen, wie ich mit zugemachten Augen den König von Navarra spielen kann.

Das Ungeheuer — wie er spottet. Aber den König spielen — darin habt Ihr ganz recht: Ihr spielt den König nur — Ihr seid keiner; denn ein wirklicher König ist zugleich ein Ritter, und Ihr habt unritterlich an mir gehandelt.

Aber Charlotte —

Nennt mich nicht mehr so, Sire; ich entziehe Euch alle Rechte, die ich Euch gegeben.

Ei, Gott's Tod, rief er endlich gereizt und ungeduldig, Ihr könnt mir doch unmöglich vorwerfen, daß ich Euern Ruf untergraben habe?

Sire, sprach Madame von Sauve mit einer ceremoniösen Reverenz.

Ich verstehe — ich verstehe, erwiederte er spöttischheftig. Doch hättet Ihr Euch die Mühe ersparen können, mir die Thür zu zeigen

ich hätte mich Euch von selbst empfohlen. Erlaubt, daß ich es hiermit thue, und seid gewiß, daß ich Eure Einsamkeit nicht wieder unterbrechen werde. Adieu, Madame!

Adieu, Sire.

Er geht wirklich, rief sie, nachdem er fern genug vom Zimmer war, um ihr herzliches Lachen nicht mehr zu hören. Er ist doch nicht so dumm wie Monsieur.

Und das ist ein großer Ruhm, nicht wahr? fragte eine Stimme hinter ihr.

Die schöne Sauve schrak freudig zusammen und warf sich mit einem jubelnden Aufjauchzen dem Herzog von Guise an die Brust; denn er war es, der durch eine andere Thür unbemerkt eingetreten war.

Ihr seid es! rief sie, und küßte ihn und betrachtete ihn und hing gleichsam mit Berauschung an ihm. Seid Ihr schon lange hier?

Seit einigen Minuten.

O, da habt Ihr's gehört.

Wie Ihr den kleinen König von Navarra zum Narren gehabt? Ja, das habe ich mit vielem Vergnügen gehört.

Ja, nicht wahr, er ist drollig? rief sie und fing wieder von Herzen zu lachen an. Guise lachte auch, hob die kleine Gestalt leicht vom Boden auf und trug sie zu einem Armsessel. In diesen setzte er sich und nahm die reizende Last auf seine Knie.

Wenn er dich jetzt sähe, sprach er und tändelte mit ihrem köstlichen, goldfunkelnden Haare.

Er will ja nicht wiederkommen! rief sie jubelnd. Denkt Euch, dieser gute, arme König von Navarra will nicht mehr zu mir kommen — er ist beleidigt — er hat mich aufgegeben! Erstickend fast vor Lachen, wälzte sie sich in den Armen des Herzogs.

Du boshafte, kleine Katze, sagte der, sie mit Wohlgefallen haltend und wiegend.

Immer noch stoßweise lachend, aber doch in etwas beruhigt, sagte sie nun: Ich bin nur neugierig, wie er diesen Abend meine Botschaft aufnehmen wird — nicht doch — das weiß ich — nein, ich meine, mit welchem würdevollen Gesichte er eintreten und fragen wird: Madame, was könnt Ihr noch zu befehlen haben?

Also du willst zu ihm schicken? Ich würde abwarten, bis er von selbst käme.

Nein, das ist zu gefährlich. Mit allem Vertrauen auf meine Reize — und es ist nicht gering, das muß ich gestehen — also mit all diesem Vertrauen wage ich doch nicht zu viel. Es lauern genug auf ihn, und ist er mir erst einmal aus dem Netze gegangen, so habe ich dann zu viele Mühe, ihn wieder hineinzulocken — die Gefahr gar nicht gerechnet, daß er am Ende klug geworden sein könnte.

Nun, so lasse ihn ja nicht entschlüpfen; aber das vergiß nie, daß du Beide nie an die Kö-

nigin-Mutter verrathen darfst, sobald sie je eine Flucht im Sinne haben. Ja nicht sie am Hofe festhalten — je mehr Durcheinander in der königlichen Familie, je besser.

O Gott, meinetwegen können sie morgen davongehen.

Wer weiß?

Wärst du eifersüchtig? fragte sie mit blitzenden Augen.

Nein, antwortete Guise mit ruhigem Lächeln.

Geh, sagte sie schmollend. Immer diese ruhige Miene, die da sagt: ich herrsche. Du bist der größte Geck, den ich kenne — du bist abscheulich — ich hasse dich — geh!

O nein, antwortete er lachend. Dazu sitze ich viel zu gut.

O du mein König, mein Herr, mein Alles! rief sie mit toller Zärtlichkeit an seinem Halse. Ja, sei du ein Geck, sieh du siegesgewiß aus, sei du nicht eifersüchtig, und hätte ich tausend

andere Liebhaber noch. Sage: was kümmern sie mich? Das gefällt mir eben so unerhört an dir, daß du mir so überlegen bist — daß ich gar keine Gewalt über dich habe — daß du mich nur gleichsam aus Huld zu dir heraufnimmst, um mit mir zu spielen. Ja, ich will dein Spielwerk sein, dem du schönthun und das du wegwerfen kannst, wie es dir gefällig ist. Der Mann soll mehr sein als ein Frauenknecht — wie kleinlich sehen die Männer aus, wenn sie zu meinen Füßen liegen und mich anbeten und anbetteln! Ein Mann zu den Füßen einer Frau — das ist eine Dummheit; der Mann soll stehen —

Oder sitzen, unterbrach Guise sie lachend.

Sitzen auch, du Spötter, rief sie und zauste ihn in dem schönen blonden Haare und streichelte seine Wangen und küßte seine Schläfe und nahm seine Finger zwischen ihre blendenden Zähne. Sitzen, ruhen, sich anbeten lassen,

die Frau vor Liebe toll machen — Alles, was du thust, o du Herr deines armen Spielzeuges, das du wegwerfen kannst, wenn dir's gefällt!

Da wäre ich ein großer Thor, erwiederte er, ihre Liebkosungen empfangend wie den Blüthenschauer eines jungen bewegten Baumes. Es gibt keine solche Geliebte mehr wie du, Charlotte.

Sprichst du wahr?

Weißt du es nicht, Schelmin?

Ha, nun bin ich stolz, sprach sie langsam.

Ja, sagte er huldvoll, Guise liebt dich.

Wie majestätisch! rief sie mit Spott. Dann fragte sie ihn, nach neuen wilden Küssen: Weißt du, was ich für dich thun könnte?

Nun?

Alle anderen Liebhaber aufgeben.

Danke dir, Charlotte. Das würde die armen Menschen zu unglücklich machen, und wir hätten manch herzliches Gelächter weniger.

Ja, es ist wahr -- kostbare Herren sind darunter — es wäre Schade, sie nicht mehr reden zu hören.

Gewiß; und da sie mich nicht stören —

Ich wüßte auch wirklich nicht, fuhr sie im Tone der Ueberlegung fort, wie ich ohne sie die Zeit hinbringen sollte, in der du nicht bei mir bist.

Darum eben, schloß er. Nur alle Liebhaber behalten.

So und oft noch bedeutend toller ging es am Hofe Heinrich's III. zu — ja, unter Karl IX. war der Hof im Vergleiche zu jetzt moralisch gewesen, und doch hatte die Sittenlosigkeit noch nicht ihr völliges Wachsthum erreicht. Das machte — damals hatte es noch Ehrgeiz gegeben und die ritterlichen Gesinnungen hatten noch immer in Ueberlieferungen fortgelebt — jetzt aber brachte der König die weichliche Frivolität in die Mode, und die letzte Kraft und mit ihr der letzte sittliche Halt brach. Und es

war noch nicht genug mit seiner weibischen Narrheit — er fügte auch noch mönchische dazu und zog zum größten Jubel sämmtlicher Straßenjugend als weißer Büßer einher. Diese Brüderschaft der Büßer oder der Geißelbrüder war im dreizehnten Jahrhundert in Folge einer Hungersnoth zu Perugia entstanden und aus Italien natürlich auch nach der französischpäpstlichen Stadt gekommen, und in sie trat nun Heinrich III. und nach seinem Beispiele der ganze Hof ein, Katharina von Medicis nicht ausgenommen. Diese zog an der Spitze der schwarzen Büßerabtheilung — der Kardinal d'Armagnac führte die blaue an — der König, wie schon gesagt, die weiße. Alles aber zog im Sack, barhäuptig und das Crucifix in der Hand, und geißelte sich nach Herzenslust, um, wie du Gua sagte, alle Sünden gleich Flöhen todtzuschlagen. Indessen der Hof wurde doch nur ausgelacht und lachte sich selbst aus; aber

der arme Kardinal von Lothringen erkältete sich bei dieser kühlen Prozession und starb nach kurzer Krankheit auf eine höchst unschickliche Art. Er hatte nämlich Nichts als unsittliche Redensarten im Munde und rief in seinen letzten Augenblicken sogar die Teufel an. Allerdings war er bewußtlos, aber die Hugenotten meinten, da hätte eben seine Lügenkraft aufgehört und seine Seele sich nackt in ihrer ganzen Abscheulichkeit gezeigt. Sie sagten auch, in dem entsetzlichen Sturme, der an seinem Todestage fast in ganz Frankreich wüthete, wären die Teufel, die er gerufen, gekommen, um ihn abzuholen — die Katholiken dagegen sagten: Gott habe in dem Sturme geredet und Frankreich bedroht, weil es diesen trefflichen Prälaten nicht genug verehrt — ja, ein Jesuit veröffentlichte sogar eine höchst erbauliche Abhandlung über sein Ende. Aber was half das dem armen Kardinal? Er war und blieb todt.

Katharina von Medicis hatte auch ihre Noth von diesem Tod. Als sie sich an dem Tage, da er stattgefunden, zu Tische setzte, sagte sie: Es heißt, wir würden von nun an Frieden haben, da Monsieur der Kardinal von Lothringen gestorben. Der hätte ihn verhindert, sagt man; aber das ist nicht wahr, denn er war ein großer und weiser Kirchenfürst und ein gerechter Mann, an dem König und Reich und wir Alle gleich viel verlieren. Der schändlichste Mensch, den es gab, setzte sie, heimlich zu Retz redend, hinzu. Dann verlangte sie zu trinken; man reichte ihr das Glas, aber heftig zusammenfahrend ließ sie es fast fallen und schrie: Jesus, ist das nicht Monsieur der Kardinal, den ich sehe? Alles starrte erschrocken hin — Alles versicherte: es sei Nichts zu sehen. Nun, sagte sie gefaßt mit ihrer gewöhnlichen Ironie, da muß ich mich sehr getäuscht haben; denn mir war es gerade, als sähe ich den guten

Mann an mir vorüber ins Paradies spazieren. Aber noch in mancher Nacht erschreckte sie ihre Frauen durch das Geschrei: der Kardinal von Lothringen sei bei ihr. Allerdings — sie hatte mannigfache Erinnerungen an ihn.

Die Hugenotten ihrerseits machten ebenso viel Lärm wie die Teufel, welche den Kardinal geholt haben sollten. D'Amville nahm jetzt in aller Kürze Plätze weg und drohte selbst, über die Rhone zu gehen. Bellegarde quälte sich noch immer vor Liveron, für welches Lesdiguieres, der Schwager du Gua's, so viel gethan hatte, daß es muthig widerstehen konnte, um so mehr, da der beklagenswerthe Marschall, der jetzt ganz ausgetrocknete Strom der Gunst, genöthigt gewesen war, einen Theil seiner Truppen gegen Montbrun zu senden. Dieser kecke Hugenott machte sich im Dauphiné sehr laut und man hätte ihn gern gehabt; aber er ließ sich nicht kriegen. Auf die Aufforderung,

des Königs Gepäck und Lakaien herauszugeben, antwortete er: Der König schreibt mir als Gebieter; ich will ihm lehren, daß in Friedenszeiten das wol angeht; aber im Kriege, wenn man, das Schwert in der Faust, im Sattel sitzt, dann ist Jedermann Kamerad. Und du Gua antwortete auf des Königs Auftrag, seinen Schwager zum Uebergehen zu bewegen: Sire, ich werde es ihm schreiben, da Ihr es mir befehlt; aber ich werde ihm zugleich auch sagen, daß er vor allen Dingen auf seine Ehre denken soll. Liegt die darin, daß er seine Partei verlasse, so möge er es thun.

Genug, Heinrich hatte lauter Unannehmlichkeiten zu erfahren und würde sich geärgert haben, wenn er nicht zu abgespannt gewesen wäre. Da er denn nachgerade daran dachte, sich zu Rheims krönen zu lassen und nebenbei zu heirathen, so brach er am 10. Januar 1575 von Avignon auf und reiste wieder nach Lyon.

Warum er eigentlich nach Avignon gekommen war? Entweder um d'Amville in Schrecken zu bringen, oder um sich zu geißeln. Das Erstere war ihm gänzlich misglückt, und das Zweite hatte er zur Genüge gethan — demnach hielt Nichts mehr ihn zu Avignon. Auf dem Wege kam er an Liveron vorbei und wollte — ein Schauspiel ist so gut wie das andere — einen Sturm sehen. Nun, er sah ihn; aber er hörte auch das gewaltige Feuer der Belagerten und zugleich die ärgsten Beschimpfungen, die ihm und seinen Günstlingen von den Mauern aus zugerufen wurden. Und was that er da? Er sagte: er brauche die Truppen bei seiner Krönung, und hob die Belagerung von Liveron auf.

Viertes Kapitel.

Der Herzog von Montpensier dagegen hob die Belagerung nicht auf, sondern war entschlossen, es zu nehmen, und wir wissen, er war ein entschlossener alter Herr.

Da wurde nun das alte Stammschloß der Könige von Cypern belagert gehalten und berennt und beschossen, und drinnen war René von Rohan mit nur zweihundert Edelleuten. Aber jeder dieser Vertheidiger war so gut wie zehn Mann, und der prächtige, gothischgewaltige Bau hielt alle Stürme aus, wie ein Fels die Wogen des Meeres.

Ja, ein prächtiger Bau muß es gewesen sein — Brantôme kann nicht genug Rühmens von ihm machen. Selbst einem steinernen Märchen gleich, hatte er auch eine märchenhafte Erbauerin, die schöne Melusine, die Stammmutter der Lusignan's, halb Weib, halb Fee, halb gut, halb böse. Ein Thurm, der größte, hieß nach ihr, und die Sagen der alten Frauen, welche am Brunnen waschen kamen, ließen sie noch immer ihr Schloß durchwandeln. Manche wollten sie bisweilen als schöne Frau in Wittwentracht zur Quelle kommen, manche wieder gesehen haben, wie sie sich Sonnabends zur Vesperzeit mit einem weiblichen Oberkörper, aber mit einem Schlangenschwanze, darinnen gebadet. Andere versicherten, sie erscheine in gleicher Gestalt auf ihrem Thurme. Drei Tage vor dem Tode eines Königs, oder sonst eines großen Unglückes im Reiche hörte man sie drei Mal laut und klagend schreien. Alle diese Sa-

gen waren den Belagerern sehr wohl bekannt, und wenn die Hugenotten ihre Psalmen anstimmten, so hieß es, das wären die Geister, welche Melusine zur Vertheidigung ihres Thurmes sende.

Aber der Herzog von Montpensier schwor, der Zauberin das Schloß doch zu entreißen, und da die arme Melusine ihren Kämpfern kein Brot bringen konnte, so wurde Rohan durch den Hunger gezwungen, den Bitten seiner Schwester nachzugeben, welche vom Hofe an ihn gesandt worden war. Der ungeduldige Herzog, der große Eile hatte, nach Rheims zu kommen, bewilligte die ehrenvollsten Bedingungen. Die Besatzung sollte sich kriegerisch nach La Rochelle zurückziehen dürfen — die Stadt geschont, das herrliche Schloß nicht angetastet werden. Kaum war die tapfere Schaar unterwegs, so näherte ein großer Theil des katholischen Heeres sich, um die Soldaten Melu-

sinens in die Hölle zurückzuschicken. Der Offizier, welcher die Escorte befehligte, Puigaillard, ersparte dem französischen Namen diesen neuen Schandfleck. Er forderte Rohan zur Vertheidigung auf und schwor, mit ihm zu fechten und zu fallen. Als die Nahenden die drohende Stellung der beiden tapfern Männer sahen, wichen sie zurück, und Montpensier dankte, trotz seines Hugenottenhasses, Puigaillard für die Bewahrung seiner Ehre.

Dem Schlosse hingegen hielt er sein gegebenes Wort nicht. Er drängte den König, der Lusignan nicht kannte, so ungestüm, daß Heinrich die Erlaubniß zur Zerstörung gab. Der Bau der Sage fiel — Melusine klagte umsonst auf ihrem Thurme — der Herr von Chemerauld baute sich zwei Stunden weiter aus den Trümmern ein Landhaus.

Diese Belagerung war in den ernsten Religionskriegen, die nicht aus Ritterlichkeit, son-

dern nur der Meinung wegen geführt wurden, eine wahrhaft romantische Episode, und Bussy d'Amboise war sehr zufrieden, daß er dabei verwundet worden war. Denn kaum kam er zur Krönung an den Hof, als es auch augenblicklich Mode wurde, ihn von Lusignan erzählen zu hören. Die Königin von Navarra selbst erzeigte ihm die Ehre, ihn mit der lebhaftesten Neugier zu befragen, und Bussy, der nicht nur in den Waffen, sondern auch in der Rede gewandt war, und glücklicher Weise die Gabe vom Himmel erhalten hatte, wenn er es wollte, durch das Prisma der Phantasie sehen zu können, Bussy ließ diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen, sondern zeigte sich als einen so vollkommenen Kavalier, von solchen Gaben in der Schilderung, von solchem Glücke in den Worten, von solchem Ausdruck im Mienenspiel, daß Margarethe fortan mit d'Alençon wetteiferte, den jungen Edelmann in ihre Gesellschaft zu ziehen.

Der arme Herzog von Montpensier, der dem jungen Manne diesen vortrefflichen Gegenstand geliefert hatte, wurde weniger gut am Hofe aufgenommen, so eilig er auch ankam. Er wollte als ältester Prinz vom Geblüt bei der Krönung auf Monsieur und den König von Navarra folgen, und Guise wollte dasselbe. Und Guise hatte damals noch die Gunst des Königs, daher sollte er auch den Vorrang haben, und der alte Herr erhielt zwei Stunden vor Rheims den Befehl, umzukehren. Ei, war er böse auf seinen Schwager und den König! Und die Spottvögel des Hofes ärgerten ihn noch mehr, indem sie sagten, Melusine habe ihm das eingebrockt.

Die Feierlichkeit ging übrigens nicht sehr feierlich von Statten. Es fehlte an Pairs — daher war der Zug dünn, und die Krone war zu schwer und wackelte zwei Mal auf Heinrich's Kopfe, und das, hieß es allgemein, sei ein schlimmes, schlimmes Zeichen.

Genug, gekrönt wurde er, und heirathen that er auch. Louise von Vaudemont, Muhme des Herzogs von Lothringen, war die glückliche Prinzessin, die er beehrte. Eigentlich gefiel ihre Muhme, Marie von Elboeuf, ihm besser, und auch sie hätte sich lieber von ihm heirathen lassen als Louise, deren Herz dem jüngern Sohne eines fürstlichen Hauses angehörte, doch Katharina von Medicis fand, daß Louise sanfter sei, und Heinrich sollte eine sanfte Frau haben — das wollte sagen: eine, die der Königin-Mutter durchaus nicht in den Weg käme. Was Katharina wollte, das geschah; Heinrich heirathete die sanfte Muhme und putzte sie und sich am Hochzeitstage so lange, daß die Trauung, aller Gewohnheit entgegen, erst am Abend vollzogen werden konnte.

Gekrönt und getraut und sehr mit sich selbst zufrieden, zog Heinrich endlich in Paris ein. Ob er an Marie von Cleves dachte?

Sie schlief in der Abtei ihres Oheims, des Kardinals von Bourbon, und wohl ihr. Sie hatte einen Unwürdigen geliebt — die weiße Rose war begeifert, dem Engel waren seine Schwingen befleckt worden. Wohl ihr, daß sie den sühnenden Schlaf des Todes schlief. Ihr Geliebter betete in den Fasten viel, hörte täglich Messe und Predigt — erbaute, mit einem Worte, sämmtliche Betschwestern. Aber ach, mitten in dieser Frömmigkeit versetzte er, wie man sagte, das wahre Kreuz, welches plötzlich aus der heiligen Kapelle des Palastes verschwand, für eine große Summe an die Venetianer, und die Pariser meinten, das sei gar nicht gottesfürchtig.

Margarethe kehrte ebenfalls zu der dunkelsten Erinnerung ihres Lebens zurück, und doch vergaß sie derselben bei der Einfahrt nach Paris; denn Bussy ritt neben ihrem Wagen und unterhielt sie.

Plötzlich aber fielen ihre Gedanken zufällig auf den letzten Frühling, und da war es ihr, als blickte La Mole's bleiches Gesicht sie vorwurfsvoll an.

Auch ihr Gesicht erbleichte und sie wurde still. Was ist Euch, Madame, fragte Bussy besorgt. — Laßt mich, antwortete sie; Ihr habt mich eine schwere Sünde begehen lassen. Ich hörte auf Euch und gedachte des Todten nicht, dem meine Gebete gehören. Entfernt Euch jetzt, ich bitte Euch.

Jetzt —? Darin liegt die Erlaubniß, Euch morgen wieder meine Ehrfurcht bezeigen zu dürfen. Oder bin ich zu kühn, das zu glauben?

Nein, Monsieur von Bussy, Ihr werdet mir willkommen sein. Aber jetzt lasset mich.

Bussy gehorchte. Margarethe lehnte sich in jetzt ungewohnter Aufregung im Wagen zurück. Sollte ich ihn lieben? fragte sie sich. Nein, mein schöner La Mole, noch bin ich dir

nicht untreu, setzte sie nach einer Prüfung von einigen Minuten hinzu.

Am andern Morgen, als Bussy auf ihrem Zimmer erschien, empfing sie ihn mit großer Güte, aber auch mit vollkommener Unbefangenheit. Er fragte sie lächelnd: ob auch heute ihre Gedanken nicht von dem Todten abweichen dürften. Nein, antwortete sie lächelnd, heute gehöre ich dem Leben.

Dem müßt Ihr auch ganz angehören. Ihr seid gleich dem Leben selbst: schön, lockend und verheißungsvoll, sprach Bussy.

Und ich kann vielleicht ebenso gut, wie das Leben, Hoffnungen täuschen und Verheißungen nicht erfüllen, warf sie hin. Mademoiselle von Torigny, der die Unterhaltung eine beziehungsreiche Wendung zu nehmen schien, wollte sich leise zurückziehen; doch die Königin rief sie an. Warum willst du denn fort? fragte sie lächelnd. Die Torigny erwiederte, sie wolle nach dem

Kopfputze sehen, den ihre Herrin heute tragen wolle. Ach, lasse den Kopfputz, sagte Margarethe, und komm zu mir. Du weißt, ich liebe es, dich zu meinen Füßen zu haben.

Und ich — liebe ich es etwa nicht? rief das Fräulein zärtlich und warf sich vor der schönen Herrin nieder, indem sie sich mit den Ellenbogen auf deren Knie stützte und die Königin begeistert anblickte. Margarethe lächelte und bückte sich herab, um ihr Lieblingsfräulein in die krausen braunen Locken zu küssen. Aber die Torigny war damit nicht zufrieden; ihr Mund suchte begierig den schönen, entblößten Busen der Königin.

Laß, Mignonne, sprach Margarethe würdevoll, indem sie sich aufrichtete.

Ich habe Euch doch geküßt! rief triumphirend die Torigny. Dann fragte sie, mit schelmischem, funkelndem Auge zu Bussy aufblickend: Beneidet Ihr mich nicht, Monsieur von Bussy?

Ich darf nicht Ja sagen, und Nein kann ich nicht sagen, antwortete er; also erlasset mir die Erwiederung.

O, glaubt Ihr, daß meine Gebieterin sich durch Eure ehrfurchtsvolle Bewunderung beleidigt fühlen würde?

Ich glaube, daß meine Bewunderung nicht länger ehrfurchtsvoll bliebe, wenn ich mir die Begierde erlaubt hätte, an Eurer Stelle zu sein.

Ehrfurchtsvollster aller Edelmänner, rief der anmuthige Quälgeist sich rasch erhebend und Bussy eine tiefe Reverenz machend, erlaubt, daß ich Euch meine Bewunderung ausspreche.

Mademoiselle, erwiederte Bussy, sich ebenfalls erhebend und mit einer gleich feierlichen Begrüßung, ich fühle mich unendlich geschmeichelt und unaussprechlich geehrt.

Beide machten sich neue Reverenzen. Margarethe lachte. Ihr seid Beide ein wenig toll, sagte sie.

Wir wollen jetzt ganz ernsthaft sein, sprach das Fräulein und setzte sich jetzt ganz sittig und still zu den Füßen Margarethens. Ihr seht, Monsieur von Bussy, fuhr sie mit dem Anschein der größten Ernsthaftigkeit fort, die Königin will gute Unterhaltung. Nehmt Euch daher zusammen und lasset Euern Witz leuchten.

Das ist solchen Augen gegenüber nicht leicht.

Haben wirklich glänzende Augen die Macht, Euch einzuschüchtern? fragte Margarethe. Ich weiß, daß Ihr viel Glück bei den Damen gehabt habt, aber nicht, wie hoch, oder wie gering Ihr sie schätzt. Wollt Ihr mir das sagen?

Von Geringschätzung kann gar nicht die Rede sein. Die Damen sind die Blumen der Erde, welche nicht nur mit ihrer Schönheit das Leben zieren, sondern uns auch den Honig des Genusses gewähren. Wer sollte sie nicht anbeten?

Danke schön, im Namen aller Damen, rief

die Torigny, ihrer Gebieterin die Rede wegnehmend. Nur wäre es für die armen Blumen wünschenswerth, daß die Bienen und Hummeln und wie die durstigen Insekten alle heißen mögen, etwas weniger schwerfällig summen möchten.

Also nur als Blumen betrachtet Ihr uns — nur in Bezug auf die flüchtige, vergängliche Schönheit? fragte Margarethe. Das heißt doch, uns gering schätzen.

Ha, Madame, versündigt Euch nicht an Eurer göttlichen Schönheit! rief das Fräulein.

Ihr thut mir Unrecht, Madame, antwortete Bussy der Königin. Ich schätze den Einfluß der Damen, besonders am Hofe, höher als jeden andern. Da sind sie es ganz vorzugsweise, welche uns die Güter dieser Welt nicht nur kennen lehren, sondern auch erreichen helfen. Sie unterrichten uns in der Höflichkeit und im guten Anstande; sie verändern durch

ihre süßen Ueberredungskünste die Neigungen unserer Seele und machen uns zu dem feinen Leben des Hofes geschickt, indem sie uns zugleich die Mittel an die Hand geben, durch Gewandtheit und Liebenswürdigkeit den Großen zu gefallen. Und damit noch nicht genug — sie loben uns selbst gegen die Großen, und das Lob, welches aus einem schönen Munde kommt, gilt mehr als alle Trompetenstöße der Fama.

Monsieur von Bussy, Ihr verdankt bis jetzt noch Nichts dem Einflusse der Damen, sondern Alles Euch selbst.

Aber die Damen haben mich zu dem gemacht, was ich bin, und obgleich das nur wenig ist, so würde ich doch ohne sie gar Nichts sein und folglich auch noch Nichts erreicht haben.

Gott, welche rührende Bescheidenheit! sprach die Torigny. — Ihr habt also viel geliebt? fragte Margarethe.

Wenn ich die Wahrheit sagen soll, noch gar nicht, antwortete Bussy lächelnd.

Wie? riefen die Königin und das Fräulein aus einem Munde.

Es klingt unglaublich — nicht wahr? Und doch ist es so. Ich habe bis jetzt mein eifrigstes Bestreben dahin gehen lassen, meine Gedanken und meinen Sinn unter alle Damen gleich zu theilen und so allen zu dienen, ohne eine zu beleidigen.

Aber was könnt Ihr da für Vergnügen an der Liebe haben?

Verzeiht mir, Madame; in dem Schauspiel der Liebe haben diejenigen, welche zusehen, das wahre Vergnügen — die Spieler aber die größte Mühe.

Das heißt so viel, daß Ihr die Liebe verachtet!

Das heißt, daß ich sie fürchte. Ich bin, meinem Naturell nach, nicht leicht zugänglich —

selbst nicht der Liebe. Ergreift sie mich aber ein Mal wirklich, so wird es mit aller Gewalt sein, und ich werde länger und mehr daran leiden als jeder Andere.

Und das wollt Ihr nicht?

Madame, würdet Ihr Eure Hände freiwillig Fesseln darreichen, wenn Ihr wüßtet, daß Ihr sie Jahre, vielleicht das ganze Leben hindurch tragen müßtet?

Vielleicht, sprach Margarethe gedankenvoll. Vielleicht wäre mir die Gefangenschaft süßer als die Freiheit. Doch so darf nur eine Frau denken. Der Mann muß frei sein, und wenn Ihr fühlt, eine leidenschaftliche Liebe würde Euch so fesseln, daß Eure Kraft gelähmt würde —

Ja, dieses Vorgefühl habe ich —

Dann liebt nicht also, sprach sie stark und nachdrücklich. Dann erhaltet Euch frei und folgt der Ehre; denn nicht wahr, die ist Euer Traum?

Bussy's Auge blitzte auf. Ja, Madame, rief er feurig, die Ehre, der Ruf, der Ruhm! Einen Namen unter den großen Helden erreicht haben und dann als Belohnung von der schönsten Dame geliebt werden — das wäre ein Leben, welches des Kriegsgottes würdig wäre.

Und Bussy's auch, sprach sie graziös.

Warum nicht? fragte er mit einem Stolz, der durch die Ehrfurcht gegen sie gerade genug gedämpft wurde, um nicht in Anmaßung auszuarten. Den Kühnen ist Nichts unerreichbar, sobald das Glück ihnen lächelt. Wie viele große Feldherren haben nicht als einfache Edelleute angefangen? Ich bin auch nur ein einfacher Edelmann, aber ich trage ein kaiserlich Herz in der Brust, und wenn ich in Amyot's Plutarch von den Thaten der Alten lese, so sehe ich da keine, die ich nicht auch vollbringen könnte.

Und welchen unserer neueren Helden würdet

Ihr am meisten beneiden? fragte die Königin. Der König, mein Mann, hat Don Juan zu seinem Helden erwählt. Ich habe ihn mehrmals sagen hören: Ich wollte weder König, noch Prinz sein, wenn ich nur die Schlacht bei Lepanto gewonnen hätte.

Ja, es war eine herrliche Schlacht, sprach Bussy, und doch —

Nun, möchtet Ihr meinem Großvater gleichen?

Ah, Madame, der ließ sich gefangen nehmen.

Und was hätte er thun sollen?

Sterben, Madame.

Ihr habt Recht! rief sie auflodernd. Wenn das Glück uns verläßt, ist das Leben Nichts mehr werth.

Das sagt eine Dame? fragte Bussy angenehm überrascht.

Das sagt eine Königin, Monsieur von Bussy.

Ihr habt ein großes Herz. Bei Gott, rief

er hingerissen, gewönne ich die Welt, Ihr solltet meine Siegesgöttin sein!

Mademoiselle von Torigny kicherte hörbar; Bussy gewahrte erst jetzt, daß er sich hatte fortreißen lassen und erröthete flammend. Aber mit Huld blickte die Königin ihn an. Verwirrt Euch nicht, Monsieur von Bussy, sprach sie; diese Bewunderung gefällt mir wohl. Doch laßt uns nicht abbrechen. Möchtet Ihr Kaiser Karl V. sein — der Sieger Franz' I.?

Noch weniger, erwiederte Bussy ohne Bedenken.

Und warum nicht?

Weil er kleiner war als sein Glück. Es hatte ihn erhöht vor allen Andern — er war Herr der halben Welt und trug so viele Kronen auf seinem Haupte, und alle legte er nieder und mit ihnen die Welt. Das war nicht kaiserlich.

Aber er war ein Greis, und Greise haben

ein Recht auf Ruhe. Wisset Ihr, wie er zum letzten Male nach Spanien heimgekehrt ist — ich meine, was er da gethan hat? Euer Vetter Brantôme hat mir es erzählt. Er kniete nieder auf die spanische Erde und sprach: Gott schütze und erhalte Euch, o meine liebe Mutter! So wie ich nackt aus meiner Mutter Leib gekommen, so komme ich gleichsam nackt zurück zu Euch, meiner zweiten Mutter, und da ich Euch für alle mir erwiesenen Wohlthaten nicht mehr und Besseres zu geben habe, so schenke ich Euch diesen armen kranken Leib. Ihr schweigt, fragte Margarethe nach einigen Augenblicken. Rührt Euch diese Lebensmüdigkeit des alten Kaisers nicht?

Madame, Ihr selbst sagtet vorhin so brav: man müsse sterben, wenn das Glück einen verlasse.

Aber den Kaiser hatte das Glück nicht verlassen — er war es, der dem Glücke wiedergab, was es ihm gegeben.

Und das eben nenn' ich nicht kaiserlich. Kronen halte, wer sie hat.

Ihr schätzt Kronen sehr hoch.

Ich ehre die von Gott gegebene Macht, aber sie ist es nicht, was ich beneide — der Ruhm allein ist's. Ich bin durchaus nicht ehrgeizig, nur ruhmbegierig.

Gut denn; doch habt Ihr mir noch immer nicht gesagt, welchen Helden Ihr besonders verehrt?

Die Wahl ist zu schwer, rief Bussy. Der große Marquis — der große Capitain — der große Herzog von Alba — was weiß ich? Welchen würdet Ihr wählen, Madame?

Ich? Don Gonsalvo von Cordova, glaube ich.

Habt Ihr von Gongalo Pizarro gehört, der in Indien wider den Kaiser Karl aufstand?

Nicht viel. War der so groß?

Groß durch unerhörte Tapferkeit und durch eben so unerhörtes Glück. Nie wurde er besiegt,

außer in der einen Schlacht, der letzten, und da that er, wie Ihr sagt — er sprach zu seinem Freunde Jehan d'Acosta: Gehen wir, um als gute Christen zu sterben. Bis zuletzt hatten die Seinigen mit ihm — so sprechen die stolzen Spanier — nicht wie Löwen, sondern wie ächte Spanier gekämpft, aber er allein blieb mit Wenigen übrig, und da gab er seinen Degen ab, vertheidigte einfach mit wenigen Worten sein Recht, die von ihm eroberten Länder auch selbst zu regieren, und am andern Tage starb er mit ruhigem Antlitz. Nach ihm wurde einer seiner Hauptleute, Francisco Caravajal, gerichtet, von dem man sprichwörtlich sagte: stolzer und grausamer als Caravajal. Seht, Madame, diese Männer gefallen mir.

Mir auch, und ich danke Euch für die Erzählung von ihnen. Doch Ihr habt lauter fremde Feldherren genannt — lasset mich jetzt Euch einen nennen — Monsieur von Bayard.

Der starb doch noch heldenhafter als Euer Pizarro — beklagt und bewacht von seinen Feinden selbst, überschattet von ihren Fahnen, das Kreuz seines Degens in den Händen und wie er sagen konnte: für seinen König und seinen Glauben. Wem möchtet Ihr nun ähnlich sein?

Ihm — Monsieur von Bayard! rief Bussy begeistert.

Ich wußt' es, sagte Margarethe mit gedämpfter Freude, und ihre und Bussy's Blicke senkten sich tief in einander.

Die schöne Königin sprach seit diesem Morgen ganz unbefangen und mit der höchsten Anerkennung von Bussy. Selbst die weiße Königin, wie Elisabeth ihrer großen Trauer wegen jetzt genannt wurde, mußte von ihm hören, obgleich dieses vereinsamte Herz an Nichts mehr rechten Antheil nahm. Bussy ist geboren, um der Schrecken seiner Feinde, der Stolz sei-

nes Herrn und die Hoffnung seiner Freunde zu sein, sagte Margarethe.

War er es nicht, der irgend einen Edelmann tödten wollte, weil dieser bei der Belagerung von Saint Lo Monsieur von Lavardin mehr gelobt als ihn?

Allerdings und das mit Recht. Jener Edelmann war ein Ehrendieb; denn er lobte Bussy gar nicht und Lavardin unmäßig, und doch hatte Bussy weit mehr gethan als Lavardin, nur daß dieser das Glück gehabt hatte, verwundet zu werden. Nun, jetzt von Lusignan hat Bussy Zeichen seiner Tapferkeit aufzuweisen.

Wie seid Ihr denn so auf ein Mal seiner Vortrefflichkeit inne geworden? Ich entsinne mich nicht, daß Ihr ihn früher bemerkt hättet.

Man ist bisweilen blind gegen das wahre Verdienst; doch es weiß sich schon sein Recht zu verschaffen. Jetzt achte ich keinen Mann so wie Bussy.

Gut — gut, flüsterte Mademoiselle von Torigny für sich.

Bussy kam von nun an jeden Tag, um seine Ehrfurcht zu bezeigen. Margarethe empfing ihn immer gleich gütig.

Eines Tages hatte er nicht kommen können; eines der kleinen Duelle, welche er liebte, hatte ihn abgehalten und die Königin ihn sichtlich vermißt. Jetzt war es Abend und sie saß sinnend und blickte in die dämmernde Luft hinaus. Da kam Mademoiselle von Torigny leise herbeigeschlichen, nahm die schönen Hände, welche die Königin ihr achtlos überließ, und flüsterte: Woran denkt meine Herrin?

Margarethe wandte ihr großes Auge langsam auf das Mädchen. Ach, wie Ihr wieder schön seid! rief die Torigny, und sie hatte Recht — Margarethe war in diesem Augenblicke fremdartig schön; alle Sinnlichkeit auf ihrem Antlitz und in ihrem Auge war in eine

große, religiöse Melancholie gleichsam versunken, und ein Gebet schien auf ihrem Munde zu ruhen und ihn zu heiligen.

Woran habt Ihr gedacht, Madame, daß Ihr so schön geworden seid? So wiederholte das Fräulein ihre Frage und bedeckte zugleich Margarethens Hände mit ihren Lippen und ihrem Athem.

An den Todten, antwortete leise Margarethe.

An ihn? fragte getäuscht das Fräulein.

Und an wen sollte ich sonst denken als an ihn, in dieser Stunde, die ihn so oft zu mir geführt, um mir Glück zu bringen und welches von mir zu nehmen? O, Torigny, niemals werde ich wieder solchen liebenswürdigen und sanften Geliebten finden wie meinen schönen Provençalen.

Madame, Ihr könnt zu jeder Stunde einen bessern haben.

Margarethe schüttelte traurig lächelnd den

Kopf. Weißt du nicht, wie sehr er mich liebte?

Und glaubt Ihr denn, Madame, daß außer ihm Keiner mehr es vermögen werde, diesen entzückenden Körper und dieses himmlische Angesicht zu lieben? Glaubt Ihr, daß Monsieur von Bussy es nicht können werde?

Nein.

Die Torigny schlug die Hände zusammen und tanzte vergnügt umher. Was soll denn diese Freude? fragte befremdet die Königin.

Ich bin glücklich, ich bin glücklich! Meine schöne Gebieterin wird nicht länger in selbstgeschaffener Einsamkeit verblühen — sie wird das Leben wieder genießen — wieder eine schöne und zärtliche Liebe haben — o, ich bin glücklich!

Du bist toll, mein Kind, doch da du es aus Liebe zu mir zu sein scheinst, so will ich es dir vergeben. Nur sage mir, wie du auf den Einfall kommst, daß ich Liebe für Bussy habe?

Weil Ihr die seinige so wünscht, daß Ihr an ihrem Dasein zweifelt. Einen bessern Beweis gibt es gar nicht.

Margarethe wollte antworten — sie konnte es nicht; Bussy trat ein.

Ha! rief Mademoiselle von Torigny.

Erschrecke ich Euch? fragte er. Bin ich seit gestern Morgen ein Fremder geworden, oder ist es Unrecht, daß ich jetzt noch zu kommen wage? Entschuldigt mich, Madame, wenn dem so ist, sprach er zur Königin gewandt; doch ich konnte nicht einen ganzen Tag leben, ohne meine Sonne gesehen zu haben.

Margarethe war bei seinem Eintritt tief erröthet, hatte sich jedoch bereits wieder gefaßt und antwortete scherzend: Die Sonne scheint nicht am Abend, daher ist Euer Vergleich nicht glücklich.

Verzeiht mir, Madame, antwortete er ebenso, für mich ist es nie Abend, sobald ich meine Sonne sehe.

Soll ich Kerzen bringen lassen, Madame? fragte die Torigny auf die bescheidenste Art.

Ja, pfeife; antwortete Margarethe.

Doch das Fräulein zog vor, hinauszugehen, und auch als die Kerzen gekommen waren, nicht wiederzukehren, so daß Margarethe und Bussy allein waren. Das geschah nun allerdings nicht zum ersten Male, aber daß Bussy die schöne Königin verwirrt und unsicher sah, das war zum ersten Male, und Bussy wurde so glücklich davon angesteckt, daß er ungefähr aussah, als wäre er eben aus der Provinz gekommen und noch nie in der Gesellschaft einer Königin gewesen.

Befehlt Ihr, daß ich mich zurückziehe? fragte er.

Warum? fragte Margarethe leise zurück.

Ich glaubte, es sei Euch wünschenswerth.

Nein, Euer Bleiben ist mir angenehm. Erzählt mir, was es Neues gibt. Ihr wißt es gewiß.

Ja, Madame. Es ist ein Courier mit der Nachricht gekommen, daß Monsieur d'Amville todt sei.

Ah?

Und man glaubt, Se. Majestät werden jetzt die Marschälle von Montmorency und von Cossé hinrichten lassen.

Ja, die sind ja noch immer in der Bastille. Ah, wie muß ihnen die Zeit dort lang geworden sein!

Jetzt dürfte sie ihnen zu kurz werden. Man sagte, Monsieur von Cossé habe auch unermeßlich gedurstet — da könnte er nun seinen Durst in den Quellen des Paradieses stillen.

Aber wißt Ihr, daß es schrecklich wäre, zwei so tapfere Feldherren, obenein Häupter so alter Häuser, hinrichten zu lassen — ohne Grund noch dazu?

Ohne Grund? Vergeßt Ihr den Willen Sr. Majestät?

Ah, Ihr habt Recht. Und was gibt es sonst Neues?

Weiter weiß ich Nichts, Madame.

Wieder schwiegen Beide und wurden wieder verlegen. Plötzlich fand Bussy, daß er ein Einfaltspinsel sei, kniete vor der Königin nieder und fragte: Madame, darf ich das Geständniß wagen, daß ich Euch liebe?

Margarethe fühlte sich augenblicklich befreit. Das Schweigen hatte sie befangen gemacht — der Aussprache begegnete sie mit Klarheit. Nein, Bussy, Ihr dürft es nicht, antwortete sie ruhig.

Verzeiht meinem Wahnsinne, sprach er empfindlich. Ihr erinnert mich mit Recht an meine Unwürdigkeit.

So meine ich es nicht, erwiederte sie sanft. Euerm Werthe nach dürftet Ihr mir gestehen, daß Ihr mich liebtet, aber Ihr hättet es nicht thun sollen, weil es nicht wahr ist.

Madame!

Ruhig — hört mich an, doch zuerst steht auf.

Nicht eher, als bis Ihr mir glaubt.

Das werde ich nicht; denn Ihr selbst glaubt Euch nicht, und wenn Ihr es thut, so täuscht Ihr Euch.

Madame, auf meine Ehre —

Dann täuscht Ihr Euch — ich wiederhole es Euch. Erinnert Euch, Ihr selbst sagtet mir, daß Ihr Eurer Natur nach schwer zu entflammen wäret —

Aber wenn es nun geschehen ist? Kann die Königin von Navarra nicht das Schwerste?

Ich habe Euch genau beobachtet und ich gebe Euch Recht. Bei Euch muß eine mystische Stunde schlagen, eine besondere Constellation am Himmel stehen, wenn Ihr die wahre Liebe empfinden sollt, die Eure erste und einzige sein wird.

Aber diese Stunde hat geschlagen! rief er.

Nein, sagte sie lächelnd.

Nein?

Ihr liebt mich nicht.

Nicht? Und wen soll ich da lieben, wenn ich Euch nicht geliebt?

Die Frau, die für Euch bestimmt ist, die Euch Glück oder Unglück geben kann, je nachdem es kommt — die aber die einzige sein wird, die Ihr je geliebt habt.

Und diese Frau wollt Ihr nicht sein?

Bussy, sprach Margarethe mit einer Offenheit, die sie auf einen Augenblick großartig machte, fühlte ich in meinem Herzen, daß ich diese Frau Eurer Liebe wäre, dann gehörte ich Euch unwiderruflich an. Ihr seid vor allen Männern der Mann, den ich für würdig erachtet hätte, mein ewiger Geliebter zu sein, und nicht die Welt und nicht das Schicksal und nicht der Tod sollten die Gewalt haben, mich von Euch zu trennen, wenn ich mich Euch

ein Mal gegeben. Ja — ich will ganz offen sein — ich habe es glühend gewünscht, daß Ihr mich mit Eurer wahren Liebe lieben möchtet — ich hätte es für das höchste Loos erachtet, von Euch geliebt zu werden. Aber, Bussy, ich habe schon solche Liebe eingeflößt, und darum erkannte ich bald, daß Ihr sie nie für mich fühlen würdet; denn solche Liebe wächst nicht langsam, wie das Metall im Schacht — wie der Samen aus der Erde — sie ist auf ein Mal da, man weiß nicht wie. Euch aber angehören, wie andere Frauen Euch angehört haben, ohne Eurer Treue und Liebe gewiß zu sein — das, Bussy, will ich nicht, und Ihr könnt es auch nicht wollen, wenn Ihr mich ehrt, wie ich glaube. Ihr schweigt — ich habe Recht, nicht wahr?

Madame, sprach Bussy in starker Bewegung, Verzeihung, daß ich zu Euch gesprochen, wie zu anderen Frauen — Verzeihung, daß ich

gewagt, Euch auf meine Art zu lieben. Von jetzt an werde ich besser wissen, was Eurer würdig ist — von jetzt an werde ich Euch anbeten.

Dank, Bussy, sprach sie freundlich, ihm die Hand reichend, die er voll Ehrfurcht küßte. Seid mein Freund — ich will Eure Freundin sein — das ist auch schön. Einst aber seid glücklich in einer wahren Liebe.

Ich hoffe es nicht mehr, Madame, sprach er aufstehend.

Doch; antwortete sie.

Fünftes Kapitel.

Und diese Freundschaft bestand. Naturen, wie Margarethe eine war, sind jedes Aeußersten fähig — des raffinirtesten Spiritualismus sowol, wie des übermächtigsten Sensualismus. Margarethe konnte, noch athemlos vom Sinnenrausche, die Anbeterin der Idee werden.

Daß man ihr nicht zutraue, sie könne blos mit dem Gefühl lieben, daß man es auch hier nicht glauben werde, wußte sie sehr gut. Mehr als ein Mal sprach sie zu Bussy: Ihr werdet sehen, daß man unsere Freundschaft verdächtigen wird; du Gua, dieser Mensch aus Koth,

kann sie ja nicht begreifen. — Bussy antwortete dann immer: Madame, auch ich trage einen Degen. Aber sie sagte dann finster: Gegen eine giftige Zunge hilft eine ehrliche Klinge nicht.

Die Königin täuschte sich nicht. Bussy und du Gua hatten schon in Anmaßung gewetteifert, als Beide noch Edelleute Heinrich's von Anjou waren — jetzt, wo Bussy nur einem Herzoge diente, und du Gua einem Könige, suchte Jener das, was seinem Herrn an Ansehen abging, durch doppelte Anmaßung zu ersetzen, und das ertrug du Gua nicht. Die Ironie, deren er sich gegen jeden untergeordneten Gegner bediente, konnte er hier nicht anwenden; denn Bussy war nicht lächerlich. Seine Ansprüche konnten reizen; aber man konnte ihnen weder mit Nichtachtung, noch mit Spott begegnen: Bussy war ohne Zweifel an Geist, Tapferkeit und Erscheinung der ausge-

zeichnetste Edelmann des Hofes. Du Gua hatte also gegen ihn Nichts als die Abneigung.

Damit hatte er Bussy denn auch bereits beehrt, als er Margarethens auszeichnendes Betragen gegen diesen selbst bemerkte und von Andern bemerkt sah. Nur das fehlte noch zum Ausbruch des offenbaren Hasses. Du Gua hatte sich — mit Wuth mußte er es sich heimlich eingestehen, wenn er es auch nicht öffentlich eingestand — trotz seiner zur Schau getragenen Geringschätzung der Königin von Navarra, doch mehr als ein Mal bemüht, ihre Gunst zu erlangen — immer war er mit Stolz von ihr zurückgewiesen worden, und jetzt gewann, was er nicht hatte erringen können, Bussy mit so leichter Mühe? Ja, er gewann noch mehr; denn du Gua hatte sich mit der Gunst der Königin begnügen wollen und Bussy die der schönen Frau erhalten. Nicht, daß Margarethe für du Gua irgend Reiz gehabt

hätte — seine Bewunderung erweckte nur eine reine Schönheit, und zum Genuß waren alle schönen Frauen ihm gleich, aber was er nicht haben konnte, das sollte auch Bussy nicht haben. Und Bussy hatte es, und das konnte nicht gelitten werden, und so stellte du Gua, als er die eine Nacht das Lager seines königlichen Herrn theilte, sich mehrmals, als unterdrücke er mühsam ein Gelächter, das durchaus hervorbrechen wolle.

Heinrich, der von allerlei Erfindungen im Gebiete der Schneider und der Kammerdiener sehr angegriffen war, und daher in der Dämmerung der Nervenabspannung gelegen hatte, wurde endlich doch aufmerksam, öffnete schmachtend die Augen und that seinem Günstling den Gefallen, mit matter Stimme zu fragen: Was hast du denn?

Verzeihung, Sire, antwortete du Gua ehrerbietig; ich habe Euch aufgeweckt.

Das hast du allerdings, erwiederte Heinrich mürrisch, und darum bist du mir als Ersatz die Geschichte schuldig, über die du gelacht hast.

O, es ist Nichts, Sire; Nichts als ein Witzwort des Königs von Navarra. Der war im Zimmer von Madame der verwittweten Prinzessin von Condé, als eben Noailles eine Romanze mit diesem Refrain: „Ich wüßte Nichts, was mich erfreute, bin ich von meiner Gottheit weit“ — zur Laute sang und besonders das Wort Gottheit überleidenschaftlich vortrug. Der König von Navarra hörte einige Minuten ganz ruhig zu — plötzlich aber näherte er sich dem singenden Narren und sang parodirend: „Nicht also nennet meine Tante, sie liebt zu sehr die Menschlichkeit.“ Ist das nicht gut? Man sagt, Madame von Condé soll den König von Navarra enterben wollen.

Gut, aber nicht das, worüber du gelacht.

Ich schwöre es Euch, Sire!

Eide unter uns? Du Gua, wir sollten uns kennen. Ich glaube dir nicht.

Aber warum glaubt Ihr, daß es etwas Anderes sein müsse?

Du lachst nicht so über eine solche unschuldige Bosheit; was dich zu solchem Gelächter reizt, das muß ein bischen teuflischer sein.

Sire, wahrlich, Ihr kennt mich.

Ich denke es.

Ich bekenne, daß Ihr Recht habt.

Und ich fordere, daß du mir gestehst, was du wirklich im Sinne gehabt.

Sire, das kann ich nicht.

Du Gua, ich will es.

Ihr seid der Herr, Sire, aber lasset mich Euch bitten —

Nein!

Ich habe zu Lyon mir selbst das Wort gegeben, niemals —

Aha, es geht also wieder unsere vielgeliebte Schwester an?

Sire, ich bitte Euch — wie könnt Ihr glauben —

Du Gua, ich befehle es dir.

Mein Wort, Sire —

Dessen entbinde ich dich.

Aber —

Bei dem Verluste meiner Gunst!

Ihr wollt es, sprach du Gua scheinbar mit der größten Ueberwindung, aber, Sire, werdet Ihr mich auch schützen, wenn mein Gehorsam gegen Euch die Königin von Navarra noch mehr gegen mich aufbringen sollte?

Ich werde es, bei Saint Denis; doch nun sprich.

Wolan, Sire, so erfahrt denn, daß Eure Schwester, die Königin von Navarra, und Monsieur von Bussy d'Amboise Freunde geworden sind.

Was? hat sie schon wieder einen Liebhaber! rief der König mit boshaftem Triumphe.

Nicht doch, Sire, Ihr misverstehet mich. Ihre Majestät die Königin von Navarra und Bussy sind — Freunde. Ein Lächeln, wie man es nur bei du Gua sehen konnte, begleitete das letzte Wort.

Heinrich begriff jetzt. Freunde — wiederholte er. Aber auf meine Ehre, das ist köstlich! Und Beide, der König und der Günstling, brachen in das grellste Gelächter aus.

Am nächsten Nachmittage war Gesellschaft bei der Königin-Mutter. Die Damen stickten, mit Ausnahme Margarethens, die bequem dasaß; die Edelleute, meistens welche d'Alençon's, machten sich liebenswürdig. Man sprach über Literatur, oder vielmehr über Ronsard. Einer der jungen Herren hatte den Dichtergreis kürzlich besucht und schilderte nun, wie derselbe in seiner einsamen Abtei zu Croix-Val sich mit

Blumenzucht und Bäumepfropfen beschäftige und seine übrige Zeit zwischen den alten Classikern und einigen Freunden theile.

Was empfindet Ihr dabei, Surgeres? fragte lächelnd Margarethe. Mademoiselle Helene von Surgeres, Ehrenfräulein Katharinens, war der Gegenstand der letzten und diesesmal platonischpoetischen Liebe Ronsard's gewesen.

Das Fräulein lachte.

Das ist keine Antwort, bemerkte die Königin von Navarra.

Oder die inhaltvollste, rief Madame von Sauve, die auch mit da war und ihre Blicke mit treuloser Geschicklichkeit zwischen den nebenbuhlerischen Schwägern theilte. Wissen Ew. Majestät nicht, daß ein Lachen Alles oder Nichts sagen kann? Nichts, wenn man nicht weiß, was man antworten soll — Alles, wenn man nicht antworten will. Die Liebe, die Verlegenheit, der Zorn, der Schmerz

selbst — Alles kann hinter einem Lachen verborgen sein.

Und was meint Ihr, daß hinter dem von Surgeres verborgen sei? fragte die Königin mit dem kühlen Tone, den sie gegen Madame von Sauve immer annahm.

Diese warf erst blitzgeschwind dem Könige von Navarra einen Blick zu, welcher deutlich sagte: Seht Ihr wol, daß sie eifersüchtig ist? Dann zu Margarethen gewandt, antwortete sie: Was soll es anders sein, Madame, als Reue?

Reue?

Aber gewiß. Welche Frau hätte es nicht bereut, daß sie einen großen Mann umsonst seufzen lassen, wenn — der große Mann aufgehört hat zu seufzen?

Also Ihr wäret nicht so grausam gewesen? fragte Margarethe spöttisch.

Wie könnt Ihr das nur fragen, Madame?

rief die reizende Kokette naiv. Ich hätte solchen Worten widerstehen sollen? Und sie declamirte mit etwas neckendem Pathos dieses Sonett:

Ihr sieget über mich, und darum, Schönste, sende
Geringelt tausendfach Euch diesen Epheu ich,
Der schmeichelnd Kranz auf Kranz und Rank' auf
Ranke sich
Um Bäum' und Mauern schlingt und windet ohne Ende.

Von seinem Grün der Kranz, Euch kommt er zu als
Spende,
Weil, gleich wie er es thut, an Eure Glieder ich
Mich gerne schmiegt', und gern bei Nacht und Tage mich
Um Euern schönen Wuchs mit Liebesknoten wände.

Erscheint denn nie die Zeit, wo unter dichten Zweigen
Am Morgen, wenn die Welt erweckt Autorens Schein,
Wenn blau der Himmel ist und laut der Vögel Reigen,
Ich küssen könne Euch und klagen meine Pein,
Und beide Arme fest dann winden und in Schweigen
Um Eurer Rosen Pracht und Euer Elfenbein?

Natürlich war der Beifall groß. Brantôme war entzückt über das Gedicht und den

Vortrag — Navarra flüsterte ziemlich laut der schönen Sauve ins Ohr: Ganz wie ich es will. D'Alençon begnügte sich mit einigen leidenschaftlichen Blicken, die jedoch in seinen Augen mehr Begier als Liebe ausdrückten. Margarethe, die zu stolz war, um kleinlich neidisch zu sein, lobte ebenfalls, wiederholte jedoch dann die Frage: Und Ihr wäret also nicht so grausam gewesen, solchen Seufzern zu widerstehen?

Ich hätte es nicht gekonnt, erwiederte Madame von Sauve mit der größten Aufrichtigkeit.

Navarra lachte halb verdrießlich — d'Alençon schnitt ein Gesicht, das ihn noch häßlicher machte — Margarethe lächelte spöttisch, und die übrigen Damen zischelten hörbar.

Seid doch still, sagte Madame von Sauve ganz unbefangen zu diesen; Ihr seid durchaus nicht besser als ich — Ihr thut nur so.

Surgeres hat doch widerstanden und Madonna Laura ebenfalls, bemerkte Mademoiselle

von Torigny spitz, denn sie konnte, als ergebenes Fräulein Margarethens, die schöne Sauve nicht leiden.

Das beweist nur, daß sie kein Gefühl für Poesie hatten, erwiederte Madame von Sauve kaltblütig. Eine Frau aber, die empfänglich für schöne Verse ist, kann nicht unempfindlich gegen den Dichter sein. Das ist meine feste Meinung, und hätte der göttliche Petrarka, oder selbst nur Monsieur von Ronsard um mich geworben, so stehe ich dafür, ich hätte ihnen Alles hingegeben, was ich an Rosen und Elfenbein nur besessen hätte.

Ich glaube es, bemerkte Margarethe trocken und setzte bei Seite zur Herzogin von Nemours hinzu: Es braucht auch eben kein Dichter zu sein, weder Petrarka, noch Ronsard.

Brantôme fragte unterdessen mit seiner süßen Höflichkeit die schöne Sauve: Ihr sagtet: der göttliche Petrarka, oder selbst nur Monsieur

von Ronsard. Haltet Ihr denn unseren Dichter für weniger göttlich als den Petrarka?

Madame von Sauve nahm eine sehr wichtige kritische Miene an. Allerdings.

Und warum?

Erstens ist er todt, und Monsieur von Ronsard lebt noch.

Man lachte.

Zweitens, fuhr die schöne Rednerin ungestört fort, zweitens hat Monsieur von Ronsard mehrere Liebschaften besungen und Petrarka nur eine Liebe.

Mitten in dem Gelächter, welches jetzt hell losbrach und in welchem die Silberkehle Charlottens selbst am hellsten tönte, trat der König mit du Gua herein, fragte, hörte die Veranlassung der allgemeinen guten Laune und stimmte mit ein.

Ihr seid also der schönste Anwalt für die Treue in der Liebe? fragte Heinrich, als

man sich etwas beruhigt hatte, Madame von Sauve.

Schönere mag es viele noch geben — aufrichtiger keinen, antwortete sie, das reizende Gesicht noch vom Lachen geröthet, und eigentlich sehe ich bei näherm Nachdenken auch gar nicht ein, warum darüber gelacht worden ist. Denkt ein Mal nach, Sire, wenn das Beispiel zur Lehre gehörte, wie wenig, selbst hohe Priester, dürften dann lehren und uns unsere Sünden vorhalten.

Der Priester lehrt und redet nicht als Mensch, sondern als Beauftragter Gottes, sprach salbungsvoll der gute dumme Kardinal von Bourbon.

Ganz recht, Monseigneur, antwortete die hübsche Sünderin schelmisch; ich sprach auch nicht als Charlotte von Sauve, von Gewerbe ein Schmetterling, sondern als Anwalt der Treue. Indessen hat nicht dieser Grund vor-

züglich bei mir entscheidendes Gewicht für den Petrarka — er ist, wie ich schon sagte, todt, und Monsieur von Ronsard lebt, und wie Andere es sich zur Pflicht machen, den größten Schurken, sobald er todt ist, als einen ehrlichen Mann zu behandeln, so habe ich eine besondere Hochachtung vor allen Dichtern, welche bereits begraben sind.

Ihr meint, weil man sie dann nach Gefallen lesen oder nicht lesen kann und nicht mehr zu der Pein verdammt ist, sie selbst ihre Verse vorlesen zu hören? fragte du Gua, der bisher mit unverschämter Miene abwechselnd die Königin von Navarra und Bussy betrachtet hatte.

Ich meine, was ich sage, antwortete Madame von Sauve schnippisch; denn sie fürchtete den Günstling nicht, den sie so gut wie Andere zu ihren Füßen gesehen hatte. Ein Dichter muß sterben, wenn ich Ehrfurcht vor ihm empfinden soll. Deswegen verehre ich nicht

nur den Petrarka und den Dante, sondern selbst unsern Meister Marot mehr als Monsieur von Ronsard. Mit einem allerliebsten Ausdrucke von Trotz blickte sie umher, als die ganze Gesellschaft laut gegen dieses Urtheil losbrach.

Ihr stimmt darin ja ganz mit meiner Schwester von Navarra überein, sagte Heinrich lächelnd. Sie wird sich freuen, eine so schöne Bundesgenossin zu finden.

Ich bedarf keiner Unterstützung in meiner Meinung, antwortete Margarethe kühl.

Aber Ihr liebt doch sonst die Gesellschaft, bemerkte der König zweideutig.

Es kommt darauf an.

Erinnert Ihr Euch, daß Ihr mir schon ein Mal Eure Meinung darüber zu erkennen gabt? fragte der König, ohne den Stich bemerken zu wollen.

Ja, damals, als Ihr mich kurz vor Eurer

Abreise nach Polen aufsuchtet, antwortete sie mit Betonung.

Die Erinnerung an Marie traf ihn; aber sie machte ihn nicht weicher, sondern erbitterte ihn nur noch mehr gegen die, welche ihn damit stach. Er sprach seinerseits mit Betonung: Ihr sagtet, glaube ich, Marot verstehe besser von Liebe zu singen als Ronsard?

Ganz recht, antwortete sie unbewegt.

Und das ist entscheidend bei Ew. Majestät? fragte du Gua mit ironischer Ehrfurcht.

Sagt nicht also, Madame! rief Brantôme flehend. Ein Ausspruch von Euern göttlichen Lippen ist entscheidend — sprecht nicht aus, daß unser Dichterfürst seine Krone vom Haupte nehmen und auf ein Grab legen müsse. — Mitleid für Ronsard! Er kann wahrlich von Liebe sprechen. Mademoiselle von Surgeres, kommt mir zu Hülfe — Ihr seid hier die gültigste Zeugin.

Seine himmlischen Gedichte zeugen für ihn, erwiederte das Fräulein.

Besonders die an Euch — nicht wahr? fragte die Torigny.

Madame von Sauve! bat Brantôme mit gefalteten Händen.

Was, fragte sie mit komischem Zorne, ich soll noch ein Liebesgedicht an eine Andere hersagen und noch dazu, um gegen meine eigene Meinung Gründe zu liefern?

O, Ihr werdet es — Ihr seid so gut wie schön.

Ja, wenn Ihr mir Schönheiten sagt, dann bin ich freilich überwunden, rief sie lachend. Es ist natürlich — ich höre sie so selten.

Spottet über mich, so viel es Euch gefällt, aber sagt uns die Verse her: „Noch fester als der Wein mit biegsam starken Armen.“

Also richtig eins an Surgeres? Nun, da Ihr mir geschmeichelt habt — Erlauben es Eure Majestäten?

Ich höre Nichts lieber als schöne Verse aus einem schönen Munde, antwortete Heinrich artig.

Madame von Sauve verneigte sich. Sire, Ihr seid zu gnädig. Es steht in den Sternen geschrieben: Surgeres soll noch einen Tag des Ruhmes haben. Und sie fing an:

Noch enger, als der Wein mit biegsam starken Armen
Schlingt um die Ulme sich,
Mit deinen Händen so, fleh' ich dich an, den warmen,
Umschlinge, Herrin, mich.

In Schlaf zum Schein versenkt, beug' auf mein Antlitz nieder
Mit holdem Lächeln dich,
Und deinen Athem hauch' und deine Anmuth wieder,
Ach, und dein Herz in mich.

Dann, ruhend auf der Brust, die fast, nach Athem ringend,
Erlieget solchem Glück,
Gib sanft in einem Kuß, noch fester mich umschlingend,
Die Seele mir zurück.

Thust du mir also wohl — bei deinen Augen schwör' ich —
Ein Schwur, so theuer mir —

Dann soll kein andres Bild — denn dir allein gehör' ich —
Je locken mich von dir.

Nein, leidend mit Geduld in deiner Herrschaft Banden,
Und sei sie strenge gleich,
Wird leis' derselbe Kahn einst mit uns Beiden landen
Im elysäischen Reich.

Dort hören wir, die wir an zu viel Glut gestorben,
Auf myrtenschatt'ger Flur,
Die Helden, welche hier sich hohen Ruhm erworben,
Von Liebe sprechen nur.

Bald werden tanzen wir auf blum'gen Ufermatten,
Bei Klängen süß und rein,
Bald suchen, matt vom Tanz, die immergrünen Schatten
Von einem Lorbeerhain.

Wo schmeichelnd der Zephyr bald die Orangenkronen,
Die duftenden, bewegt
Mit lindem Frühlingshauch — bald zwischen den Zitronen
Die leichten Schwingen schlägt —

Dort wechselt nicht das Jahr mit unbeständ'gen Lüften,
Dort ist es stets April;
Die Erde spendet frei an Blüthen und an Düften,
Was immer man nur will.

Dort wird die heil'ge Schaar der liebenden Getreuen,
Vor Allen ehrend uns,
Zu grüßen kommen uns und jubelvoll sich freuen,
Vereint zu sein mit uns.

Sie laden auf dem Gras, dem üppig blumenreichen,
Zu lagern uns, uns ein,
Und eine Jede wird vor unserm Kommen weichen,
Und Keine zornig sein.

Nicht Jene, die ein Stier mit trügerischem Locken
Trug in den Meeresschaum,
Noch Jene, die Apoll verwandelt sah erschrocken
In einen Lorbeerbaum.

Nicht Artemisia und Dido, die verbündet
Im Leid umfassen sich,
Noch jene Griechin, der an Schönheit gleich man findet
Sowie an Namen dich.

Die schöne Sauve schwieg; die Könige, Katharina und d'Alençon riefen Beifall; die Hofleute thaten ein Gleiches. Brantôme blickte Margarethe hoffnungsvoll an und fragte: Nun, Madame?

Die Verse sind sehr schön, aber die Liebe ist sehr kalt, war die kühle Antwort.

Ihr bleibt dabei, seufzte er.

Gewiß; bei dieser Manier zu lieben konnte Monsieur von Ronsard hundert Jahre leben und durfte gar nicht die nähere Bekanntschaft mit den elysäischen Lorbeerschatten fürchten, denen ich für mein Theil die Herrlichkeit unsers Himmels weit vorziehe.

Wer würde das nicht? fragte Heinrich, bigott erschrocken und bekreuzte sich. Gott bewahre uns vor einer solchen Sünde! Wir sprechen hier nur in poetischer Rücksicht, nicht als katholische Christen.

Das weiß ich wohl, Sire, antwortete Margarethe mit dem Mitleid, welches eine geistreiche Frau immer fühlt, wenn männliche Beschränktheit sie belehren und erleuchten will. Auch ich sprach nicht anders.

Ah? und auch in der Poesie zieht Ihr den grünen Schatten Elysiums —

Die glanzvolle Herrlichkeit unsers Himmels vor? Ja wahrlich. Die Engel mit ihren goldenen Flügeln, die Heiligen mit ihren Palmenzweigen, die gebenedeite Jungfrau in ihrer Glorie, die reinen Märtyrerinnen alle, die Jungfrauen alle, die, lichtwerfende Lampen in der Hand, dem himmlischen Bräutigam entgegengehen — o, und das ewige Jerusalem selbst, wie die heiligen Dichter unserer Kirche es uns beschreiben — aber Ihr habt in ihnen wol nie gelesen, Sire?

Nein, erwiederte Heinrich etwas beschämt. —

Ja dann — sagte sie leicht wegwerfend. Doch hört denn diese Strophen aus der Hymne des Kardinals Damiani über die Freuden des Paradieses:

Winters Kälte, Sommers Hitze drücken niemals diesen Ort;
Wiesen grünen, Saaten reifen, Bäche Honigs fließen dort,
Und in ew'gem Frühling blühen hier die Rosen fort und fort.

Balsam schwitzt, es glüht der Safran, Lilien blüh'n
im weißen Kleid,
Wo der Duft von edlen Hölzern und Aromen sich zerstreut,
Und in grünen Wäldern reifen Früchte der Unsterblichkeit.

Sonn' und Mond sind hier erloschen, wie auch der
Gestirne Heer,
Denn das Lamm taucht selbst den Wohnort ein in seines
Lichtes Meer.
Ein nie untergeh'nder Tag ist — Nacht und Zeiten sind
nicht mehr.

Auch die Heil'gen glänzen jeder, wie die Sonne, hell
und klar,
Bringen nach vollbrachtem Siege jubelnd Preis und
Ehre dar,
Ueberzählend ihre Kämpfe, der besiegten Feinde Schaar.

Aller Fehl ist abgewaschen, alle Lockung, aller Schmerz,
Und das Fleisch ist Geist geworden — Leib und Geist sind
nur ein Herz —
Sie genießen ew'gen Frieden — aller Streit sank nie-
derwärts.

Und sie zieh'n in ihren Ursprung, vom Beweglichen
befreit,

Schau'n die gegenwärt'ge Wahrheit, ohne Schein und
ohne Kleid,
Trinken aus lebend'gen Quellen ungeborne Süßigkeit.

Daher schöpfen sie des Lebens ewige Erneuerung —
Klar, lebendig, lieblich, ohne jegliche Verminderung,
Ohne Krankheit, immer blühend, ohne Alter, ewig jung.

Daher zieh'n sie unvergänglich's Dasein, denn es starb
der Tod;
Daher blüh'n sie hell und grünen, denn in Noth kam
hart die Noth,
Und das Recht ist abgerungen, womit lang der Tod
gedroht.

Und sie kennen den Allweisen — Nichts ist ihnen un-
bekannt;
In der fremden Brust Geheimniß dringt ihr heiliger
Verstand,
Und ihr Wollen und Nichtwollen ruht auf einem Ge-
genstand.

Und wenn Jeder gleich der eignen Arbeit Früchte
ernten muß,
Streut die Liebe Allen reich doch aus von ihrem Ueberfluß;
Und so wird, was Einer erntet, allen Andern gleich
Genuß.

Um den heil'gen Leichnam sammeln sie wie Adler sich
zumal,
Wo sich mit den Engeln letzet heil'ger Seelen große Zahl;
Und die Bürger zweier Welten essen Brot von einem Mahl.

Und Genuß hier und Begierde quillt in unerschöpf-
tem Fluß,
Denn die Reizung schafft nicht Qual hier, der Genuß
nicht Ueberdruß;
Der Genuß treibt nur zur Reizung und die Reizung
zum Genuß.

Die Königin von Navarra hatte, von ihrer poetischen Begeisterung hingerissen, so die herrliche Hymne fast bis zu Ende gesprochen — jetzt hielt sie inne und erhob das große dunkle Auge mit unerhörtem Schmachten. Ja, sie sehnte sich hinüber in die Freiheit, in die Reinheit, in die Stille — in den Himmel. Daß es einen Mann gegeben hätte, unerschöpflich an Liebeskraft, der diese Frau an seinem Herzen fortgetragen hätte in eine große Einsamkeit, mit den Sternen über ihnen und dem Meere

zu ihren Füßen, und Margarethe hätte lieben können, wie die edelsten Frauen nur je es gekonnt. Aber wo gab es an diesem Hofe Männer für ihren glühenden Liebesdurst? Aus einem Meere hätte sie trinken müssen, und ihr wurde das fade Getränk der Galanterie gereicht. Aus Bedürfniß gewöhnte sie sich daran, und wehe uns, wenn wir uns erst an das alltäglich Gemeine gewöhnen! Dann vergißt die Seele nur zu schnell was sie ist: hier nur Pilgerin — jenseits erst Tochter vom Hause.

Und welchen Eindruck machte denn der wunderbare Kirchenhymnus mit seiner weihrauchduftenden Mystik? Einige, Bussy, Brantôme, Madame von Nemours, Madame von Guise, fühlten seine erhabene Herrlichkeit; die Meisten sagten: Ach, wie schön! wie heute noch in Theezirkeln gesagt wird. Einige lächelten; der König brachte ziemlich verwirrt die allergewöhnlichste Schmeichelei hervor; dann wandte

er sich an du Gua und flüsterte: Sollte man sie nicht für eine Heilige halten? Ich bin wirklich förmlich verblüfft.

Ich durchaus nicht, antwortete du Gua. Bemerkten Ew. Majestät nicht die Schlußverse: „Denn die Reizung schafft nicht Qual hier, der Genuß nicht Ueberdruß — der Genuß treibt nur zur Reizung und die Reizung zum Genuß?" Das wäre ein Leben gerade wie geschaffen für Madame die Königin von Navarra — auf jeden Fall substantiell beseligender als das Schattenleben im heidnischen Elysium.

Meiner Treu, du hast Recht — sieh nur, wie ihr Auge im irdischen Verlangen nach überirdischer Seligkeit schwimmt.

Und sehen Ew. Majestät, wie dieser schwerfällige Hecht von Mayonne sich wollüstig in dieser Flut badet?

Auch da hast du Recht. Was, unser dicker

Gevatter denkt doch wol nicht daran, den gewaltigen Bussy bei ihr auszustechen?

Warum nicht? Es frägt sich noch, wer auf dem Felde der Liebe von Beiden der beste Kämpfer ist.

Nun, ich habe Nichts dagegen. Eher noch einen der Lothringer als diesen Bussy, diese Anmaßung aller Anmaßung. Sagtest du mir nicht, er sagte, so oft er von mir spräche, nach wie vor einfach: der König?

Allerdings, Sire.

Der freche Bube! Heinrich hatte nämlich seit Kurzem befohlen, daß man von ihm nicht länger als vom Könige, sondern nur als von „Ihren Majestäten" sprechen sollte. Eine Majestät war ihm noch zu wenig, und Bussy nun, der ihm gar keine gab! Es konnte wol ärgern.

Doch Heinrich beherrschte sich sehr gut, und so näherte er sich mit der anmuthigsten Art der Königin von Navarra und fragte sie, ob

ihr Lieblingspoet Marot ihre Gunst vielleicht auch durch eine so herrliche Schilderung des Paradieses gewonnen habe.

Ew. Majestät irren, antwortete sie. Er ist nicht mein Lieblingspoet — ich stelle die großen italienischen Dichter, ebenso die spanischen Romanciers höher.

Aber er hat doch Gnade in Euern Augen gefunden. Verdankt er das nur seiner Geschicklichkeit in süßen Rondeaus, oder seiner Erhabenheit in der heiligen Poesie?

Ich schätze ihn sehr hoch als Liebesdichter, doch höher noch stehen mir allerdings seine ernsten Dichtungen.

In denen er ebenfalls das Paradies beschreibt?

Mehr den Tod, antwortete Margarethe kalt.

Ah, sagte Heinrich mit einer Grimace.

Ew. Majestät lieben ihn nicht?

Und wer, schöne Schwester, kann die Stumpfnase lieben?

Der Christ, dünkt mir.

Meister Marot hat es also gethan? Wollt Ihr uns mit einer seiner Liebeserklärungen an diesen reizenden Gegenstand entzücken?

Ich erinnere mich nur einiger Strophen aus der Klage: Der Tod an alle Menschen.

Und die sind?

Langsam sagte Margarethe diese Verse her:

Die Seele ist die Glut, der Leib der Feuerbrand,
Die Seele ist von dort, der Körper zu verachten;
Er ist ein Kerker nur von feuchter, dunkler Wand,
Worin die Seele, hoch und rein erzeugt, muß schmachten.
Der Schlüssel aber ruht dazu in meinen Händen —
Der wohl der Seele thut — er ist's, mein scharfer Pfeil;
Denn er enthebet sie den engen Kerkerwänden,
Um heimzusenden sie zu ihrem ew'gen Heil.

So halte dich denn stark durch deinen Gott allein,
Und glaube fest, er sei dein Vater in der Wahrheit.
Wenn er dein Vater ist, so mußt sein Kind du sein —
Der rechte Erbe sein von seinem Reich der Klarheit.
Wenn er mit Schöpferkraft dich in das Sein gehoben,
Da du ihn nicht gekannt, was wird er jetzt nicht thun,

Wo stark dein Hoffen ist auf ihn? Du wirst's erproben —
Sei du gewiß, du sollst in seiner Fülle ruh'n.

Dünkt Euch das heilig genug, Sire? fragte Margarethe.

Gewiß, antwortete Heinrich.

Zu heilig, rief Madame von Sauve.

Meint Ihr? fragte er lachend.

Gewiß, antwortete das reizende, unverbesserliche Geschöpf. Ist's nicht ganz, als wären wir hier versammelt, um zur Beichte zu gehen und Buße zu thun — nicht um uns zu unterhalten? Tod und Kerker und Heilige und Paradies — Monsieur der Kardinal selbst ist ganz unruhig geworden; er weiß nicht, wo er ist: ob in der Kirche, ob in der Welt. Und Ihr, Madame, Ihr, deren Schönheit so lebendig, so reich an Blüthe und Duft ist, Ihr seid es, welche diese schrecklichen Gedanken in unsere Mitte beschworen habt!

Ist denn das Paradies ein schrecklicher Ge-

danke für Euch, Madame von Sauve? fragte der König von Navarra lachend.

Ich werde mich sehr freuen, hineinzukommen, aber ich wünsche, daß es so spät wie möglich geschehe.

Seid Ihr denn gewiß, daß Ihr überhaupt hineinkommt? fragte der König hämisch.

Warum nicht, Sire?

Ah, Ihr glaubt, Monseigneur Sanct Peter werde sich in Euch verlieben und Euch auf seine Gefahr hineinlassen?

Es würde mir eine große Ehre sein, wenn der Heilige das thäte. Doch nein — das wage ich nicht zu glauben. Ich hoffe nur ganz heimlich, er werde so viel mit der Anmaßung und den Ansprüchen großer Herren und Damen zu thun haben, daß ich ganz unbemerkt werde hineinschlüpfen können, und ein Mal drinnen, werde ich die heilige Jungfrau so schön anflehen, daß sie mich wol beschützen wird.

Es war unmöglich, ihrer frevelhaften Naivetät zu zürnen — sie brachte Alles mit einer gar zu allerliebsten Miene vor. Heinrich sagte ihr zwar: es sei gut für sie, daß die Inquisition abgeschafft worden, lachte aber dazu, und Navarra fand sie ganz und gar behexend und hatte dessen auch kein Hehl. Margarethe störte ihn darin nicht, denn immer war sie in seinen Liebesangelegenheiten seine Vertraute. Und noch mehr, sie selbst konnte sich in diesem Augenblicke nicht enthalten, über die kecke Sünderin zu lachen.

Charlotte, die sehr leicht zutraulich wurde, rief: Ah, Madame, Ihr dürft nicht oft solche Sünden wie heute gegen arme lustige Leute begehen, sonst läßt Euch Monseigneur Sanct Peter gewiß nicht in den Himmel.

Glaubt Ihr? fragte die Königin wider Willen in einen Scherztausch mit der hineingezogen, die sie als ihre Nebenbuhlerin bei ihrem

Bruder nicht leiden konnte — nicht als ihre Nebenbuhlerin bei ihrem Manne — mein Gott, der war ihr so von Herzen gleichgültig — dem wünschte sie so von Herzen alles Glück bei jeder Dame, wo er es immer suchen wollte!

Madame von Sauve antwortete mit so viel Kokketterie, wie sie kaum je einem Manne gegenüber angewandt hatte: Gewiß, Madame. O, ich habe Offenbarungen über dergleichen Dinge.

Und was sagen Eure Offenbarungen über mich?

Daß Ihr, wollt Ihr Vergebung erhalten, uns nun erfreuen müßt, wie Ihr uns vorher erschreckt habt.

Auf welche Art?

Ihr habt vom häßlichen Tode gesprochen — das hat uns erschreckt; jetzt sollt Ihr von Liebe singen, wie nur Ihr es könnt.

Ja, ja! rief Alles!

Gern, sprach Margarethe. Aber was?

Ein trauriges Lied — ein heiteres — von Petrarka — von Monsieur von Ronsard — von Euch selbst — riefen die Prinzen und Damen durcheinander.

Margarethe schwieg noch unentschlossen, während sie mit den Fingern leicht über die Laute hintändelte, die man ihr gebracht. Wenn ich um ein Lied bitten dürfte — das schönste von allen, die ich von Euch gehört — sagte Bussy, jetzt zum ersten Male sprechend.

Sprecht, Bussy, antwortete sie sanft und mit einer andern Beugung in der Stimme.

Ich meine die Klage der Königin von Schottland bei dem Tode des Königs, Eures Bruders.

Ach, meine arme Schwester, die einsam und gefangen ist! O, wer zu ihr könnte! Bussy, das Lied ist zu traurig.

Aber so schön, Madame.

Ihr hörtet ja, daß man etwas Heiteres von mir verlangte.

Nur einen Liebesgesang, und wo könntet Ihr einen schöneren finden? O, ich bitte Euch, Madame, macht mir dieses Vergnügen.

Der Unverschämte, murmelte Heinrich in du Gua's Ohr.

Ihr seht jedoch, Sire, die Königin gehorcht ihm, versetzte dieser.

Und in der That begann die Königin den berühmten Klagegesang Maria Stuart's bei dem Tode Franz' II.

Bei meinem Trauerlied,
Bei klagenden Accorden,
Mein Auge übersieht,
Was mir entrissen worden;
In Seufzern lass' ich hin
Die schönsten Jahre zieh'n.

Gab's jemals ein Geschick,
So schwer von solchem Grame?
Ward jemals so das Glück
Gestört von zarter Dame,
Wie mein's, die ich mit Weh'
Mein Herz im Bahrtuch seh'?

Die ich im Frühling noch,
In meiner Jugend Blüthe,
Die tiefsten Schmerzen doch
Erfahre im Gemüthe,
Und nichts begehren mag
Als Sehnsucht nur und Klag'?

Was sonst erfreuet mich,
Ist jetzt, was mich beschweret;
Der hellste Tag hat sich
In dunkle Nacht verkehret,
Und was auch köstlich sei —
Ich wünsch' es nicht herbei.

Das niemals weichen will —
Im Herzen und vor Augen
Ein Bildniß trag' ich still —
Das trübet meine Augen
Und macht mein Antlitz bleich,
Den blassen Veilchen gleich.

Mein Kummer lässet mich
An keinem Ort verweilen,
Allein umsonst such' ich
Den Schmerzen zu enteilen;
Zugleich ist Trost und Leid
Die tiefste Einsamkeit.

Wo ich auch möge sein,
Im Walde und auf Matten,
Sei es beim Morgenschein,
Sei es im Abendschatten,
Untröstlich trägt mein Herz
Um einen Fernen Schmerz.

Wenn träumend dann und wann
Mein Blick durchirrt die Ferne,
Dann seh'n aus Wolken an
Mich seiner Augen Sterne;
Dann in die Flut hinab
Seh' ich wie in ein Grab.

Und lieg' ich einsam hier,
Verträumend halb mein Wehe,
Dann redet er zu mir,
Dann fühl' ich seine Nähe —
Und ob ich thätig sei,
Ob nicht, er ist dabei.

Mein Lied, hier halte ein
Mit deiner Klage trübe;
Das soll dein Ende sein:
Es bleibt die wahre Liebe —
Mit aller Macht siegt nie
Die Trennung über sie.

Margarethe hatte wundervoll gesungen, so schön, daß noch einige Minuten nachher tiefes Schweigen herrschte. Endlich näherte Heinrich sich ihr und sagte leise: Ich kann mir denken, meine schöne Schwester, daß Ihr dieses Lied nur aus Gefälligkeit gegen Euern Freund Bussy singen konntet.

Ja, antwortete sie unbefangen, es macht auch stets traurig. Unsere arme Schwester von Schottland steht mir dann immer so deutlich vor Augen und scheint mich mit gerungenen Händen um Hülfe anzuflehen, die ich ihr nicht gewähren kann. O, Sire, könntet Ihr denn Nichts für sie thun?

Schwerlich. Doch dieses Andenken meinte ich nicht.

Und welches sonst, Sire?

Das eines Todten, an welchen dieses Lied Euch jetzt sehr zur Unzeit erinnern muß.

Sire, sprach die Königin von Navarra kalt,

ich habe das Andenken keines Todten zu scheuen; denn Keiner ist um meinetwillen gestorben. Sie erhob sich, beurlaubte sich bei der Königin-Mutter, nahm Bussy's dargebotene Hand an, rief Mademoiselle von Torigny zu, ihr zu folgen, und verließ das Gemach, um sich in das ihrige zu begeben.

Dort flammte sie in heftigem Zorne auf. Nichts als Schmach, und Keiner, der sie räche! rief sie.

Madame, sagte Bussy, befehlt doch nur. Wollt Ihr, daß ich inmitten des Hofes du Gua meinen Handschuh ins Gesicht werfe und ihn einen ehrlosen Ritter nenne? Es wird mir vielleicht meinen Kopf kosten, aber ihm zuerst das Leben, und Ihr werdet gerächt sein.

Und der König? fragte Margarethe bitter.

Bussy sah auf den Boden.

Die Schmach kommt von ihm, fuhr Margarethe fort, und gegen einen König kann selbst Bussy Nichts.

Nein, sprach er ingrimmig, aber mir empört das Herz sich, sehe ich, wie Ihr und Monsieur behandelt werdet — Was können wir dagegen thun, Madame?

Dulden, so lange mein Bruder kein Mann und kein Prinz, sondern der Diener von Madame von Sauve ist. Dulden und unsern Stolz anketten.

Aber du Gua, Madame?

Er ist der Günstling des Königs, Bussy.

Und so sollen wir uns ruhig gefallen lassen, was an uns zu thun seiner Bosheit gefällt?

Ihr werdet es müssen, Bussy; Ihr müßt es bereits in diesem Augenblicke.

Sechstes Kapitel.

Die Königin hatte Recht. Unmittelbar nach ihrer Entfernung hatte Heinrich die Königin-Mutter gebeten, die Gesellschaft zu entlassen, und ihr, als das geschehen, die Geschichte von der neuen Freundschaft und du Gua's Commentar darüber, sowie seine eigenen Bemerkungen mitgetheilt. Doch seine Mittheilungen wurden dieses Mal anders aufgenommen als zu Lyon. Katharina war seit der Rückkehr nach Paris mit ihrem Lieblingssohne durchaus nicht zufrieden gewesen; er hatte du Gua sichtlich mehr Einfluß gestattet als ihr, und daher

war sie durchaus nicht geneigt, einer Anklage, deren Urheber der Günstling war, Gehör zu schenken. Ich weiß nicht, was man Euch immer in den Kopf setzt, sagte sie. Meine Tochter ist zu beklagen, daß sie in einer solchen Zeit zur Welt gekommen. Zu unserer Zeit sprachen wir ungehindert mit aller Welt, und alle anständigen Leute, welche im Gefolge des Königs, Eures Vaters, Monsieur des Dauphins und Monsieur d'Orleans, Eurer Oheime, waren, fanden sich täglich in meinen Gemächern, oder in denen Eurer Tante, Madame Margarethe, ein, und Niemand fand etwas darin, wie denn auch Nichts darin zu finden war. Bussy sieht meine Tochter in Eurer Gegenwart, in der ihres Mannes und aller seiner Leute auf ihrem Zimmer, in der aller Welt, weder heimlich, noch bei verschlossenen Thüren. Bussy ist ein Mann von Geburt und der Erste bei der Person Eures Bruders. Was gibt es da weiter

zu denken? Zu Lyon habt Ihr mich bewogen, ihr einen Schimpf anzuthun, den sie, wie ich sehr fürchte, mir nie vergessen wird — ich lasse mich nicht noch einmal dazu gebrauchen.

Heinrich war ganz bestürzt. Madame, ich rede nur den Andern nach.

Und wer sind die Andern? fragte sie. Mein Sohn, das sind nur Menschen, die Euch mit all' den Eurigen veruneinigen wollen. Hört nicht auf sie — gebietet ihnen Stillschweigen. Ich wenigstens erkläre Euch, daß ich Nichts dieser Art mehr anhöre.

Heinrich mußte sich mit diesem Bescheide entfernen. Wankelmüthig, wie er war, beschuldigte er du Gua nun, ihm falsche Berichte gemacht zu haben, und dieser wurde heftiger als je gegen Bussy und die Königin von Navarra gereizt.

Aber auch Bussy war nicht von der besten Laune und suchte nur eine Gelegenheit, um sie

an irgend einem Gegenstande auszulassen. Und wie sich denn das Böse, das man sucht, immer sehr leicht finden läßt, so glückte es ihm auch richtig, am nächsten Abende mit dem Herrn von Saint Phal die schönsten Händel zu bekommen.

Es war in der Komödie, wohin Bussy die Königin von Navarra, Saint Phal aber die verwittwete Marquise d'Assigny begleitet hatte. Diese Dame war früher die Geliebte Bussy's gewesen; dann hatte er genug von ihr gehabt, ihr dringend angerathen, sich wieder zu verheirathen, und sie hatte Saint Phal gewählt, mit dem sie gegenwärtig verlobt war. Nun lehrt die Erfahrung, daß wir unsern Freunden bisweilen Nichts so übelnehmen, als wenn sie unsern Rathschlägen, wohlverstanden in dem seltenen Falle, daß diese in einem Anfalle von Großmuth und wider unsern Eigennutz oder unsere Eigenliebe gegeben worden sind, folgen.

Die Marquise d'Assigny war Bussy so gleichgültig, wie eine Dame nur es sein konnte, und doch war er eifersüchtig auf Saint Phal; er hätte sie nicht heirathen mögen, und doch ärgerte es ihn, daß ein Anderer sie heirathen sollte. Folglich war er etwas ungezogen artig gegen sie und fragte sie unter andern unverschämten Dingen: wie sie auf ihrem Muff eine Stickerei von schwarzem Schmelze tragen könne und noch dazu zwei Y: Y Y. Die Dame sah empfindlich aus, wie das bei diesem Angriff auf ihren Geschmack zu erwarten war, und Saint Phal, seinerseits gereizt, fragte den kritisirenden Bussy: ob er nicht sehe, daß die Stickerei aus zwei X: X X und nicht aus zwei Y: Y Y bestehe. Bussy lachte höhnisch und fragte, ob Saint Phal glaube, daß er, Bussy, keine Augen habe. Nein, antwortete Saint Phal, Ihr scheint mir heute ein Maulwurf zu sein.

Wüthend griff Bussy zum Degen. Margarethe rief ihn mit Ansehen zurück. Wollt Ihr, daß es heiße, Ihr hättet Euch mit Saint Phal meinetwegen geschlagen? fragte sie vorwurfsvoll. — Ich gehorche für diesen Abend, antwortete Bussy, doch nur Euerm Befehl, Madame, und nur für diesen Abend.

Am nächsten Morgen suchte er auch wirklich Saint Phal auf und zwar unmittelbar im Hause der Marquise. Mit ihm waren an sechs Edelleute — Saint Phal, der schon auf einen Besuch dieser Art gerechnet haben mochte, war von ebenso viel Schotten von der Leibwache begleitet; daher konnte der Kampf sogleich beginnen; nur verließ man das Haus. Zwei der Schotten hatten Pistolen bei sich, und einer davon verwundete durch einen Schuß Bussy an der Fingerspitze. Als Saint Phal dieses sah, zog er sich zurück; aber so hatte Bussy es nicht gemeint. In Saint Phal bekämpfte er

du Gua und den König und Alle, die ihm und seinem Herrn entgegen waren; Saint Phal sollte für die Sünden aller Andern büßen. Darum hörte Bussy auf keine Vorstellung. Ich kann den Degen ebenso gut mit der linken wie mit der rechten Hand führen, antwortete er dem braven Crillon, der ihm dringend zum Frieden rieth; denn dieser „Mann ohne Furcht" war Bussy's genauester Freund. Ich bitte dich, sage ihm, daß ich ihn auf der Insel des Palastes erwarte und zwar sogleich und ganz allein. Gehe, oder ich glaube, daß du ein Feind meiner Ehre bist.

Crillon ging; indessen war die Sache derweile laut geworden und der König sandte den Gardehauptmann Monsieur von Rambouillet, um den Zweikampf zu verhindern. Zufällig kamen eben Monsieur von Strozzi und Brantôme vorbei und sahen Bussy auf der Insel allein umherspazieren und beide Quais mit einer

Unzahl von Menschen bedeckt. Erstaunt blieben sie stehen, da kam eben Monsieur von Rambouillet, nur von einem Bogenschützen begleitet, um das schwere Amt auszuüben, Bussy zur Ruhe zu stimmen. Als er Monsieur von Strozzi und Brantôme gewahr wurde, bat er sie, ihn zu begleiten. Ihr wißt, wie Bussy ist, wenn man ihm einen Zweikampf nehmen will, sagte er; man läuft nicht nur selbst Gefahr, man muß auch immer fürchten, daß er eine Tollheit begeht, die ihn in die schlimmste Strafe bringen kann. Ihr Beide seid seine Freunde; kommt also und helft mir.

Beide waren bereit und fuhren mit dem Gardehauptmann über. Bussy hatte ihr Nahen mit ungeduldigem Blicke gesehen; jetzt, als sie landen wollten, kam er, die Hand am Degen, heftig an das Ufer und rief: Monsieur von Strozzi, ich ehre Euch sehr; ich bin Euer ergebener Diener: aber stört mich nicht in mei-

nem Vorhaben. Vetter, ich bitte dich, mache dich fort. Monsieur von Rambouillet — ich gehorche Euch nicht; entfernt Euch.

Demohnerachtet landeten sie, und Strozzi und Brantôme stellten ihm vor, welche Thorheit es sein würde, einem Gardehauptmanne, der im Namen des Königs komme, nicht zu gehorchen. Mit Mühe ließ er sich endlich überreden und folgte ihnen in den Louvre, wo d'Alençon ihn in Empfang nahm und auf sein Zimmer führte. Dann kam der König vom Spaziergange zurück, ließ sowol Bussy wie Saint Phal festnehmen und forderte von Beiden das Versprechen, sich nicht weiter zu schlagen. Saint Phal gab es willig — Bussy dagegen hatte seinen Kopf auf diesen Zweikampf gesetzt und verlangte hartnäckig, er solle in geschlossenen Schranken stattfinden. Dazu gehörte jedoch die ausdrückliche Erlaubniß des Souverains, und die wollte Heinrich durchaus nicht

ertheilen. Gut, sagte Bussy trotzig, da gehen wir nach Sedan, wo der Herzog von Bouillon sie ertheilen kann und wird. Und du kommst mit mir, Vetter, setzte er, zu Brantôme gewandt, hinzu. — Ja, wenn Ihre Majestäten Euch aus Paris lassen, sprach der Marschall von Retz, welcher unbemerkt eingetreten war. — Was? rief Bussy heftig, will der König mich hier gefangen halten? — Ihre Majestäten, ich bitte dich, theurer Vetter, erinnerte Brantôme ängstlich. — Laß mich, rief Bussy zornig. Monsieur der Marschall, ich frage Euch, bin ich ein Gefangener? — Monsieur von Bussy, es thut mir leid, es Euch sagen zu müssen — so lange Ihr Euch nicht mit Monsieur von Saint Phal vergleicht, seid Ihr nicht nur einer, sondern Ihr bleibt es auch.

Bussy stampfte mit dem Fuße. Nun, so lasset uns denn wollen, da Ihre Majestäten wollen.

Mit zweihundert Edelleuten erschien er im Louvre, um sich zu vergleichen. Finstern Blickes betrachtete Heinrich diesen Zug. Das ist zu viel für einen Bussy, sagte er.

Erlauben Ew. Majestät mir, diesen Uebermüthigen zu bestrafen? fragte du Gua bedeutungsvoll.

Der König und sein Günstling wechselten einen Blick. Bussy's Schicksal wäre unterschrieben gewesen, hätte es von ihnen allein abgehangen.

Margarethe sagte es ihm. Ihr habt mit Euerm unseligen Stolze den Hochmuth des Königs verwundet. Ihr werdet sehen, wie er sich zu rächen weiß.

Madame, ist denn Bussy da, um sich zu fürchten? fragte der stolze Edelmann.

O, sagte sie, wie liebe ich Euer großes Herz — wie ehre ich Euern hohen Muth! Aber erinnert Euch, selbst Achilles wurde tödtlich verwundet und zwar von Paris.

Ich aber zeige meinen Feinden nie die Ferse, erwiederte Bussy.

Dann werden sie Eure Brust zu finden wissen, sprach sie düster.

Und was soll ich thun, Madame? Dem Meuchelmord und dem Verrathe kann auch der Tapferste nicht entgehen.

Lasset Euch wenigstens begleiten — gehet Abends nicht allein aus, selbst nicht zu Damen. Und wenn Ihr den Louvre verlaßt, thut es nur in Gesellschaft von Freunden.

Madame, alle Edelleute Monsieurs begleiten mich jeden Abend bis an meine Wohnung.

Bussy wohnte damals in der Straße Grenelle. Als er kurze Zeit nach der Angelegenheit mit Saint Phal mit seiner gewöhnlichen Begleitung wieder Abends spät den Louvre verließ, erfüllten die Prophezeiungen Margarethens sich völlig. An zwölf Bewaffnete sprengten auf spanischen Rennern gegen ihn

und die Seinen an und feuerten ihre Pistolen ab. Im nächsten Augenblicke wurden die Fackeln, welche seine Diener trugen, ausgelöscht, und ein heftiges Handgemenge erfolgte. Es war gerade hell genug, um Bussy an der Schärpe erkennen zu können, in welcher er noch immer den Arm trug. Aber die Angreifer wußten nicht, daß einer seiner Edelleute kürzlich ebenfalls am rechten Arme verwundet worden war und daher eine ähnliche Schärpe trug wie sein Herr. Einer der Mörder rief nun: Hier ist Bussy! und sogleich folgten Alle diesem falschen Rufe und stürzten sich auf diesen unglücklichen Edelmann. Bussy, der keinen Degen trug, weil er ihm seiner Wunde wegen unnütz war, entriß einem Pagen den seinigen und kämpfte mit dem linken Arme so tapfer, daß es wirkliche Verblendung war, was die Angreifer verhinderte, ihn an seinen Hieben zu erkennen. Doch seine kleine Schaar wich all-

mälig der Uebermacht, und Bussy, der gar keine Lust hatte, ruhmlos unter Meuchlerdegen umzukommen, fing an, auf seine Rettung bedacht zu sein und zog sich an eine Thür zurück, deren Schatten, wie er hoffte, ihn vor den Verfolgern verbergen sollte. Das Glück war ihm hold — die Thür nur angelehnt; sie wich — geräuschlos verschwand Bussy im Hause, riegelte die hülfreiche Thür fest hinter sich zu und wartete, bis seine Feinde, nachdem sie mit großem Geschrei hin- und hergesprengt, seine Verfolgung endlich aufgegeben und die Straße wieder freigelassen hatten. Dann begab er sich ruhig zu Monsieur Drou, dem Hauptmanne von d'Alençon's Schweizern.

Unterdessen war ein Italiener, ebenfalls Edelmann d'Alençon's, gleich beim Beginn des Gefechtes spornstreichs nach dem Louvre geeilt. Bussy — Bussy — man mordet Bussy! schrie er und stürzte so bis in das Zimmer d'Alen-

çon's, der bereits im Bette lag. Der Herzog war nicht ohne ritterlichen Sinn; er sprang auf, fing an, sich hastig in die Kleider zu werfen und schrie nach Waffen. Ich will hinaus — ihm beistehen — Ihr führt mich — meine Diener, meine Garden folgen — Bussy soll gerettet oder gerächt werden.

Margarethe hatte ihre Zimmer in der Nähe — sie hörte den Lärm, war noch auf, fürchtete für ihren Bruder und eilte auf sein Zimmer.

Bereits angekleidet, wollte er eben hinaus. Margarethe hielt ihn auf — fragte — der Edelmann erzählte. D'Alençon suchte sich ungeduldig von ihr loszumachen. Laßt mich — ich komme zu spät! rief er heftig.

Zu spät, um Bussy zu retten, kommt Ihr so wie so, rief Margarethe. Ich lasse Euch nicht. Bussy ist in diesem Augenblicke entweder schon verloren, oder schon gerettet — Ihr könnt Nichts mehr thun.

Ich kann ihn rächen, wenn er verloren ist, und ich will es. Laßt mich, sag' ich.

Und ich lasse Euch nicht. Eilt, fliegt — rief sie dem Edelmanne zu, ruft meine Mutter — sie soll kommen — es gälte ihren Sohn.

Wozu soll das? fragte d'Alençon, der sich noch immer ihren Armen zu entwinden suchte.

Um Euch zurückzuhalten, erwiederte sie und hielt ihn mächtig fest.

Schwester, Ihr werdet mich ungeduldig machen, rief er zornig.

Gleichviel; aber ich werde Euch gerettet haben.

Ich glaubte, Ihr wäret Bussy's Freundin?

Ich bin es, antwortete sie und ihre Arme sanken und ihre Augen strömten über; wenn ich mit meinem Leben ihn schützen könnte — ich thäte es um seinet- und um Euretwillen; aber Euch gebe ich nicht für ihn; denn ich habe außer Euch Nichts mehr zu lieben.

Ich danke Euch, sprach d'Alençon, aber lasset mich nur dieses eine Mal frei.

Nein, antwortete sie entschlossen und stellte sich vor die Thür, die er mit einer raschen Wendung zu gewinnen gesucht.

O! knirschte er zwischen den Zähnen hervor und schlang die Arme ineinander, um der Versuchung zu widerstehen, die Schwester aus dem Wege zu schleudern.

Margarethe blickte ihn mit trotziger Liebe an. Ja, sie liebte jetzt ihn, den häßlichen ungelenken Bruder weit mehr, als sie je den schönen, schmeichlerischen d'Anjou geliebt. Das machte: d'Anjou hatte zu ihrer glänzenden Mädchenzeit um ihre Neigung geworben — d'Alençon erst da, wo sie schon viele Enttäuschungen erfahren hatte. Und auch er bedurfte ihrer — wurde, außer von ihr, wenig geliebt. — So war es Mitleid und Dankbarkeit zugleich, was ihr ihn so theuer machte.

Er fragte jetzt mit Bezwingung: Aber was könnt Ihr für mich fürchten?

Alles, antwortete Margarethe. Man kann Euch in der Dunkelheit verkennen, und man kann Euch auch wieder nur zu gut erkennen. Wer weiß es denn, ob dieser höllische du Gua nicht auf Eure Liebe für den edlen Bussy gerechnet hat, und der Anfall auf diesen nicht nur ein schändliches Mittel zu einem noch schändlicheren Zwecke ist — ob er nicht dazu dienen soll, Euch in einen Hinterhalt zu locken?

Mich, den Bruder des Königs?

Ja, der König ehrt und schützt seine Geschwister! Ihr und ich — wir haben es Beide erfahren.

Und wenn auch — das wagt du Gua doch nicht.

O, du Gua wagt Alles.

So laßt ihn Alles wagen, aber lasset mich hinaus! rief er mit erneuerter Ungeduld.

Ihr werdet bleiben, erwiederte Margarethe unerschüttert, und „Ihr werdet bleiben" sagte auch Katharina, welche jetzt hinter der Königin von Navarra erschien. Diese ließ die Thür frei und eilte dann hinaus; Katharina trat ein und erklärte ihrem Sohne, daß er den Louvre auf keinen Fall verlassen werde. Als er auch ihr mit Heftigkeit widerstrebte, sandte sie den Thorhütern kaltblütig den Befehl, ihn nicht durchzulassen. Jetzt geht, sagte sie zu ihm. Schäumend und verzweifelnd warf er sich auf sein Bett und verbarg das Gesicht an den Decken. Ich bin nicht werth, Freunde zu haben — ich habe meinen armen La Mole aufopfern lassen — ich lasse jetzt auch Bussy in der Gefahr umkommen! Wer wird ferner noch mein Freund sein wollen?

Seid darum außer Sorgen, sprach Katharina gelassen, Fürsten fehlt es nie an Freunden. Ueberdies seid Ihr völlig unschuldig an

Allem, was Bussy Uebles begegnen möge. Ihr habt den Stolz, dem er seine vielen Feinde verdankt, nicht von ihm gefordert.

Und La Mole's schrecklicher Tod — bin ich an dem auch unschuldig, Madame?

Mein Sohn, die Gegenwart hat der Gedanken genug nöthig — warum noch an widerwärtiges Vergangenes denken?

O, Madame, unsere Schuld kommt mit ihren Mahnungen immer, wenn wir am wenigsten gestählt sind, ihr zu begegnen!

Die Reue ist das Zeichen schwacher Seelen, sagte Katharina kalt. Diese Frau war durch das Gewissen nicht zu erschüttern — dafür um so mehr durch abergläubische Furcht. Oder nahm das Gewissen diese Gestalt an, um ihre erzene Seele erklingen zu machen?

Gleichviel — d'Alençon fühlte ein Grauen vor diesem Antlitz, das bei seiner Angst so unbeweglich blieb. Eine Kälte, wie von einer

Schlange, kroch ihm über den Nacken und er blickte fast wild nach der Schwester umher, die doch menschlich fühlen und beben konnte.

Auch kam sie nicht ohne Trost zu ihm zurückgeeilt. Bussy ist gerettet worden, wenn schneller und tapferer Beistand es vermocht hat. Der brave Crillon hat den Schreckensruf gleich zuerst gehört und ist mit etwa acht Mann Garden unverweilt hinausgeeilt. Hoffet, mein Bruder.

Ja, Crillon hat gethan, was ich hätte thun sollen, murmelte d'Alençon finster.

Von nun an blieb er in störrischem Schweigen auf dem Bette liegen, bis Bussy, der von Crillon bei Drou aufgefunden und nach seiner Wohnung begleitet worden war, einen Edelmann an seinen Herrn schickte, um diesem die Nachricht seiner völligen Sicherheit und die Versicherungen seiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit zu überbringen. Jetzt war d'Alençon,

wenn auch nicht mit sich selbst zufrieden, doch über den beruhigt, der gewissermaßen seine Kraft war — Katharina verließ ihn, so ruhig, wie sie gekommen war, und Margarethe dankte in inbrünstigem Gebete Gott, daß er ihr sowol den Bruder wie den Freund erhalten.

Bussy aber erschien am nächsten Morgen so stolz und unbekümmert wie immer im Louvre — ja, er sprach selbst laut und frei davon, daß er den Urheber dieses mörderischen Anfalls wohl kenne und mit seiner öffentlichen Anklage nur so lange noch zögern werde, bis er alle Beweise gesammelt und geordnet. Es war, seinen Blicken und dem Betragen des Herzogs nach, nicht zweifelhaft, wen er mit diesen Drohungen meinte, und Katharina, welche Heinrich's unheilvolle Miene beobachtete und Alles für d'Alençon fürchtete, wenn es zum offenen Kriege zwischen beiden Günstlingen kommen sollte, überlegte sich, wie ein solcher Ausbruch zu hin-

dern sei. D'Alençon wurde ihr jetzt, wo sie bereits daran dachte, ihn bei Gelegenheit dem Könige entgegenzusetzen, äußerst wichtig; Bussy dagegen war ihr gleichgültig — ja, er stand ihr mit seinem Uebergewicht bei d'Alençon ebenso im Wege wie du Gua bei Heinrich — Bussy mußte fort. Das stellte sie d'Alençon vor — Bussy's wegen natürlich. Sie hatte in unglaublichem Maße die Gabe, immer wieder zu überreden und zu gewinnen, wenn sie auch eben erst durch Gefühllosigkeit erschreckt, ja, zurückgestoßen hatte — sie konnte so gut von Allem sprechen, was sie nicht fühlte und woran sie nicht glaubte. D'Alençon ließ sich Alles einreden, was ihr gefiel und stellte es dann Bussy als das Beste vor. Der stolze Bussy sagte Nichts dagegen; als jedoch d'Alençon Margarethens Zimmer verlassen hatte, wo er seinem Günstlinge diese Vorstellungen gemacht, fragte Bussy die Königin: Was sagt Ihr dazu, Madame?

Geht, antwortete sie mit unterdrückter Bitterkeit. Wir sind hier die Unterdrückten — wir spielen Königssohn und Königstochter, im Ganzen aber sind wir nichts Besseres als elende Gefangene. Warum solltet Ihr länger unsere Schmach theilen?

Madame, sprach Bussy ernstlich, Schmach, mit Euch getheilt, wird Ehre.

Nein, nein, rief sie, es muß Euch das Herz zernagen, das Herz, welches so hoch und so stolz ist. Bin ich doch gedemüthigt genug, und ich bin nur ein Weib. Geht — ein freier Edelmann ist tausend Mal glücklicher als ein unterdrückter Prinz. Daß ich einer wäre — daß die Welt mir offen stände wie Euch! Oder daß ich ein Prinz wäre und Ihr an meiner Seite ständet wie jetzt an der meines Bruders! Ich verspreche es Euch — stark durch mein Geburtsrecht und durch Euch, wollte ich keinem Könige weichen, sobald es sich um meine Ehre handelte.

Ich weiß es, Madame! rief Bussy aufgeregt. O, wäret Ihr nur Königin, unbeschränkte Königin von Frankreich, wie Elisabeth es von England ist. Wie entzückend müßte es sein, in Euerm Dienste zu kämpfen und zu siegen.

Und wie stolz wäre ich auf Euch, meinen ersten Feldherrn! Aber welche Träume! Bussy, sind wir nicht Kinder?

Ja, sprach er niedergeschlagen, ich soll Euch verlassen.

Und ich, mein Freund, soll ohne Euch hier bleiben. Glaubt Ihr, daß mir das leicht wird? Und dennoch sage ich, geht. Die Freundschaft meines Bruders kann Euch nicht für die Erniedrigungen entschädigen, denen Ihr hier täglich ausgesetzt sein würdet.

Sie könnte es wol, aber ich will lieber gehen, so lange ich noch gewiß sein kann, daß Monsieur meine Entfernung bedauern wird. Später könnte er sie wünschen, und das — würde mir leid thun.

Ich wage nicht, Euch zu sagen: Bussy, das ist unmöglich. Und darum geht.

Gebt mir erst noch etwas zum Abschied, sprach er niederknieend, ein Zeichen, welches mich, wenn auch nicht zu Euerm Feldherrn, doch zu Euerm Ritter mache.

Sie nahm ein Perlenarmband ab. Wollt Ihr das?

Ja — gebt es mir; es bedeutet Euern Namen. Er empfing es aus ihren Händen, die nicht weniger blendend waren als die Perlen, und befestigte es an seinem schwarzen Hut.

Das war von der Königin — jetzt empfangt auch etwas von Margarethen, von Eurer Freundin, sprach sie sanft und melancholisch. Diese kleine goldene Kette — ich habe sie in meinen Kinderjahren getragen, wo ich glücklich war — traget Ihr sie auf der Brust und denket meiner.

Sie hing ihm die kleine Kette um, die sie

aus einem reichen Kästchen genommen. Bussy küßte die schöne, spendende Hand, stand dann auf und sagte: Madame, mich an Euch zu erinnern, bedürfte es wahrlich dieser Zeichen nicht. Ich darf, um Eurer zu denken, nur der schönsten und erhabensten Dame denken, die ich je gekannt.

Und ich denke Eurer als des tapfersten Cavaliers. Gehet denn und Glück begleite Euch.

Der Herzog war sehr weitläufig in den Klagen über das Opfer, welches er bringe, indem er seinen Lieblingsedelmann sich vom Hofe entfernen lasse und ihn sogar selbst zu dieser Entfernung bestimmt habe. Wäre es nicht um deinetwillen, ich ließe dich wahrlich nicht fort! rief er.

Und wäre es nicht um Euretwillen, Monseigneur, ich ließe meine Feinde wahrlich nicht im Besitz des Kampfplatzes, erwiederte Bussy.

Du bist glücklich, du, sagte d'Alençon. Ich

wünschte wol, mit dir diesen Ort der Verdammniß verlassen zu können.

Und wer hindert Euch denn, es zu thun, Monseigneur?

Was sagst du?

Wer hindert Euch, an der Spitze Eurer braven Edelleute Paris frei und frank zu verlassen?

Weißt du, daß du mir da nichts Anderes vorschlägst als Rebellion?

Wenn die Rechte seiner Geburt in Anspruch nehmen Rebellion heißt, so sage ich unumwunden: Monseigneur, werdet je eher, je lieber ein Rebell.

Du hast Recht — ich werde hier nicht als Bruder des Königs behandelt.

Nein, wer Euch damit schmeichelt, der sagt Euch eine Lüge.

Und was räthst du mir?

Den Hof zu verlassen — den misvergnüg-

ten Adel um Euch zu versammeln, Euch mit dem Prinzen von Condé in Verbindung zu setzen — mit einem Worte, Euch an die Spitze einer Macht zu setzen, welche die Achtung erzwingt, die man Euch freiwillig nicht zollen will.

Aber wenn dann der König in Person gegen mich zu Felde zieht?

Der König? fragte Bussy achselzuckend. Davor seid Ihr sicher, Monseigneur. Der hat genug andere Dinge zu thun — mit der Königin Louise spazieren zu fahren und Nonnenklöster zu besuchen — kleine Hunde zu kaufen und den Nonnen lateinische Verba zu lehren — am Abend wie ein Comödiant zu tanzen und am Tage wie ein Schneider neue Kragenschnitte zu erfinden — nein, Monseigneur, vor dem seid Ihr sicher.

Und du glaubst nicht, daß der Adel ihm noch sehr anhängt?

Der Adel — ihm? Und was hat er ge-

than, um sich beliebt zu machen? Daß er ein neues Ceremoniell geschaffen, welches ihn zu einer Art Götzenbild macht, dem man sich nur mit Räucherungen und Kniebeugungen nähern darf? Daß er seine Tafel mit Balustraden umgeben hat und nur seine auserwählten Günstlinge dazu zieht, als wäre der übrige französische Adel nicht länger werth, mit seinem Könige zu speisen? Glaubt Ihr, das Alles habe die Liebe zu ihm genährt? Ich sage Euch, sie ist, da er sie weder mit Gunst, noch mit Gerechtigkeit gesättigt, elendiglich Hungers gestorben und der Adel von Frankreich wartet nur auf einen Prinzen, der ihn rufe, um von diesem Schneiderkönige abzufallen.

Gut, sagte d'Alençon, halb gewonnen und halb betäubt durch die rücksichtslose Beredtsamkeit Bussy's, gut, wir wollen sehen.

Steigt lieber zu Pferde, Monseigneur. Ich stehe Euch dafür, daß wir ungehindert aus

Paris herauskommen. Die Schaar, welche mit Bussy ziehen wird, die wird auch den Herzog d'Alençon beschützen können.

Ich glaube dir und glaube auch an deinen Eifer, aber fürs Erste verlasse du Paris allein. Ich muß erst einen Plan fassen — erst reiflich Alles überlegen —

Und noch einige Ungezogenheiten mehr erdulden? Nun, nach Euerm Gefallen, Monseigneur. Ich bitte Euch nur, zaudert nicht, bis die Zeit nicht länger günstig ist. Jetzt ist sie's. La Noue ist im Felde — d'Amville wieder hergestellt und mächtiger als je im Languedoc, und der Prinz von Condé nähert sich der Grenze. Darum erinnert Euch an Bussy's Abschiedswort: bald oder nie.

Bald, sprach d'Alençon. Bussy zog am andern Morgen fürstlich aus Paris. Der sämmtliche Adel, welcher d'Alençon angehörte, begleitete ihn auf dessen ausdrücklichen Befehl;

von den Edelleuten des Königs hatten sich nur Brantôme, Neuville und Crillon angeschlossen. Dieser ritt mit ungefähr acht Dienern voraus und besetzte, als man am Thore Saint Antoine ankam, die Brücke, im Falle etwa die Wache den Einfall hätte, den Auszug zu hindern. Das geschah jedoch nicht, oder vielleicht ließen die Edelleute ihr keine Zeit dazu. Genug, Bussy war bald so weit in Sicherheit, daß der größte Theil seiner Begleitung Abschied von ihm nehmen und nach Paris zurückkehren konnte. Brantôme, der eben an einem schlimmen Fieber litt, sich aber trotzdem als guter Vetter hatte zeigen wollen, war darunter. Bussy nahm von ihm besonders ausführlich Abschied und beauftragte ihn, im Louvre laut zu sagen: daß Bussy sich des Schimpfes, der ihm angethan worden, zu gehöriger Zeit erinnern werde. Dann bat er ihn, der Königin von Navarra seine letzten Empfehlungen zu überbringen und ihr zu sagen:

die Zeichen der Huld, welche sie ihm beim Abschied gewährt, würden in Kurzem wol die Veranlassung sein, daß er einige Gegner tödten werde; denn nur die höchste Tapferkeit könne ihn werth machen, sie zu tragen. Brantôme gelobte feierlichst, Alles auszurichten, und Bussy verfolgte seinen Weg, um sich vorläufig nach seiner Abtei von Bourgueil zurückzuziehen.

Von der Bastille herab aber sahen, eben ein wenig lustwandelnd, die noch immer gefangenen Marschälle von Cossé und von Montmorency dem glänzenden Zuge der Edelleute mit sehnsüchtigem, ja mit neidischem Blicke nach. Wenn das für uns geschähe, meinte Montmorency. — Ich sage nicht nein, antwortete Cossé. Wir haben nun schon lange genug Paris von oben herab angesehen — ich wäre gern wieder ein Mal unten.

Ich auch.

Ja, das glaube ich.

Meine armen Vögel!

Und mein armer Keller! Montmorency war leidenschaftlicher Jäger und Cossé ebenso leidenschaftlicher Trinker.

Wie lange wird es denn noch dauern? fragte Montmorency.

Das weiß ich nicht, antwortete Cossé trocken; indessen wenn Euer Bruder d'Amville nur bei guter Gesundheit bleibt, sind wenigstens unsere Köpfe sicher und mit dem Kopfe zwischen den Schultern kann man immer noch hoffen.

Siebentes Kapitel.

Mademoiselle von Torigny lag auf den Knieen vor ihrer Königin, klammerte sich an deren Hände, bedeckte sie mit Küssen und Thränen und schien ganz aufgelöst in Schmerz und Verzweiflung.

Margarethe stand finster, wie eine dunkle Göttin, und richtete das drohende Auge vor sich hin.

Und Ihr sagt Nichts, Madame, rief jetzt das Fräulein. Man befiehlt mir, Euch zu verlassen — man zwingt Euch dazu, Eure treuste Dienerin von Euch zu weisen, und Ihr sagt Nichts!

Ich denke nach, antwortete Margarethe mit unterdrückter Stimme.

Wer Euch das gethan?

Nein, das weiß ich. Von wem anders kann mir Uebles kommen als von du Gua? Dieser Mann ist mein Erzfeind — die Persönlichkeit aller Niederträchtigkeit auf Erden und mein Fluch. Daß er es gewesen, der meinen Mann dahin gebracht, mir deine Entfernung zu befehlen, das weiß ich — ebenso gut wie er meinen Bruder gereizt hat, Changy von seiner heiligen und tugendhaften Königin zu trennen. Wenn sie noch von mir glaubten, ich brauchte dich, um Intriguen zu verbergen — aber von ihr, die keusch ist wie eine Lilie — o nein, du Gua ist's und kein Anderer, der solche Nichtswürdigkeiten nur zu denken wagt; darum sinne ich auch nicht nach, wer mir diese neue Schmach angethan — nur, wie ich mich endlich ein Mal rächen kann.

Ha, Madame, wenn Ihr das könntet — es wäre nur wie ein erfüllter Auftrag von der himmlischen Gerechtigkeit.

Ja, sprach Margarethe zwischen ihren Zähnen hervor, wenn ich ihn todt sehen könnte — todt, wie einen Wurm oder einen Hund — Torigny, ich hasse ihn wie die Hölle.

Ich wie den Teufel, Madame, schluchzte das Fräulein.

Sind deine Sachen gepackt? fragte abbrechend die Königin.

Alle — alle. In wenig Augenblicken können die Pferde hier sein. O Gott, daß sie doch lahm würden. O wenn mir doch in diesem Augenblicke eine Fee das Kraut schenkte, das unsichtbar macht, oder den Balsam, oder den Stein — was war es doch, Madame? Kurz, daß ich nur unsichtbar um Euch bleiben könnte — ich wollte ja auf keinem Balle mehr tanzen — nie mehr bewundert werden — ganz

still sein — nicht mehr schwatzen, außer Abends mit Euch; aber nur bei Euch bleiben nach wie vor — Euch bedienen können wie bisher — o Madame, wer wird Euch denn lieben, wenn ich fort sein werde?

Schweige, sagte die Königin, die Thränen unterdrückend; es ist mein Schicksal, daß ich meine Freunde verlieren muß.

Ja, Eure treusten Freunde immer, das weiß Gott. Den armen La Mole — Monsieur von Bussy vor so kurzer Zeit — und nun wieder Eure arme Torigny, die für Euch sterben würde, wenn sie könnte. Mein Gott, daß doch Monsieur diese abscheuliche Madame von Sauve nicht länger lieben, sondern sich wieder ganz zu Euch wenden wollte, damit Ihr doch wenigstens ein Herz hättet, welches Euch ganz angehörte.

Das zu hoffen, wäre Thorheit, obgleich es zu seinem eigenen Heile und zu seiner eigenen Ehre wäre.

Ach, ich fürchte ja auch, daß er zu sehr bethört ist, und eben darum hätten sie mich bei Euch lassen sollen, damit Ihr nicht allein wäret an diesem Hofe, wo so viele Falschheit und so wenig Treue ist.

Das wollen sie ja eben, sprach Margarethe heftig. Sie wollen, daß ich unglücklich sein soll, und ich soll mich auch nicht einmal beklagen können. Was sie davon haben — weiß ich nicht; aber es ist, als verfolgten sie mich ordentlich zum Vergnügen. Selbst mein Bruder, welchen Kummer macht er mir nicht durch seine Verblendung, über die er Alles vergißt, was seine Geburt und sein Name von ihm fordern. Und bisher war wenigstens der König, mein Mann, gut gegen mich gewesen — aber heute, o du hättest nur hören sollen, wie er den Ton eines Gebieters annahm — gegen mich, Torigny — die Tochter und die Schwester seiner Könige! Ich habe ihm Alles vor-

gestellt — wie ich mit dir erzogen, wie ich dich immer geliebt — wie deine gewaltsame Entfernung meinem Rufe schaden werde, da man nicht anders glauben könne, als daß ich dich auf unerlaubte Art benutzt — ich habe ihn daran erinnert, wie hülfreich du ihm während seiner Gefangenschaft zu Vincennes gewesen — ich habe gebeten — geweint — umsonst. Der König habe es gewünscht — des Königs Wünsche müßten erfüllt werden — das war seine Antwort auf meine Bitten, auf meine Thränen. Nein, nie, nie werde ich ihm das vergessen.

Ein gewichtiger Schritt ließ sich draußen vernehmen, und der wackere Crillon trat ein. Verzeihung, Madame, wenn ich störe, sprach er treuherzig; aber ich hörte, Mademoiselle von Torigny werde in wenig Augenblicken abreisen, und da wollte ich fragen, ob Ihr mir vielleicht etwas zu befehlen habt, daß ich das Fräulein

begleiten soll, oder sonst dergleichen. Ihr wißt, ich bin Euer Diener und zu Allem bereit.

Ich weiß, Ihr seid mein Freund, sprach Margarethe mit würdevoller Herzlichkeit, und Euer Anblick stärkt mich recht in diesem Augenblicke. Ja, mein guter Freund, wenn Ihr Torigny eine Strecke weit begleiten wollt, nicht um sie zu schützen, aber wol um sie zu trösten, so werde ich Euch für sie mit danken.

Ich habe mir schon auf alle Fälle ein Pferd satteln lassen, also bin ich fertig. Aber warum muß sie denn eigentlich fort? setzte er naiv hinzu.

Der König will es, schluchzte das Fräulein, welches zwar langsam aufgestanden war, aber noch nicht aufgehört hatte zu weinen. Der König hat dem Könige von Navarra erklärt, ich dürfe nicht länger bei meiner Gebieterin bleiben — er dulde es nicht, und da hat der König von Navarra Ihrer Majestät befohlen, mich augenblicklich wegzuschicken — denkt nur,

Monsieur von Crillon, als ob ich ein ganz schlechtes Geschöpf wäre! Ist das erhört? Und da soll man nicht weinen?

Nun, Ihr thut es ja, Mademoiselle, und ich verdenke es Euch durchaus nicht, erwiederte Crillon. Vom Hofe weg gehen junge Damen immer ungern, und Ihr thut mir sehr leid. Euch aber, Madame, bedauere ich von ganzer Seele.

Warum denn die Königin mehr als mich, Monsieur von Crillon? rief schmollend das untröstliche Fräulein. Ich bin weit mehr zu bedauern, denn ich werde gar nicht ohne sie leben können. Der Hof möchte meinetwegen bleiben, wo er wollte, wenn ich nur bei meiner Königin bleiben könnte.

Ich glaube Euch auch das, Mademoiselle, und wiederhole Euch, daß Ihr mir sehr leid thut. Aber Eure Gebieterin bedauere ich darum mehr, weil sie in ihrer Würde gekränkt worden

und das für eine so große Prinzessin immer der empfindlichste Schmerz ist.

Ihr versteht mich, Crillon. Ihr seid der würdige Freund des hochherzigen Bussy.

Es ist mein Stolz, es zu sein, Madame; doch sagt mir, ich bitte Euch, wer hat Euch wieder diese Suppe beim Könige eingebrockt?

O, wer anders als der Höllenhund, der du Gua! schrie erbittert die Torigny.

Hm — hm, das könnte wol sein. Wir leben in einer angenehmen Zeit. Große Prinzessinnen werden beleidigt, um einem Günstlinge einen Gefallen zu thun. Ei ja, Madame, da könnt Ihr Euch allerdings zu bedanken haben. Du Gua ist Euer Freund nicht.

Nein; diese Ehre habe ich ihm nicht gestattet.

Dafür ist er Euer Feind, und Ihr müßt darunter leiden. Aber lieber etwas aushalten, als etwas gegen das Herz oder die Ehre thun,

wie jetzt so oft geschieht. Wisset Ihr, Madame, daß Philipp Alloviti, Seigneur von Castellane, die Châteauneuf heirathet?

Wahrhaftig? fragte Margarethe verächtlich.

Es ist ganz bestimmt. Ich war bisher der Meinung, ein Edelmann könne ebenso wenig abgelegte Kleider wie abgelegte Frauen annehmen, indessen heut zu Tage scheint es zu gehen.

Franz von Luxemburg war Eurer Meinung, Crillon. Ihr wißt, daß er früher um die Königin Louise geworben hatte, ehe von ihrer Heirath mit meinem Bruder die Rede war. Da sagte nun nach der Vermählung mit ihr der König zu ihm: Mein Vetter, ich habe Eure Geliebte geheirathet, aber Ihr sollt dafür die meinige heirathen. Monsieur von Luxemburg dankte jedoch, und als er den König entschlossen sah, ihn zu zwingen, ritt er über Nacht fort.

Davon habe ich Nichts gehört. Man wun-

derte sich nur, wo der junge Herr so auf ein Mal geblieben sei.

Er zog die Sicherheit seiner Ehre den Vergnügungen des Hofes vor. Der König aber war sehr zornig und beschämt und erzählte es nur unserer Mutter, von der ich es erst neulich erfahren habe.

Crillon schüttelte den Kopf. Ein rechter Krieg gegen die Türken wäre besser für unsern Adel als dieses ganze Hofleben.

Ach, und ich bliebe doch so gern hier, seufzte das Fräulein.

Und ich behielte dich gern, mein armes Kind, sprach die Königin; doch da sind deine Pferde, und der König späht gewiß schon, ob du nicht abreisest. — Der Kammerdiener des Fräuleins war meldend eingetreten und Margarethe fuhr fort: Eile dich denn, sonst könnten sie dich noch mit Schmach vom Hofe jagen. Es ist so schon nicht viel besser; doch dann

würden es alle Küchenjungen erfahren, und diesen letzten Schimpf erspare mir und dir. Geh, und Gott sei mit dir.

Sie wollte das Fräulein gefaßt auf die Stirn küssen; aber das trostlose Geschöpf warf sich mit einem solchen Ausbruch von Jammer an ihre Brust, daß auch sie die mühsam errungene Fassung verlor und laut an des Fräuleins Halse weinte.

Ja, gehe, da sie es wollen, du meine einzige Freundin! rief sie, halb von ihren Thränen erstickt und mit ihrer ganzen Leidenschaftlichkeit. Lasse deine unglückliche Gebieterin allein und weine in deiner Einsamkeit über sie. O, sie ist mehr zu beklagen als du; denn du wirst wenigstens frei, und sie bleibt gefangen und Allem preisgegeben. Denke ihrer — weine über sie — bete für sie — Margarethe von Valois wird deiner Treue nie vergessen — ach, sie wird keine gleiche wiederfinden. Und das

schreiende Mädchen stark an die Brust und einen liebeszornigen Kuß auf dessen Lippen drückend, übergab sie es noch ein Mal der ritterlichen Sorge des braven Crillon und ging dann, sich in ihr Kabinet einzuschließen.

Crillon geleitete Mademoiselle von Torigny nicht nur aus Paris, sondern noch eine gute Strecke weiter. Daß sie in Ungnade war, kümmerte ihn ebenso wenig, wie die Aechtung, in welche Bussy's Name am Hofe gerathen war, ihn davon abhielt, sich laut als Bussy's Freund zu bekennen, und was noch mehr, es sich sogar zur Ehre anzurechnen. Er hatte dem Könige, der ihm darüber eines Tages Vorwürfe gemacht, ganz trocken geantwortet: Sire, wenn man immer gleich von seinen Freunden abfallen wollte, wenn sie in Ungnade fielen, so wäre es ebenso gut, am Hofe erst gar keine zu haben. Und Heinrich, in welchem bei aller seiner Erschlaffung sich doch in seltenen Augenblicken der

ritterliche Geist der Valois regte, um einem edlen Wort mit Beifall zu antworten, hatte dem unerschrockenen Crillon auf die Schulter geklopft und gesagt: Crillon, du bist ein Braver. Daher ritt denn auch Crillon heute so sorglos neben der armen verbannten Torigny, als wäre sie die gefeiertste Dame des Hofes.

Als er sie zum Abschied mit der Freimüthigkeit einer alten Bekanntschaft küßte, empfahl sie ihrerseits ihm ihre geliebte Gebieterin. Sie hat so viele Feinde, sprach sie; lasset sie in Euch wenigstens einen Freund finden, und zwar einen Freund, der mehr werth ist als zehn andere. Crillon machte nie viel Worte; er sagte auch jetzt nur: Ein armer Edelmann kann nicht viel; was ich jedoch vermag, das werde ich thun — darauf habt Ihr meine Hand. Aber Mademoiselle setzte doch um Vieles beruhigt ihre Reise fort.

Die Königin von Navarra erschien mehrere

Male nacheinander nicht bei den Bällen, die der König allabendlich gab, und er sagte endlich zum Könige von Navarra: Ich glaube, Eure Frau schmollt mit mir.

Navarra zuckte die Achseln. Dann thut sie gegen Euch nur, was sie auch gegen mich thut.

Wie — was? fragte Heinrich eifrig, stehet Ihr schlecht mit ihr?

Ich stehe gar nicht mehr mit ihr. Wir sprechen nicht mehr miteinander, und ich habe so gut wie keine Frau.

Nun, dafür habt Ihr andere. Aber endlich glücklich veruneinigt — nun, das freut mich.

So? fragte Navarra übellaunig. Mich gar nicht, Ew. Majestät.

Wirklich? Das begreife ich nicht.

Ihr seid es, den ich nicht begreife, Sire. Wer verliert denn gern um eines albernen Ehrenfräuleins willen eine schöne Frau?

Ich sage Euch ja — Ihr habt andere.

Nun ja, ich faste deswegen nicht und sterbe nicht Hungers, aber doch gefällt es mir nicht. Dann habe ich sie bisher immer gut und gefällig gefunden, und ihre Theilnahme fehlt mir. Und endlich ist es mir unerträglich, eine arme Frau weinen zu machen.

Das will so viel sagen, mein Bruder, daß Ihr Lust hättet, mir Vorwürfe zu machen?

Das will sagen, Ew. Majestät hätten meiner Frau das unglückliche Ehrenfräulein, diesen ersten Zankapfel zwischen uns, immerhin lassen können.

Nein, mein Bruder, das ging nicht, versetzte Heinrich mit einer weisen Miene. Ihr seid zu jung und zu leichtsinnig, um nachzudenken; aber ich denke nach, und ich bin ganz im Reinen darüber: Nichts ist so schlimm, als jungen Prinzessinnen Mädchen zu lassen, die ihr unbedingtes Zutrauen besitzen und zur Vergeltung dafür bereit sind, ihnen bei allen In-

triguen zu helfen. Das kann selbst auf Staatsangelegenheiten den nachtheiligsten Einfluß ausüben, und Ihr werdet mir zugeben, daß es meine königliche Pflicht sei, dergleichen üblen Folgen vorzubeugen. Und schmollt deswegen Eure Frau mit Euch, so ist das ganz allein Eure Schuld; warum habt Ihr sie nicht besser gezogen? Seht, meine Frau schmollt nicht und ist gewiß ebenso betrübt über den Verlust ihres Fräuleins, wie es die Eurige nur immer sein kann.

Genug, die arme Torigny war und blieb vom Hofe verbannt, und die schöne Königin von Navarra lebte mitten in dem Tumult, von welchem täglich der Hof erschallte, in einer unheimlichen innerlichen Einsamkeit. D'Alençon selbst ließ sie darinnen; denn seit Bussy nicht länger bei ihm war, hatte er sich noch enger in die Schlingen verwickelt, welche Madame von Sauve zu ihrem Zeitvertreibe ihm

täglich legte. Margarethe sah ihn nur noch selten und dann immer zerstreut.

Und doch durstete sie wieder nach Liebe, so heftig wie je. In der reinen Atmosphäre ihrer Freundschaft mit Bussy war ihr Herz wieder vollkommen genesen, ihre Organisation wieder frisch geworden, und sie hatte auf das Neue alle Bedürfnisse der Jugend und der Gesundheit. Alle Bedürfnisse — und statt der Befriedigung Mangel — statt der Antwort Schweigen — statt des Zweiseins ein tödtendes Alleinsein. Und du Eva war es, dem sie dieses Bettlerleben des Herzens und der Sinne verdankte; denn hätte Bussy nicht seiner Bosheit weichen müssen, so hatte sie ihren Freund noch, der die Gabe besaß, die Alltäglichkeit glänzend umzukleiden, und so noch länger vermocht hätte, Margarethe über die eigentliche Armuth ihres Daseins zu täuschen. Denn ein Dasein, dem der Kern eines großen Gedankens,

oder eines starken Gefühles mangelt, ist immer arm an der eigentlichen unerschöpflichen Lebenskraft; es hat keine Fülle und kein Genügen in sich, und das Aeußerliche, erschöpfte es sich gleich, kann doch nie das Innerstinnerliche ersetzen. Das hatte Margarethe nicht gefühlt, so lange Bussy bei ihr gewesen war und ihre Gedanken beschäftigt hatte — das fühlte sie jetzt, wo sie, reif genug zum Nachdenken, auf dieses angewiesen war. Das Leiden aber, welches für sie aus dieser Erkenntniß entsprang, legte sie ganz folgerichtig du Gua zur Last; denn hätte er sie nicht durch Einsamkeit zu dieser Erkenntniß gezwungen, so brauchte sie nicht zu leiden. Auch haßte sie ihn mehr mit jeder Stunde ihrer Einsamkeit, mit jeder Qual ihres unbeschäftigten Herzens. Ihr Haß wurde ihre Beschäftigung, und die schrecklichen Wünsche, die aus ihm entsprangen, machten bald alle ihre Träume aus. Tausend Mal dachte sie es sich,

wenn du Eva in Ungnade fiele, in den Kerker geworfen und dort krank und elend würde — wie sie dann zu dem gespenstisch Umgewandelten hintreten und ihn fragen wollte: Kennst du mich? Ich bin Margarethe von Valois, die Schwester deiner Könige, die du verläumdet und gedemüthigt und außer sich gebracht hast, und mir hast du für dein Elend zu danken — ich habe das Ohr des Königs vergiftet und Lügen von dir erzählt, wie du von mir erzählt hast. Oder sie stellte sich vor, wie irgend ein junger Ritter — freilich, da sie Bussy nicht angenommen, mußte es ein fremder sein; außer Bussy gab es am französischen Hofe keinen solchen mehr — also wie irgend ein fremder junger Ritter, begeistert durch ihre Schönheit und entschlossen, für sie das Leben leicht hinzuwerfen, den übermüthigen Günstling inmitten des Hofes der Beleidigungen wegen, die er ihr angethan, zur Rechenschaft zöge und ihm, um

dem tödtlichen Kampfe zu entgehen, keinen Ausweg ließe als die Schande. Entweder mußte du Gua dann bedeckt von dieser weiter leben, oder sich schlagen — Und dann fiele er, rief Margarethe aus, wenn sie so weit in ihrem Traume gekommen war; ich würde, beseelt von der Sehnsucht meiner Rache, meinem jungen Kämpfer so überirdisch schön erscheinen, daß er unüberwindlich sein müßte. Ha, und dann du Gua gefallen tief unter mir sehen, schäumend und fluchend in seinem Blute — denn seine schwarze Seele würde unter Flüchen zur Hölle fahren, das weiß ich — und dann meinem siegreichen Helden die Hand darbieten und ihn auf die Stirn küssen, mit Lippen, die vom süßen Weine der Rache glühten — o, diesen Augenblick genießen dürfen, und ich gebe mein halbes Leben für ihn hin! Aber ich bin eine Thörin, schloß sie dann immer mit Ingrimm, er lebt in Glanz und Gunst, und

ich verzehre mich in der Ohnmacht, deren er spottet.

In dieser düstern Stimmung saß sie eines Abends allein, als d'Alençon geheimnißvoll bei ihr eintrat und sich ihr so geräuschlos näherte, als könnten seine Fußspitzen dem Teppich etwas verrathen.

Was gibt es? fragte die Königin nach seiner ersten feierlichen Begrüßung. Ihr seid in der letzten Zeit so selten zu mir gekommen, daß es, da ich Euch endlich einmal sehe, mir wol erlaubt ist, mich zu wundern.

Ich verdiene und fühle Euern Vorwurf, meine theure Schwester, erwiederte d'Alençon mit einer ernsten Gemessenheit, die ihm ungefähr stand wie eine Großvaterperrücke einem Kobold von Jungen. In der letzten Zeit habe ich, das gestehe ich mit Beschämung, kaum noch verdient, Eure Freundschaft zu besitzen. Allein lasset mich fragen, habt Ihr mir sie deswegen entzogen?

Ich höre, wo ich einmal liebe, nicht so schnell damit auf.

Dank, meine Schwester! Jetzt, nach dieser großmüthigen Verzeihung, sage ich Euch um so lieber, daß ich endlich Eurer würdig geworden bin, indem ich einen großen Entschluß gefaßt habe.

Wirklich? fragte Margarethe, noch immer halb in ihren Gedanken befangen.

Ja, erwiederte er pomphaft, als wolle er ihr etwas Unerhörtes ankündigen. Ich habe den Entschluß gefaßt, vom Hofe zu entfliehen.

Das hättet Ihr schon längst thun sollen, sagte sie ruhig.

Ja, sprach er, Bussy hat mich schon zu lange erwartet.

Das finde ich auch.

Der Adel ruft mich und meine Stellung hier wird von Tage zu Tage unwürdiger. Noch habe ich nicht einen Thaler von meiner

Apanage gesehen, und selbst die jämmerlichen Pensionen, von denen ich mich nothdürftig unterhalten muß, werden mir nur ausgezahlt, wenn es dem verfluchten du Gua gefällt, und, Gott weiß, es gefällt ihm selten genug; ich glaube, er wünschte, der Schurke, daß der Bruder des Königs in zerrissenen Kleidern gehen müßte.

Ja, das wäre so recht ein Vergnügen für seine Bosheit.

Und soll ich das dulden? Neulich begegnete er mir in der Straße Saint Antoine — glaubt Ihr, daß er mich gegrüßt hat? Er wäre einer dazu. Und soll ich das dulden?

Fragt Ihr mich das?

Und der König auch — als er neulich das Ohrenübel hatte — weiß ich, welcher Fluß ihm in irgend einem Klosterhofe in das Ohr gefahren ist? — da will er Euern Mann überreden, daß ich ihn vergiftet habe. Wäre er

gestorben — ich wäre ein Thor, wollte ich es läugnen — mit Freuden würde ich König an seiner Stelle geworden, und ich glaube, ein würdigerer König als er gewesen sein, wenigstens wäre es nicht meine Hauptbeschäftigung gewesen, kleine Köter einzukaufen und Kragen zu stärken. Aber Meuchelmörder werden — sagt mir, wie kann er dergleichen denken?

Weil er es werden würde, vermuthlich, antwortete Margarethe kalt. Doch wer hat Euch das gesagt?

Der es aus des Königs eigenem Munde hat — Euer Mann selbst, dem er mitten unter seinen Schmerzen — o, ihm helfen die Züchtigungen des Himmels zu keiner Erkenntniß — in der Stunde, wo er zu sterben glaubt, den Auftrag gibt, mich zu ermorden, weil er — o der gerechte König! — sein Reich keinem solchen Bösewicht wie ich hinterlassen könne. Ja, nur eine Handlung der Gerechtigkeit, nur

eine, wo möglich von Gott gebotene Bestrafung war die Ermordung, die er Euerm Manne anbefahl. Den suchte er durch die Nachfolge zu gewinnen, die er ihm verhieß. Tödtet meinen Mörder, und meine Krone fällt auf Euch — hat er gesagt. Eine Krone, fürwahr — die ist nicht zu theuer mit der Ehre eines Königs erkauft.

Mein Mann hat den Preis doch zu hoch gefunden, wie es scheint.

Ja; dagegen hat er mir den schändlichen Auftrag entdeckt, und wir sind nun enger miteinander verbündet als je, und ich bitte Euch auch, meine Schwester, ihm zu verzeihen.

Margarethe machte eine Miene, welche unwillkührlich Nein sagte; d'Alençon jedoch stellte ihr so eindringlich vor, wie sehr Navarra bedauere, daß er sich je von ihr habe entfremden und ihr je Verdruß machen können, daß sie endlich nachgab und ihm erlaubte, den versöh-

nungslustigen Gemahl zu ihr zu führen. Einmal erst seiner Gutmüthigkeit und Offenherzigkeit preisgegeben, konnte man dem ebenso liebenswürdigen wie leichtsinnigen Prinzen nicht lange böse sein, und die Versöhnung wurde rasch geschlossen — zu rasch, um eine lange Dauer zu versprechen. Als das zu großer Zufriedenheit der beiden Prinzen geschehen war, erfuhr die Königin, daß d'Alençon bereits am nächsten Abende entfliehen, Navarra ihm einige Tage später folgen wolle. Beide bedauerten unendlich, Margarethe nicht mit sich nehmen zu können; trösteten sie und sich jedoch mit der wiederholten Versicherung: Der König wird nicht wagen, Euch etwas anzuhaben, wenn wir Beide unter den Waffen stehen. — Und wäre dem auch nicht so, antwortete die stolze Fürstin, lieber will ich sterben, als Euch länger in dieser Schmach sehen.

Der nächste Tag verging ihr in erwartungs-

schwerer Beklommenheit. D'Alençon kam nicht zu ihr; es war so ausgemacht worden, um keinen Verdacht zu erregen. Erst in der Dämmerung, kurz vor dem Abendessen, schlich er sich in ihr Kabinet. Er war in einen Mantel gehüllt, den er abwarf. Erkennt Ihr dieses Wamms? fragte er.

Margarethe erbleichte. Das Wamms, welches er trug, hatte dem unglücklichen La Mole gehört und sie selbst ihn mehr als ein Mal empfangen, da er es getragen. Das Herz sank ihr und zugleich ihr Muth. Warum diese Erinnerung in diesem Augenblicke? fragte sie matt. Ich hätte der Stärke bedurft, um Euch von mir scheiden zu sehen.

Ich habe geschworen, seinen Tod zu rächen, antwortete d'Alençon, und dieses Kleidungsstück werde ich in der ersten Schlacht tragen, in welcher ich entweder fallen, oder mein Wort lösen werde. Das wollte ich Euch nur sagen;

jetzt lebt wohl, meine vielgeliebte Schwester; die Augenblicke sind kostbar.

Er umarmte sie; der jungen Frau war es, als thäte es der Todte, der sie geliebt, wie sie ihn. Halb ohnmächtig blieb sie zurück, während d'Alençon, den Mantel dicht bis zur Nase umgeschlagen, unerkannt den Louvre verließ und bis zum Thore Saint Honoré ging, wo Cimier, sein Kammerherr, ihn mit dem Wagen einer Dame erwartete, der zu diesem Behufe geliehen worden war. Ganz gemächlich fuhr d'Alençon aus Paris heraus; die Flucht war so wenig paladinartig wie möglich. Erst eine geraume Strecke davon fand er Pferde, die ihn nach einigen Stunden zu dem Stelldichein brachten, zu welchem er eine Anzahl seiner Edelleute beschieden hatte. Diese begleiteten ihn nach Dreux, wo Bussy ihn empfing.

Am Hofe bemerkte man anfänglich nicht, daß Monsieur fehle. Margarethe saß mit dem

ruhigen Gesicht, welches sie von ihrer Mutter gelernt hatte, an der Tafel ihres Bruders, und der König, ihr Mann, war so witzig und scheinbar auch so sorglos wie immer.

Erst gegen neun Uhr fiel es auf ein Mal dem Könige ein, die Abwesenheit seines Bruders zu bemerken. Wo ist er? fragte er die Königin-Mutter. Warum hat er nicht mit uns zu Abend gegessen?

Ich weiß es nicht, antwortete Katharina und fragte dann ihrerseits Margarethe: Wo ist Euer Bruder? Sollte er krank sein?

Ich habe ihn den ganzen Nachmittag über nicht gesehen, Madame, war die unbefangene Antwort.

Sonderbar, meinte Heinrich. Sendet auf sein Zimmer.

Natürlich war der Herzog nicht da.

Vielleicht ist er in der Stadt bei irgend einem Abendessen, sagte der König ungewiß zu Katharina.

Vielleicht — vielmehr ganz gewiß, antwortete sie, und doch hatte eine genauere Prüfung sie auf dem Gesichte Margarethens bereits Alles errathen lassen. Die junge Königin beherrschte sich meisterhaft; aber ihre Meisterin war doch Katharina.

Sendet in die Stadt, in alle Häuser, wo er bekannt ist, befahl der König.

Der Kammeredelmann kam mit verstörtem Gesichte zurück. Monsieur war nirgends zu finden.

Du großer Himmel! — jetzt ging das Elend an. Der König raste, tobte und schrie wie ein Besessener. Man hätte glauben sollen, das Heil Frankreichs wäre mit Monseigneur Franz d'Alençon vom Hofe entflohen.

Die Prinzen sollen kommen — meine Offiziere — meine Edelleute — die Kronbeamten —. Der ganze Louvre war ein Laufen, ein Schreien, ein Stürzen. Die Königin von Navarra hatte sich mit klopfendem Herzen ent-

fernt, ehe es zum Ausbruche gekommen war. Die Königin-Mutter und die Königin Louise suchten den verzweifelnden König zu beruhigen, aber umsonst.

Wißt Ihr, was diese Flucht sagen will? schrie er. Aufruhr, Mord und Brand.

Es werden sich ja noch Mittel finden lassen, sagte Katharina. Gott wird uns schützen, sprach die fromme Louise.

Meine Edelleute! schrie der König, auf den Boden stampfend. Meine Vettern — meine Offiziere! Was — werden bereits meine Befehle gering geachtet?

Das Gemach füllte sich jedoch bereits. Alles war mit aller menschlichen Eile gekommen; der König von Navarra aus dem Zimmer der schönen Hexe Charlotte, wo er ganz unschuldig gesungen hatte.

Monsieur ist fort! schrie der König Jedem, der eintrat, entgegen.

Lauter verwunderte Gesichter und die Fragen, die so unendlich ärgern können: Wirklich? — in der That? — ist es möglich? — ist es denkbar?

Navarra antwortete sogar: Unmöglich, Sire.

Unmöglich? schrie Heinrich. Und das sagt Ihr — sein Mitschuldiger?

Ich? fragte Navarra mit einem solchen verblüfften Gesichte, als würde er plötzlich der Mitschuld an dem Apfelessen im Paradiese angeklagt.

Und wem anders sollte er es gesagt haben als Euch?

Verzeihen Ew. Majestät, wem würde er es nicht eher gesagt haben als mir? Der ganze Hof weiß, was für Freunde wir zuletzt gewesen sind.

Dann hat er es Eurer Frau anvertraut.

Möglich, indessen Ew. Majestät weiß, wie ich auch mit der stehe.

Ihr seid also ganz unschuldig?

Ganz und gar, Sire.

Meinetwegen, aber der Verräther soll verfolgt werden. Ich will ihn todt oder lebendig wiederhaben. Auf und ihm nach!

Es rührte keiner der Herren sich.

Seid Ihr taub geworden, oder haben Eure Pferde keine Beine mehr?

Im Dienste Ew. Majestät sind sie, wie wir, bei Tag und bei Nacht gleich bereit, antwortete Souvré; aber Monsieur verfolgen, hieße Ew. Majestät schlecht dienen.

Ihr würdet der Erste sein, Sire, der mit uns anbände, wenn durch uns Monsieur etwas geschehen wäre, sprach Crillon rauh. Nein, mit dem Auftrage reite ich nicht aus.

In der That, Sire, es wäre zu voreilig, Monsieur so ohne Weiteres zu verfolgen, meinte nun auch Guise. Irgend ein Misverständniß hat ihn zu dieser Entfernung be-

wogen — es wird sich aufklären und Alles wieder gut sein.

O, Sire, Monsieur hat viel zu viel Ehrfurcht vor der geheiligten Person Ew. Majestät und zu viel Achtung vor dem Wohl des Staates, als daß er irgend etwas gegen Euch oder gegen Frankreich unternehmen sollte, rief Brantôme.

Kurz und gut, Heinrich fand nur einige unbedeutende Edelleute willig, den Herzog, natürlich viel zu spät, zu verfolgen. Du Gua entschuldigte sich, indem er sagte: Alles, was er gegen Monsieur unternähme, würde ihm als persönliche Feindschaft ausgelegt werden. Chicot aber, Heinrich's Narr, sagte dem Könige ganz geradezu: Du hast gar kein Recht, deinen Bruder einholen und bestrafen zu wollen; denn sein einziges Unrecht besteht darin, daß er nicht schon weit früher davongelaufen ist. Und als Heinrich immer noch fortfuhr zu toben und zu

stampfen, bemerkte der Narr sehr ernsthaft: Unser Gevatter d'Alençon hat seinen Zweck vollkommen erreicht; andere Leute werden bemerkt, wenn sie da sind; aber über ihn ist, so lange er auch dagewesen ist, noch nie so viel Lärm gemacht worden wie jetzt, seit es ihm gefallen hat, davonzugehen.

Der Narr hatte Recht. Die ganze Nacht hindurch schlief man am Hofe nicht; es war, als wäre der Schlaf mit d'Alençon auf und davon geritten.

Am nächsten Morgen kamen die Edelleute zurück, wie sie ausgeritten waren, und Heinrich konnte für den Augenblick nichts Anderes thun, als abwarten, was seinem Bruder weiter belieben werde.

D'Alençon hatte wenigstens die Rücksicht, ihn nicht lange warten zu lassen, sondern erließ zwei Tage nach seiner Entweichung von Dreux aus ein Manifest, in welchem er seine

Beschwerden und seine Forderungen auseinandersetzte. Diese bestanden hauptsächlich in der Berufung der Reichsstände und eines Conciliums zur Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten. Heinrich war wenig zur Gewährung geneigt; er hätte den Flüchtling lieber wiedergehabt. Nevers, dem Könige als König mit der strengsten Loyalität ergeben, forderte Montpensier auf, mit seinen Truppen zu ihm zu stoßen; dann wollten sie vereint dem Herzoge den Uebergang über die Loire nach Berry und somit seine Vereinigung mit Condé und dem Prinzen Casimir, welche Reiterei aus Deutschland gegen die Champagne führten, unmöglich machen. Aber Montpensier weigerte sich und schlug auch ebenso kurz die Stelle eines Generallieutenants aus, welche Heinrich ihm anbieten ließ. Er hatte seine Demüthigung zu Rheims noch nicht vergessen, und ergriff förmlich heißhungrig die Gelegenheit, Nein zum

Könige zu sagen und dieses Nein noch mit der unlieblichsten Aufrichtigkeit zu begleiten. Er erklärte nämlich geradezu, er werde nicht gegen den Sohn und den Bruder seiner Könige ziehen, der ganz Recht gehabt habe, so zu handeln. Monsieur habe allen Grund, sich zu beklagen, und seine Forderungen zu erfüllen und ihn so zufrieden zu stellen, sei nicht nur das Einfachste, sondern auch das Gerechteste.

Nevers hätte nun allein versucht, d'Alençon den Uebergang über die Loire streitig zu machen, doch ein eigenhändiger Befehl Katharinens, den ein Courier ihm überbrachte, hielt ihn vom weitern Vorrücken ab, und d'Alençon marschirte ungehindert nach Berry, wo zuerst La Noue, dann Turenne und Ventadour zu ihm stießen.

Unterdessen drang Thoré mit viertausend Reitern, der Vorhut des deutschen Heeres, in Champagne ein. Katharina ließ ihm sagen:

rücke er noch weiter vor, so werde sie ihm die Häupter der Marschälle entgegenschicken — er antwortete: erfülle sie ihre Drohungen, so werde in ganz Frankreich keine Stelle bleiben, wo er nicht Spuren seiner Rache hinterlassen werde.

Guise jedoch, der Gouverneur von Champagne, gedachte nicht, den jungen Helden so frei durchzulassen. Mit dreimal überlegener Macht griffen er und Mayenne zwischen Damery und Dormans den jüngsten der Montmorency an, und Thoré wich dem Kampfe nicht aus. Ich wollte lieber, sagte er später zu seinem Bruder Franz, daß man meine Niederlage der Tapferkeit meiner Feinde als meiner Feigheit zuschreiben sollte. Eine Niederlage erlitt er — das war unvermeidlich, indessen gelang es ihm doch, mit tausend Pferden nach Nogent zu entkommen und von dort aus in Vatan zu d'Alençon's Heer zu stoßen. Guise empfing an

diesem Tage durch einen Büchsenschuß die Wunde in die Wange, welcher er fortan den Beinamen „der Benarbte" verdankte.

Dafür nahmen Condé und Casimir in Champagne und Burgund mehrere Städte weg. Heinrich fing nun an, in ernstliche Unruhe zu gerathen — die Marschälle wurden befreit und Katharina reiste mit ihnen nach Champigny in Poitou, einem Landhause Montpensier's, um wenigstens einen augenblicklichen Waffenstillstand zu schließen. D'Alençon war, von Montpensier endlich dazu bewogen, ebenfalls hingekommen und empfing nun seine Mutter zum ersten Male als ein Prinz, der von sich reden gemacht.

Katharina empfand die selbstständige Stellung, die er, Dank den tapfern Protestantenhäuptlingen, jetzt einnahm, sehr stark in der Art des Empfanges. D'Alençon geberdete sich nicht anders, als sei er ein siegreicher Feldherr

und sie eine demüthige Gesandtin, und Katharina verglich ihn in einer vertraulichen Bemerkung gegen Cossé mit einem jungen Manne, der noch ganz ungewohnt des Weines zum ersten Male eine volle Flasche getrunken habe.

Cossé, der trockene Humorist, erwiederte tröstend: Laßt das gut sein, Madame; an Nichts gewöhnt man sich so leicht wie an Weintrinken und Herrschen.

Das will ich von d'Alençon nicht hoffen, sprach Katharina. Was würde denn da aus dem armen Frankreich?

Was immer daraus geworden ist, sobald Ihr den Kochlöffel in die Hand genommen habt, brummte Cossé vor sich hin, als sie sich entfernt hatte, ein höllisches Rührei — ein Ragout für die Tafel Satans — ein Hexensabbath. Ei, wer dich nicht kennte! Deine Friedensschlüsse sind so gut wie ebenso viele künftige Kriege. Wenn hier zu Champigny

die Ruhe des Reiches berathen wird, so will ich nicht hundert oder tausend Jahre in der Bastille gesessen haben.

Er humpelte — denn er hatte das Podagra — auf Montmorency zu, der mit ganz erhelltem Gesichte Jagdgeräthschaften und Jagdhunde musterte.

Unglücksbruder —

Morgen jage ich, mein Freund! rief Montmorency.

Schön. Ich wollte Euch nur sagen —

Einen Hirsch —

Gut, aber —

Einen Sechzigender, wie Montpensier mir versprochen hat.

Ei, meinetwegen einen Siebenzigender. Hört mich doch nur einen Augenblick!

Montmorency drückte mit strahlenden Blicken die Hände seines Leidensgefährten. Denkt Euch, nach mehr als einem Jahre wieder jagen kön-

nen! rief er mit der Lebhaftigkeit eines Jünglings, und von allen Forstbedienten Champigny's begleitet, eilte er nach den Marställen, um sich einen passenden Renner auszusuchen.

Cossé sah ihm grämlich nach. Der ist denn richtig auch ein Narr geworden, brummte er; ich dachte, meine Beine machten mir allein diese Schmeichelei. Indessen wenn man hundert Jahre in der Bastille gegähnt hat, so mag der Teufel bei der Befreiung kein Narr werden. Ach, Monseigneur, wandte er sich zu d'Alençon, der eben mit Bussy und Thoré herbeikam und den Märtyrer seiner Sache warm begrüßte, ach, Monseigneur, wäret Ihr doch früher auf den Einfall gekommen, den Hof sitzen zu lassen!

Warum, mein theurer Marschall? fragte d'Alençon.

Weil wir da ebenso viel früher herausgekommen wären. Glaubt Ihr, es sei angenehm, in der Bastille zu sitzen?

Nein, wahrlich nicht, mein theurer Marschall. Auch könnt Ihr Euch nicht vorstellen, was ich Alles darum gegeben hätte, um Euch früher zu befreien.

Ein altes Wamms, oder einen magern Kapaun?

Ihr spottet über mich, weil ich so lange ohne Macht gewesen, etwas für Euch zu thun. Aber sehet Ihr nicht, daß Ihr jetzt gleich frei geworden seid, wo ich nur eine Forderung zu stellen hatte? Glaubt mir, hätte man Euch nicht freigelassen — nie hätte ich in Unterhandlungen gewilligt.

Ich weiß — ich weiß, sagte Cossé. Ihr habt brav gehandelt; aber dafür wird auch das Zutrauen aller wackern Herzen Euch belohnen. Und glaubt mir nur, wir hatten es verdient, daß man sich endlich unserer erbarmte.

Ja, wahrlich! rief Thoré. Ihr seid die Heiligen unserer Partei geworden.

Wir sind allesammt Sünder, sprach Cossé launig, indessen stehen viele Heilige im Kalender, die nicht besser waren, als wir sind. Und Geduld haben wir wirklich wie Heilige gehabt. Einen Tag wie den andern Tag eingesperrt und eingesperrt, eingesperrt und eingesperrt — ei, man kriegt's satt. Den Sonnenschein in Portionen zugemessen bekommen — den Wein trinken müssen, wie man ihn gerade gezapft erhält — immer in der angenehmen Erwartung leben, daß man nächstens erdrosselt, oder geköpft werden wird — und dabei von seinen Mauern herunter die ganze übrige Welt auf den Beinen sehen, frei, zu wandern, wohin es ihr gefällt — ei, das ist ein Hundeleben.

Ihr mögt mich recht beneidet haben, als ich damals auszog — Ihr waret da auch gerade draußen, sprach Bussy.

Darauf kann ich mein Ehrenwort geben. Ich hätte Euch mit wahrer Bereitwilligkeit

meinen Spaziergang oben abgetreten und dafür Euer Pferd bestiegen.

Ich glaube es Euch und nehme es Euch durchaus nicht übel.

Ihr wäret ja ein Heide und kein Christ, wenn Ihr dieses mein Verlangen nicht ganz natürlich fändet.

Ich danke als guter Christ Gott und den Heiligen, daß ich das Vergnügen habe, Euch hier im Parke von Champigny frei vor mir zu sehen.

Danke, edler Bussy. Die Welt hat Recht, wenn sie Euch einen ebenso tapfern wie höflichen Ritter nennt.

Glaubt Ihr denn, daß Ihr öfter in ernstlicher Gefahr gewesen? fragte Thoré jetzt.

Hm, Gefahr ist immer, wo hier Gefangenschaft und da Gewalt ist. Indessen ernstlich beschlossen war unser Tod nur ein Mal — als Euer Bruder d'Amville so krank war,

daß an den Hof die gewisse Nachricht seines Todes kam.

Erzählt uns das! rief d'Alençon. Ich habe damals allerdings am Hofe gelebt, aber nie irgend eine wichtige Angelegenheit genau erfahren. Wer hat es Euch denn erzählt?

Crillon — der brave, eisenrauhe und eisenfeste Crillon. Ahnen that es uns gleich, daß etwas wider uns im Werke sei, als wir hörten, d'Amville sei todt. Montmorency wurden auf Befehl der Königin-Mutter sogleich seine vornehmsten Offiziere genommen, und wir Beide enger eingeschlossen. Daher sagte auch Montmorency zu einem unserer Wächter: Sagt der Königin, ich wisse sehr wohl, was sie mit mir vorhabe; es braucht nicht so vieler Umstände — man schicke mir nur den Apotheker von Monsieur dem Kanzler — ich werde nehmen, was er mir vorschreiben wird.

Dieses Wort ward allgemein am Hofe wie-

derholt, unterbrach d'Alençon den Marschall, und man bewunderte die Kühnheit, die daraus sprach. — Der Apotheker von Monsieur dem Kanzler, sagte Bussy — ja, von dem etwas zu schlucken kann Jeder sich hüten, dem sein Leben noch lieb ist.

Nun, wir erwarteten alle Tage in unserer Suppe eine Dosis zu schlucken, die uns nicht nur von allen gegenwärtigen, sondern auch von allen künftigen Krankheiten befreien sollte, fuhr Cossé trocken launig fort. Indessen war uns eine andere Art zugedacht. Der König hatte gleich nach der Nachricht von d'Amville's Tode die Königin-Mutter, Birague, Chiverny und Matignon zu einem Rathe versammelt, dessen Rathschläge Ihr Euch denken könnt. Demzufolge ward Miron zu uns geschickt und mußte dann bei seiner Rückkehr von seinem Besuche mit ernsthafter Miene von sich geben: von dem Mangel an Bewegung sei unser

Blut so dick geworden, daß es uns nächstens ersticken werde. Monsieur Miron erfüllte diesen Auftrag meisterhaft; er soll so weise bei seinem Ausspruche ausgesehen haben, als wäre er Avicenna, oder wie der Doctor heißt, der immer als allerklügster angeführt wird.

Avicenna, ganz recht, erwiederte Bussy. Monsieur Miron aber ist, obwol Leibarzt Ihrer Majestäten, meiner Meinung nach rechtes Geschwisterkind mit dem Apotheker von Monsieur dem Kanzler.

Will sagen, einer der größten Schurken, die bisher noch den Galgen betrogen haben? Ganz nach meiner Meinung, edler Bussy: indessen versucht es ein Mal und schlagt dem würdigen Doctor vor, sich aus Selbsterkenntniß freiwillig dem Galgen darzubieten — und Ihr sollt sehen, was für ein Gesicht er Euch machen wird. Der griechische Weise, der als erste Lehre aufstellte: Mensch, lerne dich selbst ken-

nen — war weiser, als heute mancher Kardinal ist — Nichts ist schwerer, als sich selbst gehörig zu würdigen. Genug, der vortreffliche Miron brachte auf unsere Kosten seine Lüge in Umlauf; denn eine Lüge war es — weder ich, noch Montmorency hatte dickes Blut. Aber der König wollte, man sollte glauben, wir wären am Schlagflusse gestorben — er ließ Souvré kommen, der schon vorher mit trauriger Miene die Freude angesehen, die der König bei der Nachricht von d'Amville's Tod unverholen geäußert hatte. Der König hatte ihn gefragt: Woher kommt Eure Traurigkeit? und Souvré geantwortet: Von Eurer Freude. Jetzt sprach der König zu ihm: Souvré, man räth mir, die Marschälle tödten zu lassen; geht daher sogleich zu du Gua und sagt ihm, er soll Euch vier seiner entschlossensten Soldaten geben, und die lasset mit zwei gutgedrehten Tüchern sie so geschickt erdrosseln, daß es scheint, sie seien auf

eine natürliche Art gestorben. — Sire, fragte Souvré, ist das Euer Beschluß? — Ja, es ist der Rath, den man mir gibt; findet Ihr ihn nicht gut? — Sire, antwortete Souvré, da Ew. Majestät mir die Ehre anthut, mich zu fragen, so bitte ich Euch demüthig, daran zu denken, daß Alle, die Euch diesen Rath ertheilt, erbitterte Feinde der Marschälle sind. Ihr wollt den Mord für einen natürlichen Tod ausgeben — Gott wird ihn doch sehen, Sire, und die ganze Stadt ihn trotz alles Truges erfahren. Ihr habt mir in dem Falle, daß Monsieur von Montmorency sterbe, die Hauptmannschaft von Vincennes zugesagt — ich möchte jedoch lieber noch die Hälfte meines Vermögens dazu hingeben, als einen solchen Makel auf Euerm Namen wissen. Glaubt Ihr, daß sie es verdienen, so lasset ihnen nach den Formen der Gesetze den Proceß machen, und dann der Gerechtigkeit freien Lauf; dann werdet Ihr

vor jeder Anklage gesichert sein. Darum spreche ich auch nur — nicht aus Vorliebe für die beiden Herren, mit denen ich nie verkehrt habe. Also sprach Souvré — der König fing nochmals mit der Ueberlegung an, und in einigen Tagen kam die Nachricht, daß d'Amville in der Genesung sei, und wir waren gerettet.

Wenn ich doch dem braven Souvré ein Mal die Hand drücken könnte! rief Thoré mit der Begeisterung der Jugend.

Ja, Souvré und Crillon sind ächte Ehrenmänner, bekräftigte Bussy. Beide wären würdig gewesen, Bayard's Waffenbrüder zu sein.

Aber wie ist es möglich, daß der König mit solchen Dienern in eine so unwürdige Weichlichkeit versinken kann? fragte der junge Montmorency. Oder ist's du Gua, der ihn dazu verführt?

Nein, erwiederte Bussy. Du Gua ist ein Verläumder und ein Meuchelmörder und hat

sich auch noch nicht ausgezeichnet; aber ich müßte lügen, wenn ich sagte, ich glaubte das. Im Gegentheile — ich glaube, hätte es von ihm abgehangen, so wäre nicht die Königin-Mutter, sondern der König selbst uns entgegengekommen, und zwar nicht mit Friedensvorschlägen, sondern mit einer Armee.

Cossé nickte mit dem Kopfe. Ihr kennt den Mann. Das hat er mehr als ein Mal laut in meiner und Anderer Gegenwart gesagt.

Was? fragte der alte Montpensier, der unterdessen herbeigekommen war.

Man wiederholte ihm das Gesagte. Mürrisch sagte er: Wer Schuld an all dem Elend ist, wollt Ihr wissen? Ich will es Euch sagen: das Weiberregiment.

Meint Ihr? fragte Cossé.

Ei freilich. Wo eine Frau ihre Finger einsteckt, da gehen die Angelegenheiten immer der Quer.

So? Nun, Ihr könnt das wissen, denn Ihr sprecht aus Erfahrung, meinte der heillose Marschall. Man sagt, Madame die Herzogin soll in Euerm Hause trotz einem Generallieutenant commandiren.

Montpensier wollte auffahren, doch ein herzliches Gelächter Cossé's ließ ihn nicht dazu kommen. Versteht und verzeiht doch einen Scherz, Monsieur, sagte der launige Mann; weiß Gott, es thut einem Noth, einen Scherz zu machen nach einem Jahr in der Bastille — ein Wunder, daß man noch einen machen kann. Aber nun ernsthaft gesprochen — Ihr habt ganz Recht mit den Frauen — man hat mit ihnen nichts als Aerger. Ich habe das noch von meiner ersten Frau her in genügendem Andenken. Ihr erinnert Euch ihrer noch; aber Monsieur und diese jungen Männer können nicht von ihr wissen. Hört denn: die Frau war nie in guter Gesellschaft gewesen und noch

dazu von Natur ungeschickt. Da ich jedoch Oberintendant der Finanzen war, mußte ich sie an den Hof kommen lassen — zu meinem großen Leidwesen allerdings, aber was half's — sie stellte nun doch einmal eine Personnage vor, oder sollte sie doch vorstellen. Kurz, sie kommt und macht der Königin die Reverenz. Da denkt Euch, was sie thut! — Sie dankt der Königin unterthänigst für die Intendantur der Finanzen und setzt ganz tölpisch hinzu: Denn, meiner Treu, Madame, ohne die waren wir fertig — wir hatten hunderttausend Thaler Schulden. Jetzt, Gott sei Dank, haben wir nicht nur die bezahlt, sondern auch noch ebenso viel erworben, wovon wir uns irgend ein schönes Gut kaufen können. Nun, die Königin lachte wie rasend und Alles mit ihr — ich aber lachte nicht — ich sagte meiner verwünschten Frau ins Ohr: Frau Närrin, Ihr werdet von hier abziehen und nie wiederkommen. Das

geschah denn auch, ich aber gab mir feierlich einen Namen — Ihr wißt, ich hatte immer einen: in meiner Jugend hieß ich „der kleine Cossé“ — jetzt heiße ich „der Marschall von den Flaschen“ — damals aber seit jener unglücklichen Stunde nannte ich mich, so lange meine erste Frau lebte, „Cossé mit der dummen Frau.“

Die jungen Männer lachten sehr; überhaupt wurde die Unterhandlung durch Cossé's Laune außerordentlich heiter gemacht, darum aber doch nicht minder ernstlich betrieben. D'Alençon beharrte fest auf seinen Forderungen, und Katharina konnte dem Könige keine andere Nachricht bringen.

Wie alle tyrannische Gemüther brannte dieser vor Ungeduld, den Zorn, in welchen sein Bruder, die protestantischen Prinzen und der Herzog von Montpensier ihn versetzten, da er unglücklicher Weise keinen von diesen Herren

allen fassen konnte, wenigstens an irgend einem Gegenstande auszulassen. Und wie denn immer ein gefälliger Geist bereit ist, um einem sündhaften Gelüste mit bösen Gedanken auszuhelfen, so fiel es ihm auch bald genug ein, daß er sich an seiner Schwester, welche noch immer die unverantwortliche Dreistigkeit hatte, ihren Bruder d'Alençon zu lieben, für den Augenblick nicht besser rächen könne, als wenn er die unglückliche Torigny abermals zu seinem Opfer erwählte.

Demzufolge sandte er unverzüglich nach dem Landhause des Herrn von Chastelas, des Vetters, bei dem Mademoiselle von Torigny sich aufhielt, Soldaten ab, mit dem Befehl, das Fräulein zu ihm zu bringen. Mademoiselle von Torigny behauptete später: das sei nur ein Vorwand gewesen — eigentlich habe man sie ertränken wollen — indessen das wäre doch etwas gar zu großherrlich gewesen. Man kann

annehmen, der König würde sie mit Fragen gequält, mit Drohungen erschreckt und dann vielleicht ins Gefängniß geschickt haben; aber was das Ertränken anbetrifft, so hat das gewiß rein in der erschrockenen Einbildung des Fräuleins stattfinden sollen.

Grund jedoch zum Schrecken und selbst zu thörichten Einbildungen war genug vorhanden. Die Soldaten wollten die Gewaltigen spielen und sperrten während der Zeit, daß ihre Pferde fraßen, das arme Fräulein gebunden in ein Zimmer ein. Der Vetter, in Todesangst gerathen, wagte nichts Entscheidendes für seine Muhme zu thun. Doch hoffte er auf irgend eine wunderbare Einmischung der Vorsehung und suchte durch Aufopferung seines besten Weines wenigstens Zeit zu gewinnen. Denn er dachte: in einer Viertelstunde kann viel geschehen. Und siehe da, der Mann hatte richtig gerechnet und gehofft. Einige seiner Diener hatten bei den

Rohheiten der Soldaten dermaßen allen Muth und alle Besinnung verloren, daß sie Hals über Kopf aufs Gerathewohl davonliefen. Einer von diesen Hasen nun gerieth mit seiner Jammergeschichte mitten unter eine Schaar Bauern und erbaute die eben mit Schreien und Händeringen, als La Ferté und d'Avantigny, Beide Kammerherren d'Alençon's, auf ihrem Wege zu diesem vorüberkamen. Aufmerksam gemacht durch das Handthieren und Gebahren des klagenden Dieners, ritten sie heran, erkundigten sich und vernahmen die ganze Begebenheit. Augenblicklich beschlossen beide Herren, große Verehrer der Königin von Navarra, dieser einen Beweis ihrer Ergebenheit zu geben, indem sie Mademoiselle von Torigny befreiten. Geführt von dem Diener, der so zur rechten Zeit entlaufen war, sprengten sie gerade noch früh genug in den Hof des Landhauses, um zu sehen, wie das weinende Fräulein eben auf

ein Pferd gehoben wurde. Haltet ein, Henker! riefen nun Beide; geschieht ihr Uebles, seid ihr des Todes! Es geschah ihr natürlich kein weiteres Uebel mehr; die Soldaten rissen aus; sie war befreit. Aber sie hatte keine Lust, länger in der Nachbarschaft des Hofes zu bleiben, und so zog sie, geleitet von ihrem Vetter und ihren Befreiern, mit zu Monsieur, an dessen kriegerischem Hoflager sie als Margarethens Liebling mit großer Freude empfangen und die ganze Zeit ihres Aufenthaltes über, bis zum Frieden, mit solcher Achtung behandelt wurde, als ehre man in ihr die schöne Königin.

Achtes Kapitel.

Dieser neue Beweis von der feindseligen Gesinnung des Königs diente nicht dazu, die Königin von Navarra mit ihrem Loose am Hofe auszusöhnen; ihre Stimmung wurde vielmehr düsterer und düsterer. Madame von Sauve erlaubte sich eines Tages, ihr Vorstellungen darüber zu machen. Es ist nicht gut, daß Ihr Euch Euerm Trübsinne so unverholen überlaßt, sagte Charlotte.

Margarethe fühlte sich seit einiger Zeit so verarmt an Freundschaft und Theilnahme, daß sie diesen Rathschlag nicht, wie sie wol sonst

gethan haben würde, mit beleidigter Majestät zurückwies; sie antwortete nur: Wie kann ich heiter sein, da mir Alle, die ich liebte und die mich liebten, genommen worden sind?

Dennoch bitte ich Euch, thut Euch Gewalt an und scheint fröhlich, wenn Ihr es auch vernünftiger Weise nicht sein könnt, rief Charlotte. Warum wollt Ihr der Bosheit neuen Spielraum geben?

Was kann selbst die Bosheit meiner Feinde in meiner Traurigkeit Anstößiges finden?

Ich bitte Ew. Majestät, mich nicht zu fragen, sondern mir dieses Mal auf mein ehrliches Gesicht hin Glauben zu schenken und meine Bitte zu erfüllen.

Aber wer kann denn etwas darüber gesagt haben?

Aus wessen Mund kommt denn alle Bosheit, die den Hof befleckt?

Wieder du Eva?

Wieder und immer. Wer kann denn so lügen und verläumden wie er? Ich bin jetzt auch mit ihm bis auf den Tod erzürnt, und Ihr, Madame, müßt Euch noch mehr als jede andere Dame vor ihm in Acht nehmen, denn gegen Euch kennt seine Lästerung keine Grenzen.

Lasset mich erfahren, was er gesagt.

Warum Euch durch diese Schändlichkeit empören, Madame?

Weil ich es will — weil ich Alles wissen will. Lasset hören! Sagt er, daß Bussy mein Liebhaber gewesen?

Das ist schon etwas Altes.

Daß ich wieder einen habe?

Das wäre Nichts; warum solltet Ihr keinen Liebhaber haben?

Aber was kann es denn sein, im Namen der Lüge? rief Margarethe heftig. Sagt er, daß ich Torigny auf unerlaubte Art geliebt?

Es ist noch schlimmer, antwortete Madame von Sauve, ohne die Königin anzusehen.

Jetzt befehle ich Euch, mir es zu sagen, sprach diese mit fliegender Stimme.

Er sagt, erwiederte Charlotte ganz gedämpft, daß Eure Melancholie ganz natürlich sei, indem Ihr in so kurzer Zeit nicht nur in dem Günstlinge Eures Bruders, sondern auch in Euerm Bruder selbst einen Liebhaber verloren hättet.

Die sonst so leichtsinnige Frau hatte dieses Mal nur mit beklommenem Herzen gesprochen, und als nach einigen Minuten Margarethe das Schweigen, in welchem sie die schreckliche Verläumdung angehört, immer noch behauptete, begann Charlotte wirklich zu zittern.

Endlich rief sie ganz in Angst: Madame, ich bitte Euch, verzeiht mir!

Ihr habt mir die Wahrheit gesagt? fragte nun Margarethe langsam mit einer hohlen, heisern Stimme.

Charlotte schauderte fast vor diesem Tone; doch antwortete sie ohne Zaudern: Das kann ich auf meine Seligkeit. Du Gua hat Wort für Wort so zu mir selbst gesprochen, und ich habe ihn dafür geradeheraus einen nichtswürdigen Lügner genannt.

Dann danke ich Euch, sagte Margarethe.

Madame von Sauve wagte jetzt einen flüchtigen Blick in das Antlitz der Königin, welche sich langsam entfernte. Margarethe war marmorbleich, aber sonst erschienen ihre Züge nicht verändert.

Dieses Gespräch hatte im Zimmer Katharinens am Nachmittage stattgefunden. Am Abend war Ball beim Könige. Margarethe strahlte von Pracht und Schönheit.

Charlotte triumphirte. Brav, Madame, raunte sie der jungen Königin zu; so siegt Ihr am besten über den Verläumder.

Feiert Ihr Eure Auferstehung, meine Schwester? fragte der König.

Warum? fragte sie mit einem blitzenden Lächeln. Habt Ihr mich für todt gehalten? Ihr habt Euch geirrt; denn Ihr seht, ich lebe.

Das sehe ich und sehe es mit Vergnügen. Doch gesteht, für scheintodt wenigstens konnte man Euch in der letzten Zeit halten. War Euch wol ein Wort der Freundlichkeit zu entlocken — ein Lächeln abzugewinnen? Heute dagegen erscheint Ihr ganz verklärt von Lächeln, und darum kann man wol fragen, woher kommt das?

Ich habe mir es überlegt, daß es thöricht sei, traurig zu sein, wenn man so schön sein kann, antwortete sie. Das ist Alles.

Es war heute wieder ein Mal ein wahres Fest. Der weichliche, abgespannte Hof hatte wieder ein Mal einen Anfall von Enthusiasmus; man sah Herzen schlagen und Blicke flammen; die schläfrigen Hofleute sahen ganz anders aus als gewöhnlich — wie Männer und wie Ritter.

Margarethe nahm alle Huldigungen mit der Hoheit einer Königin und der Anmuth einer Frau an. Aber ihr Auge schweifte immer wieder zu einem Manne hin, und das war du Gua.

Es konnte das nicht unbemerkt bleiben, da sie der Brennpunkt aller Blicke war. Man verlor sich in Möglichkeiten, um dieses Aufsuchen zu erklären; es blieb jedoch ein Räthsel. Du Gua allein ließ sich mit hochmüthiger Gleichgültigkeit ansehen. Als Heinrich ihn beim Auskleiden um den Grund davon befragte, antwortete er geringschätzig lachend: Weiß ich es? Vielleicht hat sie jetzt ihre Phantasie auf mich geworfen.

Dann wärest du ein Hexenmeister, du Gua, sagte Heinrich ernsthaft.

Es würde mich sehr langweilen, meinte der Günstling.

Du ließest sie wol schmachten? fragte der König mit einer Mischung von Verdruß und Ironie.

Nein; dazu hätte ich zu viel Ehrfurcht vor dem königlichen Blute.

Ah, du bist sehr gütig.

Die Königin von Navarra hatte ihre Mutter auf deren Zimmer begleitet. Dort bat sie dieselbe um ein geheimes Gespräch.

Was könnt Ihr mir zu sagen haben? fragte Katharina, nachdem sie ihre Kammerfrauen hinausgeschickt hatte, lebhaft und neugierig. Dem Aussehen nach, welches Ihr diesen Abend hattet, kann es nur etwas Gutes sein.

Mein Aussehen war nur eine Maske, Madame, unter welcher ich alle Qualen der Wuth und der Rachsucht verbarg, antwortete Margarethe, und ihr Antlitz wurde plötzlich ebenso erschreckend dunkel, wie es kaum sonnig und entzückend gewesen war. Wisset Ihr, was du Gua abermals zu meiner Schmach ersonnen hat? Er sagt, daß mein Bruder mein Liebhaber sei.

Er ist toll, sprach Katharina, und auch ihre Augen sprühten Funken.

Nein, er ist ein Hund, und er darf nicht länger leben, sprach Margarethe kurz.

Katharina hatte sich gesetzt und ein Bein über das andere gekreuzt. In dieser etwas männlichen Stellung sagte sie überlegt und gedämpft: Als Euer Großvater noch lebte, sagte La Châtaigneraie von Jarnac, daß dieser mit seiner Stiefmutter lebe, welche ihm das Geld zu seinen Ausgaben schenke. Jarnac wollte damals gleich den Kampf; aber der König gab die Erlaubniß nicht dazu. Erst als Euer Vater zur Regierung kam, wurde er ihnen gestattet, und da rächte Jarnac mit einem Schlage die angegriffene Ehre seines alten Vaters und seiner Stiefmutter. Blut ist die beste Heilung der verletzten Ehre.

Aber wozu hilft mir es, daß damals eine solche Rache erlaubt wurde? fragte Margarethe.

Ich habe weder einen Kämpfer, noch würde ihm der Kampf gestattet werden.

Ihr habt keinen Kämpfer; aber darum könnt Ihr doch einen Rächer finden.

Ihr meint, wenn man nicht fordern lassen darf, so läßt man morden? fragte Margarethe mit einem Blick, welcher deutlich sagte, sie habe das von ihrer Mutter erwartet.

Auch sagte Katharina: Ihr wolltet mich fragen, wem Ihr den Auftrag geben solltet?

Ja, antwortete die Königin von Navarra und heftete ihre Augen in entschlossener Erwartung auf das unbewegte Antlitz ihrer Mutter.

Gott begünstigt Eure Rache, fuhr Katharina kaltblütig fort; der Baron von Viteaux ist im Augustinerkloster verborgen.

Der d'Alegre tödtete?

Derselbe. Ich sehe, Ihr habt von ihm gehört.

Nichts weiter als das, und daß der König ihm auch jetzt noch nicht verziehen habe.

Und zwar auf du Gua's Anstiften, der d'Alegre's Freund war. Der Baron hat ihm dafür Rache geschworen — er ist einer der besten Degen, die es gibt. Du Gua aber zieht sich alle Nacht in das Zimmer seiner Schönen zurück, wie Ihr so gut wißt wie ich — dort ist er allein —

Katharina schwieg. Margarethe sagte langsam: Ich werde den Baron aufsuchen; gute Nacht, Madame.

Am nächsten Morgen, als ihr Anbeter Brantôme seine Entzückungen über ihre gestrige Herrlichkeit zu ihren Füßen zu legen kam, fragte sie ihn im Laufe des Gespräches nachlässig: ob er nicht mit dem Baron von Viteaux befreundet sei.

Allerdings, antwortete Brantôme wichtig; er ist einer meiner genauesten Freunde.

Er soll ein tapferer Mann sein.

O, tapfer wie Roland, aber auch ebenso rasend, wenn er gereizt wird.

Ich erinnere mich — er tödtete den Baron von Millaud.

Das ist nicht der einzige, den er getödtet hat, Madame. Ich könnte Euch davon erzählen.

Ja? Thut es denn, sagte Margarethe mit schwellendem Herzen, scheinbar aber ganz gleichgültig.

Der Baron von Soupez zu Toulouse war der erste. Ein tapferer und wackerer junger Mann, aber ein wenig zu übermüthig, besonders gegen Viteaux. Ich hatte ihn oft gewarnt, schon auf unserer Reise nach Malta, wo ich ihn kennen lernte. Aber er änderte sich nicht und warf eines Abends Viteaux auf einige rasche Worte hin einen Leuchter an den Kopf. Viteaux wollte gleich über ihn herfallen, aber Soupez hatte mehr Anhang unter den Anwesenden, und Viteaux wurde gezwungen, das Haus zu verlassen. Dafür lauerte er vor dem Hause, bis auch Soupez herauskam, und da

streckte er den armen jungen Mann mit dem ersten Stoße todt auf das Pflaster nieder. Ehe man noch bei dem entstandenen Tumult zur Besinnung kommen konnte, war er fort; und aus der Stadt, wo er wegen Soupez' mächtiger Verwandten nicht bleiben konnte, entkam er in Frauenkleidern und flüchtete sich geraden Weges zu Monsieur von Duras, der als ein höflicher Herr ihm Kleider und Pferde gab, damit er zu mir gelangen könnte. Ich meinerseits beherbergte ihn vierzehn Tage lang und versorgte ihn dann weiter, so daß er nach Paris gehen konnte.

Und dann?

Nun, da war Gounellieu, den der König Karl, Euer Bruder, so liebte. Der hatte den jüngsten Bruder des Barons, den Pagen Monsieurs, Eures Bruders, getödtet, und, wie man sagt, auf verrätherische Art. Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr?

Nein; Ihr wißt, ich war damals noch wenig mit meinem Bruder vertraut und bekümmerte mich nicht um seinen Haushalt. Sie hätte hinzusetzen können: Ich hatte zu viel mit mir selbst zu thun.

Gut denn, Gounellieu verließ eines Tages Blois mit vier Postpferden, um nach Picardie auf seine Güter zu reisen. Viteaux, davon unterrichtet, folgt ihm mit dem jungen Boucicaux, erreicht ihn bei Saint Denis und schießt ihn ohne Weiteres nieder. Dann floh er nach Italien, und kam erst um die Zeit wieder, wo Ihre Majestäten unser König in Polen gewählt worden war.

Ja, damals war es, wo er den Baron von Millaud d'Allegre ermordete.

Ganz recht, Madame.

Hatte der Baron von Millaud nicht auch einen Bruder des Barons ermordet?

Den Baron von Tiers, Madame — aller-

dings. D'Alegre aber glaubte sich vollkommen sicher, indem er meinte, Viteaux würde wegen Gounellieu nie wagen, nach Frankreich zurückzukehren.

Da hatte er falsch gerechnet.

Zu seinem großen Schaden. Der Baron kam nicht nur nach Frankreich, sondern sogar nach Paris zurück. Er war als Advokat gekleidet, und ein langer Bart machte ihn unkenntlich. In diesem Aufzuge miethet er sich in dem kleinen Hause ein, welches am Ende des Quais der Augustiner gelegen ist. Da wohnt er wol an vierzehn Tage und sieht mehr als ein Mal seinen Mann vorbeischreiten. Endlich greift er eines Tages, als Millaud nur an fünf oder sechs Männer bei sich hat, denselben vor seiner Wohnung an. Mit ihm waren nur die Gebrüder Boucicaux, die beiden Provençalen, welche man die Löwen des Barons von Viteaux nannte. Nachdem d'Alegre getödtet war,

flohen alle drei aus Paris; aber ein Streich des Barons hatte unglücklicher Weise den einen der Boucicaux im Schenkel getroffen; dadurch wurden sie unterweges aufgehalten und deswegen zwölf Stunden von Paris nach verzweifeltem Widerstande gefangen genommen. Ich besuchte Viteaux damals zwei Mal im Gefängnisse, und er sah sehr ruhig seinem Tode entgegen; er war zufrieden, sagte er mir, daß er seine Brüder gerächt hatte. Der König wollte ihn auch durchaus hinrichten lassen, aber Monsieur der Prevost, bei dem die polnische Gesandtschaft wohnte, brachte diese dahin, daß sie Fürbitte für ihn that, und auch Monsieur von Thou sprach für ihn und stellte den Königen vor: ebenso wenig wie die Mörder seiner Brüder, Gounellieu und d'Alegre, hingerichtet worden, ebenso wenig dürfe er hingerichtet werden. Der König von Polen war am meisten gegen seine Begnadigung; das machte, Monsieur du

Gua war Millaud's besonderer Freund und redete seinen königlichen Herrn unaufhörlich wider dessen Mörder auf. Als dieser nach Polen abgereist war, erhielt, wie Ihr wißt, der Baron seine vollkommene Begnadigung. Ihr selbst, Madame, müßt ihn am Hofe gesehen haben.

Gesehen, aber nicht bemerkt. Und jetzt ist nie mehr die Rede von ihm gewesen.

Ja, weil er nicht an den Hof darf. Der König hat ihn bei seiner Rückkehr sehr ungnädig empfangen, und Monsieur du Gua ist noch immer so sein Feind —

Daß der Baron sich im Augustinerkloster verborgen hält, unterbrach Margarethe den Schwätzer. Erschreckt nicht — Euer Freund ist darum nicht in Gefahr, weil ich seinen Aufenthaltsort weiß. Ich verdenke es ihm gar nicht, daß er sich vor du Gua in Acht nimmt; das ist ein schlimmer Feind.

Ach, sagte Brantôme, ich habe schon versucht, Beide auszugleichen; aber es ist mir nicht gelungen.

Das glaube ich. Wie sollte du Gua sich aussöhnen können!

Leider will er nicht. Er antwortete mir auf meine Vorstellungen: Ich liebe meine Freunde nicht nur, wenn sie am Leben, sondern auch noch, wenn sie schon todt sind.

Und gedenket der Baron vielleicht, du Gua einmal zu fordern?

Ich fragte ihn auch danach; aber er antwortete mir: Ich werde nicht so toll sein. Er würde sich mit Büchsenschüssen seiner Soldaten gegen mich schlagen.

Margarethe fragte nicht weiter. Am Abend stand sie im Augustinerkloster dem Baron von Viteaux gegenüber, den sie durch ihre Amme unter Verschweigung ihres Namens um eine Unterredung hatte bitten lassen.

Der Baron glaubte, einfach mit einer Dame zu thun zu haben, die sich in ihn verliebt habe. Darf ich um die Gunst bitten, Euer Gesicht zu sehen, meine Schöne, sagte er, indem er sich seiner Besucherin mit sehr kriegerischer Artigkeit näherte.

Ihr irrt Euch, Monsieur Baron, sprach Margarethe und trat so königlich zurück, daß auch der Baron augenblicklich seine Haltung änderte. Was mich hierherführt, ist nicht Liebe, sondern Rache.

Rache — gegen mich? fragte Viteaux, seinerseits mit einem mistrauischen Blick auf die Hände Margarethens, welche in ihren Schleier gehüllt waren, zurückweichend.

Gegen Euch nicht — gegen einen Feind, den wir gemeinschaftlich haben.

Ich habe viele Feinde, Madame; welchen meint Ihr?

Den, welchen Ihr am meisten haßt.

Du Sua! rief der Baron.

Ihr haßt ihn sehr?

Ich denke es.

Wollt Ihr ihn tödten?

Wenn ich kann.

Der Brave kann, was er will. Wollt Ihr du Sua tödten?

Ihr wollt Euch durch mich an ihm rächen?

Ja.

Ihr haßt ihn also auch sehr?

So, daß es mich tödten würde, wenn ich ihn noch länger am Leben sähe.

Was hat er Euch gethan?

Er hat das Schändlichste von mir gesagt, was es gibt.

O ja, er kann sehr lügen, dieser Mann.

Darum sollt Ihr ihn in die Hölle schicken, zum Teufel, welcher der Lüge Vater ist.

Madame, ich bedarf keines Antriebes als den meines eigenen Hasses, um nach seinem

Tod zu dürsten. Ich gelobe Euch, sobald ich eine günstige Gelegenheit finde, will ich sowol Euch wie mich an ihm rächen.

Eine günstige Gelegenheit? rief Margarethe mit Heftigkeit. Auf die wollt Ihr warten — und das nennt Ihr hassen? Aber ich habe es Euch ja gesagt: es tödtet mich, wenn ich ihn noch länger am Leben sehe.

Und was wollt Ihr, Madame?

Daß er sterbe — heute — nein, das kann nicht mehr sein — aber morgen. Daß ich morgen mit dem Gedanken einschlafen könne: er ist, wo er sein soll — in der ewigen Verdammniß. Es leidet mich und ihn zugleich nicht mehr auf der Erde — die Luft dünkt mir vergiftet, weil er sie gleich mir einathmet; die Speise ekelt mich an, denn er genießt auch welche, und sie nährt ihn. Ihr sprecht davon, daß Ihr nach seinem Tode dürstet, und Ihr habt ihn nicht schon tausend Mal getödtet —

Ihr wollt ihn hassen und Ihr könnt warten? Nein, Ihr kennet weder den Durst, noch den Haß — weder die innerliche Verzehrung, noch die wüthende Begierde. Ich — ich hasse diesen Mann — nein, diesen Hund, diese Kröte. Ich möchte auf ihm stehen und ihm die Eingeweide heraustreten — ich möchte in seine Brust greifen und ihm das Herz noch zuckend herausholen, um es einem Geier hinzuwerfen — es nagt mir wie ein scharfer Zahn an der Brust, daß er noch da ist. Ha, wenn ich morden könnte, wenn ich das Wasser vergiften könnte, das er trinkt, oder den Wohlgeruch, den er einathmet — ich käme nicht zu Euch — ich überließe Euch nicht die Wollust des Mordes an ihm; aber da ich ohnmächtig bin, komme ich und fordere Euern Arm. Fordert Ihr dagegen, was Ihr an Geld oder Juwelen wollt, ist es in meinem Besitze, so sollt Ihr es haben.

Der Baron hatte erstarrt diesen Ausbruch

eines Hasses angehört, gegen welchen der seine ganz gutmüthig, oder ganz kleinlich erschien. Jetzt sammelte er sich und sagte ehrerbietig, aber entschlossen: Madame, auf diese Art kann der Handel zwischen uns nicht geschlossen werden. Bedenkt es selbst: Ihr kommt zu mir, ohne daß ich Euch irgend kenne — Ihr begehrt nichts Geringeres von mir, als einen Mord an dem Günstlinge des Königs — was habt Ihr mir dagegen für Sicherheit zu bieten? Ja, wer steht mir dafür, daß Ihr nicht von meinen Feinden abgesandt seid, um mich unter dieser falschen Vorspiegelung in mein Verderben zu verlocken? Wer bürgt mir für Euch?

Mein Name, antwortete Margarethe. Ich bin die Königin von Navarra.

Sie warf ihren schwarzen Schleier zurück und aus seiner nächtigen Umhüllung leuchtete ihre Schönheit wie ein prachtvolles, wenn auch verderbenkündendes Meteor. Geblendet wich

der Baron im ersten Augenblicke zurück; im nächsten ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder und küßte den Saum ihres gleichfalls schwarzen Kleides. Verzeiht, Madame, sprach er ehrerbietig.

Ich habe Euch meine Ehre anvertraut, sprach sie stolz.

Sie wird mir heilig sein.

Und Ihr werdet meinen Vorschlag annehmen? Ihr werdet mir für alles Gold, das ich besitze, du Gua's Tod geben?

Du Gua wird morgen aufgehört haben zu leben, wenn Ihr es wollt.

Wenn ich es will? Erklärt Euch — wenn ich es will? — wozu bin ich denn hier?

Madame, sprach Viteaux aufstehend, ihr ganz nahe tretend und einen schneidendscharfen Blick auf sie heftend, ist Euch Nichts zu viel für diesen Tod?

Ich sagte es Euch.

Nichts? wiederholte er und sein Auge flammte in einem düstern Brande auf.

Ha! rief sie.

Ihr versteht mich, sagte er und blickte mit Absicht weg.

Ihr wollt mich, sprach sie langsam, mehr zu sich selbst als zu ihm.

Ich will die schönste Frau der Welt.

Liebtet Ihr mich etwa schon früher?

Nein, aber ich liebe Euch seit drei Minuten.

Was gibt Euch die Kühnheit zu solcher Forderung?

Eure Forderung.

Eine Königin für einen Mord — es ist theuer.

Bedenkt Euern Haß, sagte er nachdrücklich. Ihr sagt, sein Leben tödte Euch.

Ja, das ist wahr, sprach sie dumpf; sterben muß er, und sollte ich meine Seligkeit für seinen Tod geben.

Ich fordere weniger — nur die Seligkeit, die Ihr geben könnt.

Bedenkt Euch noch; sprach sie gepreßt; Ihr seid nicht reich — ich löse mich königlich aus.

Madame, sagte er mit Ehrfurcht, entwürdigt Euch nicht so.

Ihr wollt nicht?

Er schwieg und lächelte.

Und Ihr thut es nur unter dieser Bedingung?

Ja, antwortete er einfach.

Aber ich liebe Euch nicht.

Das wäre auch zu viel, Madame.

Margarethe schwieg eine Minute im unerhörten Kampfe. Dann fragte sie leise: Und wenn —

Dann stirbt er.

Wann?

Morgen, wenn ich lebe.

Seine Stimme hatte den Klang, der ge-

wiß macht über die Möglichkeit eines Zweifels hinaus. Die Königin wandte den Kopf ab; er näherte sich ihr, und sie überließ ihm schweigend eine eiskalte Hand.

Neuntes Kapitel.

In der zweiten Nacht nach dieser erscholl durch den Louvre das Geschrei, daß der Günstling ermordet sei. Viteaux hatte der Königin Wort gehalten; auf einer kleinen Treppe war er in das abgelegene Gemach gedrungen, wo du Gua seine Geliebte zu empfangen gedachte. Dieser hatte im Bette gelesen, bei dem Eindringen des Barons seinen Degen ergriffen und sich zu vertheidigen gesucht — doch das war umsonst gewesen — Viteaux war seiner schnell Meister geworden, und dann kühn und entschlossen aus der Stadt, wie man später hörte, zu d'Alençon geflohen.

Margarethe hütete das Bett; die Aufregung jener Nacht und die darauf folgende Erwartung hatten sie fieberkrank gemacht. Als sie die Nachricht empfing, glühten ihre Wangen und Augen von einem Triumphe, den sie nicht zu verhehlen suchte. Auch empfand sie durchaus keine Reue. Sie hatte entschlossen ihre königliche Ehre ihrem Hasse zum Opfer gebracht, und der Entschluß that ihr auch nicht einen Augenblick leid — im Gegentheil, sie war es sich bewußt, daß sie auch jetzt bei ruhiger Ueberlegung ganz ebenso gehandelt hätte. Darum athmete sie zum ersten Male seit langen, schweren Monden frei und leicht, als hätten Berge auf ihrer Brust gelastet und wären jetzt von gewaltiger Hand plötzlich hinweggehoben worden. Darum dankte sie sogar Gott. Du hast meinen Feind schlagen lassen, rief sie aus ihrem jubelnden Herzen; du hast meine Klagen gehört und mir die Gerechtigkeit gewährt, welche

ich bei den Menschen nicht fand — ich preise dich, Herr, für deine Gnade; ich lobsinge dir für das Große, das du an mir gethan. Und zu ihren Kammerfrauen, welche ihr die Nachricht gebracht, sagte sie: Wenn ich nur nicht krank wäre, wie wollte ich diesen Tod feiern!

Heinrich wußte recht gut, welche Leichenrede seinem Günstlinge aus Margarethens Munde gehalten werden würde. Die meisten Damen werden sich freuen, sagte er; denn du Gua hatte sie sich fast mit Absicht zu Feindinnen gemacht — für eine jedoch wird sein Todestag ein Festtag sein, und das ist meine Schwester.

Das ist der Königin auch durchaus nicht zu verdenken, antwortete der rücksichtslose Crillon. Ew. Majestät müssen du Gua bedauern, denn er war Euch wahrhaft zugethan; aber die Königin kann in ihm Nichts sehen als einen Feind, von welchem Viteaux sie befreit hat.

Du hast nicht Unrecht, Crillon, sprach der

König gedankenvoll — er hat sie gewissermaßen mit Wuth verfolgt. Und was seine Anhänglichkeit an mich betrifft — ich schätze ihn gewiß, und er soll auch mit allen Ehren begraben werden — aber ich glaube doch, daß er ebenso sehr an meinem Schatze wie an meiner Person hing — gewiß wenigstens ist es, daß ich ihn nie sättigen konnte.

Das war das Bedauern, welches Ihre Majestäten der König Heinrich III. von Frankreich und abgesetzter König von Polen dem Günstling schenkten, welcher seit Jahren ihr Ohr und, wie es Allen geschienen, auch ihr Herz besessen hatte.

Brantôme, der ehrliche Abbé und Allerweltsenthusiast, kam durch diesen Vorfall in große Noth. Du Gua war sein besonderer Freund und Viteaux war sein besonderer Freund. Er mußte jenen bedauern und konnte es auch nicht über das Herz bringen, diesen zu ver-

dammen. Es war schlimm — er half sich, so gut es ging, mit Seufzern und trübseligen Gesichtern, die sowol dem Gemordeten wie dem Mörder gelten konnten. Als er späterhin den Baron wiedersah, sagte er oft zu ihm: Ach, mein großer Freund, Ihr habt einen andern großen Freund von mir umgebracht; hättet Ihr das nicht gethan, so würde ich Euch noch mehr lieben. Viteaux endete übrigens später auf eine angemessene Art, nämlich in einem Zweikampfe mit dem jungen Millaud, der seinen Vater an ihm rächen wollte.

Eine andere Erscheinung sollte um diese Zeit auch vom Hofe verschwinden, aber eine, die ebenso lieblich und rein war, wie die des übermüthigen du Gua unerquicklich gewesen. Elisabeth, die weiße Königin, die verwittwete und vereinsamte Taube, wollte nicht länger hier weilen, wo sie nicht nur kein Glück mehr, sondern sogar keine Theilnahme an ihrem noch

immer gleichen Grame fand. In der That konnte auch nur ein so kindlicheinfältiges Herz gewähnt haben, man werde noch des todten Königs gedenken, nachdem ein neuer König bereits seit einem Jahre Feste gegeben und Gunstbezeigungen gewährt hatte. Dachte Albert von Gondi noch an den, dessen böser Geist er gewesen war? Dachte einer seiner Offiziere noch an den früheren Herrn — erinnerte Heinrich sich, daß er dem Tode des Bruders die Krone verdanke — erinnerte Katharina sich, daß sie einen Sohn gehabt, der Karl geheißen und durch sie ein ruheloses Leben und ein entsetzliches Sterben gehabt? Margarethe selbst dachte nur noch selten an ihn; Haß und Liebe nahmen sie zu sehr in Anspruch. Dennoch that es ihr weh, daß Elisabeth scheiden wollte, und am Abend vor der Abreise sagte sie es ihr innig und mit Wahrhaftigkeit. Elisabeth hörte ihr mit wehmüthigem Lächeln zu. Ihr sagt,

daß Ihr mich noch liebt, und ich will es Euch gern glauben, weil es mir süß sein wird, diesen Glauben mit mir zu nehmen, aber geschienen hat es in der letzten Zeit nicht so.

Warum? fragte Margarethe. Habt Ihr mich je kalt und theilnahmlos gefunden?

Nein — gut wart Ihr immer gleich — ich konnte immer zu Euch klagen kommen; aber Ihr kamt nicht länger zu mir — Ihr hattet kein Zutrauen mehr zu mir, oder bedurftet meiner nicht mehr. Das hat mir oft sehr wehe gethan, denn ich schloß daraus, daß Ihr mir Eure Liebe entzogen.

Darin hattet Ihr Unrecht, meine Schwester, Ich habe Euch vom Anfang an bis jetzt stets gleich geliebt, als ein reines Geschöpf, welches über unserer Natur schwebt; aber zu Euch kommen und Euch mein Inneres enthüllen konnte ich jetzt schon lange nicht mehr — Ihr hättet mich entweder nicht länger verstanden,

oder Euch über mich betrübt, und ich hatte Euch zu lieb und hielt Euch zu hoch, um Euch Kummer über mich machen zu wollen.

O, sagte Elisabeth mit dem Blicke einer Jungfrau, Ihr waret sonst so gut. Wäre es möglich, daß Ihr anders geworden? Sie wollten mir manchmal etwas dieser Art sagen, aber ich habe sie stets mit Zorn zurückgewiesen — ich glaubte fest an Euch.

Dank Euch, meine Schwester, erwiederte Margarethe und zerdrückte in den stolzen Augen die Thränen, die hervorquellen wollten. Ihr thut mir wohl und wehe, aber ich danke Euch. Bin ich jedoch anders geworden — habe ich geirrt und vielleicht gesündigt, dann vergebt mir. Ihr habt immer nur gebetet, geliebt und gelitten — darum seid Ihr rein und still wie eine weiße Blume geblieben — ich habe gelebt. O, das Leben, das ist die Versuchung, die Gefahr, der Schwindel, der Taumel — das Leben,

Elisabeth, läßt uns Nichts — nicht unser Herz, nicht unsere Sinne — nicht unsere unsterbliche Seele selbst. Das Leben, das uns in das Ueberirdische einweihen soll, ist gleich der Einweihung in die alten Mysterien voller Schrecken und Wunder, und Tausende verirren sich in dem Labyrinthe, ohne bis in das Heiligthum zu gelangen.

Ich verstehe Euch nicht, sprach Elisabeth unschuldig.

Das sagte ich Euch ja, erwiederte die Königin von Navarra. Darum lasset uns nicht mehr von mir, sondern nur noch von Euch sprechen. Ihr wollt also nicht am Hofe von Wien leben?

Nein — was sollte ich dort, die Trauernde in der Freude — der Schatten unter den Lebendigen? Die Einsamkeit und das Gebet — das ist's allein, was sich noch für Elisabeth von Oesterreich eignet.

Ihr habt den König Karl sehr geliebt, sprach Margarethe gerührt.

Ja, antwortete Elisabeth nicht ohne Bitterkeit, ich, die er nicht geliebt hat, kann mich über seinen Tod niemals trösten, und sie, die er so geliebt hat, ist jetzt schon die Frau eines Andern. Marie Touchet hatte kürzlich den Gouverneur von Orleans, Balsac d'Entragues, geheirathet.

Wisset Ihr nicht, daß Liebe, wie die Eure, immer erst im Himmel anerkannt wird? fragte Margarethe sanft.

Darum will ich auch nur noch auf den Himmel hoffen, sagte Elisabeth ergebungsvoll. Sie that, wie sie hier gesagt; ihr Leben war fortan nur noch ein stilles Wandeln gen Himmel.

Margarethe betrauerte die sanfte Schwägerin, aber die Melancholie konnte jetzt keine Macht über sie gewinnen — das Leben klopfte zu mächtig in ihren Adern. Die Gegenwart

lag immer noch ganz öde um sie her; aber die Zukunft müsse mit Schätzen kommen, dünkte es ihr, und sie schaute oft mit so mächtigen Blicken in die Ferne, als erwarte sie eines Gottes Erscheinung.

Daher machte es ihr auch durchaus keinen Kummer, daß die Aussöhnung mit ihrem Manne ihr weiter keine Frucht getragen als gleichgültigfreundliche Redensarten, und daß er immer noch an Nichts zu denken schien als an Madame von Sauve. Sie dachte ganz gleichgültig: Sie muß ihm wol viel Vergnügen machen.

Aber seine Edelleute dachten nicht so nachsichtig darüber, und Charlotte Semblançay selbst fragte ihn eines Abends ganz überraschend: Sagt mir ein Mal, Sire, gedenkt Ihr Euer ganzes Leben hindurch Nichts mehr zu thun, als bei mir zu sitzen und mich anzubeten?

Bin ich Euch lästig? fragte er mit Gutmüthigkeit und lachend.

Nein, ich habe Euch lieber als alle Andern, Einen ausgenommen, antwortete die sonderbare Frau, aber eben deswegen ärgere ich mich, daß ich Euch noch immer Tag für Tag wie meinen Schatten hinter mir sehe.

Und was kann ich Besseres thun, Schönste, als Euch folgen?

Das will ich Euch sagen. Ihr könnt, ein Mal in Euerm Leben, Euch Monsieur zum Muster nehmen, sowol dem Hofe wie meiner Schönheit Lebewohl sagen und Euch mit Euerm braven Vetter von Condé vereinigen.

Grausame, und Ihr rathet mir, Euch zu verlassen!

Redet doch nur dieses Mal nicht wie ein Liebhaber, sondern wie ein Mann, rief sie mit dem kleinen Fuße aufstampfend. Ich spreche ernstlich.

Ich auch.

Macht mich nicht böse, oder ich schließe

wahrhaftig vor Euch meine Thür. Hört mich an — ich habe Euch sehr lange, was man so sagt, an der Nase herumgeführt — Ihr verzeiht mir?

Ohne alle tugendhafte Ueberwindung, erwiederte er lächelnd, denn — Ehrlichkeit für Ehrlichkeit, Reizende — ich habe das von Anfang an gewußt.

Um so besser, wenn Ihr es gewußt habt, dann habe ich nicht erst mit Eurer Empfindlichkeit zu thun. Was Ihr vielleicht nicht denkt — daß ich den Auftrag dazu hatte.

Gedacht habe ich das manchmal, und doch wieder nicht ganz gewiß glauben mögen — Ihr sahet bisweilen so unbefangen aus.

Ja; weil ich meine Rolle mit Liebhaberei spielte. Es machte mir Spaß, Euch anzuführen.

Nun, wenn es Euch nur Spaß gemacht hat. Wer Euch jedoch den Auftrag gegeben hat, das dürft Ihr mir wol nicht sagen?

Nein, da Ihr es ohne Weiteres errathen könnt. Genug, ich sollte Euch mit Monsieur und mit der Königin, Eurer Frau, veruneinigen, und Ihr könnt mir es bezeugen, daß ich mein Möglichstes gethan habe.

Ja, rief Navarra herzlich lachend, darüber kann ich Euch vollkommen beruhigen, solltet Ihr irgend einen Gewissenszweifel haben. An Euch hat es nicht gelegen, daß zu Avignon nicht Mord und Todtschlag entstand.

Gut, sprach sie ganz ernsthaft, Ihr seht also, daß man sich auf mich verlassen kann. Wem ich einmal diene, dem diene ich ganz.

Was wollt Ihr damit sagen?

Daß auch Ihr mir jetzt trauen könnt. Still, hört mich erst an, ehe Ihr sprecht. Als ich den Auftrag gegen Euch übernahm, kannte ich Euch noch nicht recht — jetzt habe ich Euch kennen gelernt, und — nein, seht mich nicht so eitel hoffnungsvoll an — ich habe mich nicht

in Euch verliebt, aber ich bin Euch gut geworden. Eure Gutmüthigkeit hat meine Bosheit entwaffnet; Ihr seid wirklich ein solches gutes Kind, daß es gegen mein Gewissen ist, Euch länger zu betrügen, und darum sage ich Euch heute ehrlich und ernstlich: Sire, macht Euch so schnell wie möglich davon!

Glaubt Ihr mich in Gefahr?

Hm — der König ist wahrhaftig nicht Euer Freund. Er schmeichelt Euch mit der Generallieutenantschaft — glaubt Ihr wirklich, daß Ihr sie erhalten werdet?

Glaubt Ihr wirklich, ich sei so dumm? Das, dächte ich doch, hätte ich nicht verdient.

Desto besser, rief sie lebhaft, desto besser. So habt Ihr Euch durch diesen Köder nicht fangen lassen — so seid Ihr frei von jeder Täuschung — aber — warum seid Ihr denn noch hier? Sagt mir nicht wieder, es sei um meinetwillen — sagt mir die Wahrheit.

Die will ich Euch sagen. Wir wollen fortan Freunde sein. Es ist bereits Alles zu meiner Flucht vorbereitet — sie wird in wenigen Tagen vielleicht stattfinden. Es wird mir schwer werden, mich von Euch zu trennen, meine Freundin; aber meine Ehre ist mir noch theurer als Eure Augen.

Bravo, Sire! rief die schöne Frau und bot ihm freimüthig die Hände. Ihr habt mir nie so gut gefallen wie in diesem Augenblicke. Aber habt Ihr auch Eure Maßregeln gut genommen?

Fürchtet Nichts.

Habt Ihr Monsieur Euern Plan mitgetheilt?

Woran denkt Ihr! Das hätte ich nur thun können, wenn ich gewünscht hätte, er möge verrathen werden.

Und seid Ihr jetzt ganz sicher vor Verrath? Seid Ihr derer Aller gewiß, denen Ihr Euch vertraut?

Ich bin es. Außer meinen Edelleuten wissen nur Fervaques, Lavardin und La Valette um meine Absicht. Nun wißt Ihr selbst: Lavardin verräth nicht nur seinen König, sondern seinen Gott, wenn ihm Aussichten für seinen Ehrgeiz geöffnet werden, und das habe ich hinreichend gethan, Fervaques aber und La Valette werden mir treu sein, weil sie mir aus Rache folgen, indem Fervaques sich von Monsieur von Guise beleidigt glaubt, und La Valette auf du Gua eifersüchtig war und es jetzt auf Quelus und Maugiron ist. Also seht Ihr, daß ich vorsichtig war.

Ich hoffe es. Geleite Euch doch Gott! Aber habt Ihr der Königin, Eurer Frau, Nichts gesagt?

Noch nicht; ich will es aber gewiß thun.

Aber er vergaß es doch. Die letzten Stunden, die er noch in Charlottens Gesellschaft zubringen konnte, nahmen alle Gedanken in An-

spruch, welche ihm sein Fluchtplan noch übrig ließ, und so verließ er am 3. Februar 1576 Paris, ohne von Margarethen Abschied genommen zu haben.

Am Hofe sah man ihn ganz ohne Arg fortreiten. Er hatte den König um die Erlaubniß gebeten, im Walde von Senlis jagen zu dürfen.

Charlotte ahnte nicht nur, sie wußte den wirklichen Zweck dieser Jagdpartie; aber sie antwortete dem Herzog von Guise, der sie am Nachmittage deswegen neckte, daß ihr treuster Anbeter fort sei, mit der vollkommensten Unbefangenheit: Nun, er wird ja wiederkommen.

Unglücklicher Weise war ihre Freundin, Madame von Carnavalet, bei ihr, welche die Geliebte des Herrn von Fervaques war und von diesem Alles erfahren hatte. Eine ganz gewöhnliche Frau, ebenso entzückt, ein Geheimniß zu haben, wie gedrängt, dasselbe wieder

vom Herzen los zu werden, konnte sie der Gelegenheit nicht widerstehen und fragte Charlotte mit einer vielsagenden Miene: Meint Ihr?

Nun, warum denn nicht? fragte Madame von Sauve mit übler Laune. Der Wald von Senlis ist, so viel ich weiß, nicht wie der Zauberwald in dem Gedichte, das uns Meister Tasso damals vorgelesen, wo die Ritter in Bäume verwandelt wurden.

Erschreckt doch Charlotte nicht, sagte Guise lachend. Der König von Navarra ist ihr ebenso nothwendig, wie ihr Papagei, nur mit dem Unterschiede, daß sie diesen haben muß, um ihm schönzuthun, und jenen, um ihn unbarmherzig zu quälen. Aber seid ganz ruhig, fuhr er fort, sich zu Charlotten wendend, unser Mann kommt wieder, denn — Guise lachte laut — er hofft auf die Generallieutenantstelle.

So? fragte Madame von Sauve kaltblütig.

Ja — diesen Morgen ganz früh hatte ich

die Ehre, einen Besuch von ihm zu erhalten. Ich lag noch im Bette — er legte sich mit Stiefeln und Sporen zu mir, und habe ich je einen Narren gesehen, so war er es heute.

Warum?

Weil er mir mit aller Ueberzeugung anvertraute, er sei jetzt gewiß, die Stelle zu erhalten, und mir bereits die Pläne mittheilte, die er im Besitz dieser höchsten kriegerischen Gewalt auszuführen gedenkt. Ich werde sie mit mehr Ehre verwalten als mein Vater, sagte er ganz ernsthaft. Ich hielt mich mit Mühe, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen; aber kaum war er fort, so kleidete ich mich an und eilte zu Ihren Majestäten, und da haben wir unerhört über ihn gelacht.

Wenn er nur in diesem Augenblicke nicht sowol Euch, Monsieur den Herzog, wie Ihre Majestäten auslacht, bemerkte Madame von Carnavalet spitzig.

Was meint Ihr damit? fragte Guise, durch ihren boshaften Ausdruck plötzlich aufmerksam geworden.

Madame von Sauve, welche die Elster am liebsten erstickt hätte, benutzte den Augenblick, wo der Herzog seine Aufmerksamkeit von ihr abgewandt hatte, um Madame von Carnavalet einen vernichtenden Blick zuzuwerfen. Aber das machte, leider, die Sache noch schlimmer. Die arme Schwätzerin erschrak so sehr, daß sie alle Geistesgegenwart verlor und, die Farbe verrätherisch wechselnd, dem Herzoge die Antwort schuldig blieb.

Er war jedoch nicht der Mann, der sich damit begnügte. Abermals und jetzt schärfer that er die Frage: Wie meint Ihr das?

Ein zweiter Blick Charlottens traf die arme Carnavalet und sagte ihr so gebieterisch wie möglich: Antworte und lüge.

Die verzagende Frau wußte nicht, welchem

Heiligen sie sich geloben sollte. Endlich stotterte sie: Ich meine ja nur — man kann ja allerlei meinen.

Ich wünsche aber zu wissen, was Ihr gerade jetzt gemeint?

Mein Gott, gar Nichts, Monsieur — mein Gott, ich habe nie eine Meinung.

Verzeiht mir; für gewöhnlich glaube ich Euch das sehr gern: aber dieses Mal, gerade dieses Mal meintet Ihr ausnahmsweise wirklich etwas.

O Gott, was soll ich wissen! rief die geängstigte Gans, die sich schon im Gefängnisse sah. Ihr wißt ja wol, daß mir Niemand etwas anvertrauen wird — alle Welt weiß, daß ich nicht schweigen kann.

Das weiß auch ich sehr gut, antwortete Guise kaltblütig, und darum eben bitte ich Euch, zu sprechen.

Aber was soll ich Euch sagen? fragte sie, die Hände ringend.

Was Ihr über den Fluchtplan des Königs von Navarra wißt.

Herr Gott, ich bin also verrathen! kreischte sie. Ihr habt nur Komödie mit mir gespielt — Ihr wußtet schon, daß ich Alles wußte?

Ja, sagte der Herzog mit einem schrecklichen Gesicht, ich wollte Euch nur zum Eingeständnisse Eurer Verrätherei bringen.

Seid doch nicht thöricht — lasset Euch doch Nichts einreden, rief Charlotte in Gelächter ausbrechend. Seht Ihr denn nicht, daß Monsieur von Guise erst jetzt Komödie mit Euch spielt?

Madame, da Ihr mich so genau kennt, so wißt Ihr sehr gut, daß ich ganz im Ernste rede, sprach Guise rauh. Madame von Carnavalet, ich fordere Euch nochmals auf, mir die ganze Wahrheit zu gestehen; thut Ihr es nicht, so werdet Ihr bald auf eine andere Art befragt werden.

Die einfältige und geängstigte Frau hatte jetzt ganz die Besinnung verloren. Ich bin es nicht, schluchzte sie; es ist Monsieur von Fervaques, der — sie konnte vor Weinen nicht weiter.

Nun, fragte Guise ungeduldig, der —

Der Alles weiß, schrie sie heraus.

Gut, sagte Guise, nahm seinen Hut und ging zum Könige. Die beiden Frauen blieben, Madame von Carnavalet verzweifelnd an ihrem Leben, Charlotte wüthend über eine solche Dummheit, zurück.

Zum Könige wurde augenblicklich der Herr von Fervaques, Graf von Grancey, beschieden. Als dieser aus Heinrich's tobenden Fragen vernahm, daß seine dumme Geliebte es gewesen, welche ihn und Heinrich von Navarra verrathen, that er in sich ein feierliches Gelübde, ihr nie mehr etwas anzuvertrauen. Aber dieses Gelübde half ihm für jetzt Nichts; Heinrich forderte Geständnisse. Fervaques jedoch, der

alle Geistesgegenwart hatte, woran es der armen Carnavalet mangelte, verrieth nicht mehr, als durchaus nöthig war. Er gab zu, daß Heinrich von Navarra ihm einen Fluchtplan anvertraut, aber er läugnete entschieden jede Theilnahme daran ab und behauptete ebenso unerschütterlich, daß die Flucht erst in einigen Tagen, vorher aber wirklich die Jagd zu Senlis stattfinden solle.

Heinrich, durchaus nicht überzeugt, entließ ihn unter heftigen Drohungen und eilte dann mit Guise zu Katharinen, um über die geeigneten Maßregeln zu berathen, welche in dieser neuen Staatsgefahr zu ergreifen sein dürften. Währenddem wurde Fervaques beim Herausgehen aus dem Louvre von d'Aubigné, dem Stallmeister Navarra's, angehalten. Elender, redete der heftige Hugenott ihn an, was hast du gethan? Du bist beim Könige gewesen und hast meinen Herrn verrathen.

Theilweise, ja, antwortete Fervaques, aber sei ruhig — höre mich. Ich wollte dich eben aufsuchen, um es dir zu sagen. Wollte ich nicht Alles aufs Spiel setzen, mußte ich etwas eingestehen. Verloren ist bis jetzt noch Nichts — eile nur mit frischen Pferden dem Könige nach und sage ihm, jetzt heiße es vorwärts; aber eile — sonst könnten die Thore geschlossen werden.

D'Aubigné eilte, wie man eilt, wenn es Tod und Leben gilt, in den Marstall Navarra's. Eine halbe Stunde später, nachdem er mit den Pferden und Reitknechten draußen war, kam der Befehl, die Thore zu schließen.

Aber auch Fervaques war in großer Gefahr. Heinrich, dessen Argwohn gegen ihn durch Andere aufs Neue erregt worden war, schwor hoch und theuer, er werde ihn hängen lassen, und Jeder, der etwa den Verräther warnte, solle dieses Schicksal theilen. Crillon

wagte, für Fervaques zu bürgen; am andern Morgen war dieser mit einer Menge anderer Edelleute entflohen.

Heinrich wüthete. Crillon trat gerade herein.

Fervaques ist entflohen, schrie Heinrich ihm zu; ich kann jetzt meine Rache nur an dem auslassen, der ihn gewarnt hat. Kennt Ihr ihn?

Ja, antwortete Crillon. — So nennt ihn, herrschte Heinrich ihm zu. — Ich bin es, antwortete er unerschrocken.

Heinrich kämpfte einen Augenblick mit sich selbst; dann legte er die Hand auf den Arm des furchtlosen Mannes. Crillon, sprach er, Ihr wißt, welches Schicksal ich demjenigen zugedacht, der es wagen würde, Fervaques zu warnen; doch da es nur einen Crillon gibt, so muß ich auch eine unvergleichliche Gnade für ihn haben.

Inzwischen hatte d'Aubigné seinen Herrn nahe bei Senlis getroffen. Heinrich zeigte hier

zum ersten Male die Geistesgegenwart, welche später ihn so glänzend aus so vielen Gefahren bringen sollte. Um den Argwohn der königlichen Edelleute, welche ihn begleitet hatten, nicht zu erregen, jagte er scheinbar ganz sorglos und brach erst am Abend mit seinen Begleitern auf. Kein Wort kam aus seinem Munde, bis sie bei Poissy über die Loire waren. Da athmete er tief auf und sprach: Gelobt sei Gott, der mich befreit hat! Die Königin, meine Mutter, der Admiral und meine treusten Diener sind zu Paris umgekommen — mir wäre es nicht besser gegangen, hätte Gott mich nicht bewahrt — ich kehre nicht zurück dahin, es sei denn, daß man mich hinschleifte. Dann setzte er, in seinen anmuthigen Humor übergehend, hinzu: Ich habe nur zwei Dinge dagelassen, um die es mir leid thut — die Messe und meine Frau. Nun, was die Messe angeht, so werde ich mich ihrer wol zu begeben wissen;

was aber meine Frau anbetrifft, so kann ich das nicht, und will sie wiederhaben.

Margarethe setzte wahrlich nicht diese Gesinnungen bei ihrem Manne voraus. Sie fühlte sich durch seine Abreise ohne Abschied doch bitter gekränkt, und was das Uebelste war — diese Unwissenheit, in der Navarra sie gelassen, demüthigte sie nur, ohne ihr beim Könige etwas zu helfen. Denn dieser behauptete, seine Schwester müsse eine Mitschuldige bei dieser Flucht sein — daher solle sie auch ganz als solche behandelt werden und Wachen vor ihre Thür bekommen. Ja, er gab zu verstehen, daß dies sie noch mit außerordentlicher Milde behandeln heiße.

Katharina, welche erst kürzlich Margarethens Charakter ganz in seiner vulkanischen Kraft erkannt hatte, versuchte alles Mögliche, um Heinrich von diesem Befehle zurückzuhalten; doch da sie ihn fest und beharrlich fand, blieb

ihr Nichts übrig, als es Margarethen auf die schonendste Art beizubringen.

Die Königin von Navarra kleidete sich eben an, als Katharina bei ihr eintrat. Verwundert über diesen ungewöhnlichen Besuch ahnte Margarethe gleich Schlimmes, und in der That sagte Katharina: Meine Tochter, Ihr braucht Euch mit dem Ankleiden nicht zu beeilen. Werdet nicht unwillig über das, was ich Euch zu sagen habe. Ihr habt Einsicht genug, um es zu begreifen, daß der König sehr aufgebracht gegen Euern Bruder und den König, Euern Mann, und daher entschlossen ist, Euch, die Ihr mit Beiden immer in so gutem Einverständnisse gestanden, während Beider Abwesenheit als Geißel zu behalten. Er weiß, wie sehr Euer Mann Euch liebt, und kann keine bessere Bürgschaft für seine Treue haben als Euch. Aus diesem Grunde hat er befohlen, daß man Wachen vor Eure Thür stelle, und

Euch nicht erlaube, das Zimmer zu verlassen. Auch die vom Rathe haben ihm vorgestellt, daß Ihr, wenn Ihr frei unter uns umhergehen könntet, Alles, was wider Euern Mann und Euern Bruder beschlossen würde, ausspähen und ihnen gleich mittheilen würdet. Darum nehmt, was geschehen wird, nicht übel auf; gefällt es Gott, wird es nicht lange dauern. Legt es mir auch nicht falsch aus, wenn ich nicht so oft zu Euch komme, wie ich wol möchte — ich fürchte, daß der König Argwohn schöpfen könnte. Seid trotzdem gewiß, daß ich Euch vor jeder üblen Behandlung schützen, sowie Alles thun werde, um den Frieden zwischen Euern Brüdern zu vermitteln.

Katharina hatte diese lange Rede mit ihrer süßesten Miene gesprochen — Margarethe sie mit der kältesten angehört. Als ihre Mutter einige Augenblicke erwartungsvoll geschwiegen hatte, sagte sie: Mich überrascht jetzt Nichts

mehr, was der König immer mir zuzufügen für gut finde, darum sehet Ihr mich auch ganz ruhig bei Eurer Ankündigung. Aber um des Königs selbst willen stellt ihm vor, welche Unwürdigkeit an mir zu begehen er im Begriffe sei und noch dazu ganz ungerechter Weise; denn von der Abreise meines Bruders war ich allerdings unterrichtet — von der meines Mannes aber habe ich durchaus Nichts gewußt; er hat mich weder besucht, obgleich ich unwohl war, noch mir Lebewohl gesagt. Im Gegentheile wißt Ihr, Madame, und der König weiß es auch, daß wir, mein Mann und ich, seitdem er mir Torigny genommen, gar nicht mehr in gutem Einverständnisse leben.

Das sind kleine Zänkereien zwischen Mann und Frau, antwortete Katharina, durch Margarethens Haltung gereizt. Man weiß recht gut, daß er durch zärtliche Briefe bald Euer Herz wieder gewinnen wird, und daß Ihr zu

ihm eilen werdet, sobald er Euch nur verlangt. Und das eben will der König, mein Sohn, nicht, und Ihr werdet Euch die Wachen gefallen lassen müssen, es mag Euch nun gefällig sein oder nicht. Und sehr barsch und kurz verließ sie das Zimmer.

Gern, sagte Margarethe unbewegt, indem sie den Kammerfrauen befahl, ihren Putz wieder wegzutragen. Ihr irrt sehr, wenn ihr denkt, daß ich bitten und weinen werde. Wenn ihr euch nicht schämt, mich als Gefangene zu behandeln — mich kann es nicht entehren, und ich werde auch leben können. Die freie Luft wird mir fehlen, indessen wenn der Geist nur frei ist — alle andere Knechtschaft läßt sich ertragen, und ich will ihnen zeigen, daß ich, ihnen Allen zum Trotz, meine Kraft erhalten kann.

Margarethe hatte Charakter und auch innern Reichthum genug, um sich selbst Wort

halten zu können. Man hätte glauben können, ihre Gefangenschaft sei eine freiwillige Zurückgezogenheit, so heiter ertrug sie dieselbe. Es kam aus Furcht vor dem Könige Niemand zu ihr; selbst ihre bisherigen größten Verehrer — von denen Brantôme jedoch abwesend war — wagten jetzt nicht, ihr Theilnahme zu bezeigen. Sie schien es nicht zu bemerken — sie las, schrieb und musicirte und hatte immer das gleiche klare Antlitz.

Nach einigen Tagen wurde sie plötzlich durch den Eintritt Crillon's überrascht.

Wie, rief sie, mit strahlender Freundlichkeit auf ihn zugehend, Ihr kommt zu mir!

Habt Ihr denn gedacht, daß ich nicht kommen würde? fragte er mürrisch. Ich hätte auch eine bessere Meinung von Euch erwartet.

Vergebt, Crillon, sagte sie sanft und bot ihm die Hand. Ihr habt ganz Recht, mir das

vorzuwerfen. Von Euch kann man alles Große erwarten.

Ich möchte wissen, was da weiter Großes darinnen liegen soll, daß ich zu Euch komme! Ihr seid gefangen und allein — gut, um so mehr braucht Ihr einen Freund.

Einen Freund — da habt Ihr wieder Recht, Crillon, erwiederte sie scherzend; denn wißt Ihr, daß Ihr mein einziger Freund seid?

Ei, was kümmern mich die Andern? rief er verdrießlich. Ich hoffe doch, Madame, Ihr seid zu stolz, um Euch über den Abfall dieser Creaturen zu ärgern?

Seid darüber ruhig — wahrlich, ich thu' es nicht. Das lohnte sich nicht der Mühe. Am Hofe bleibt das Unglück immer verlassen, sowie das Glück immer umgeben ist. Die wahren und tüchtigen Freunde aber stehen uns in der Verfolgung bei.

So ist es gut, Madame. Nur das Herz

fest und brav, dann kann weder ein Feind, noch das Schicksal etwas Rechtes wider uns thun. Und sehet — hier habe ich etwas, um Euern Muth zu belohnen.

Mit einem frohen Gesichte reichte der wackere Freund ihr einen Brief. Er war vom Könige von Navarra. Ah, sagte sie, angenehm überrascht, wie ist der in Eure Hände gekommen?

Fervaques hat ihn mitgebracht und mir übergeben. Denkt Euch, der kommt trotz des Zornes des Königs wieder her — allerdings im Auftrage Eures Mannes; aber es ist doch Muth.

Den er bereuen müssen wird, fürchte ich.

Nein; der König von Navarra flößt Ihren Majestäten im Felde doch ein wenig mehr Achtung ein als hier am Hofe. Man wird seine Abgesandten ruhig ziehen lassen.

Aber warum ist der Graf von Grancey gekommen?

Um im Namen seines Herrn Madame Katharina zurückzufordern.

Sie? So? fragte Margarethe, und ihr Antlitz bewölkte sich.

Betrübt Euch nicht, Madame. Der junge Rosny ist mit, und der vertraute mir, der König von Navarra fordere seine Schwester nur darum zuerst zurück, um zu versuchen, ob man sie ihm geben werde. Ist das der Fall, so will er gleich auch um Euch bitten lassen.

Also liebt er mich doch immer noch ein wenig.

Das will ich meinen. Eine so schöne Frau! Crillon war nicht geübt in Schmeicheleien — auch diese kam sehr ungeschickt heraus, aber die Königin lächelte ihm doch sehr lieblich zu. Aber plötzlich fiel ihr etwas ein.

Ob Monsieur von Fervaques auch an Madame von Sauve einen Brief mitgebracht haben mag? fragte sie zögernd.

Was? fragte Crillon lachend, Ihr denkt doch nicht, der König, Euer Mann, habe jetzt noch Gedanken für diese Frau übrig? Nein, Madame, dergleichen Tändelei ist gut für die Langeweile des Hofes, aber im Felde hat ein Mann wahrlich an andere Dinge zu denken.

Die Königin war sichtlich erheitert. Könnt Ihr mir nicht einige nähere Nachrichten über die Flucht meines Mannes geben? fragte sie bittend. Ich weiß noch gar Nichts darüber. Doch nein — zuerst sagt mir: wird Madame Katharina freigegeben?

Allerdings, Madame. Ihr werdet sie gewiß bald bei Euch sehen und könnt ihr Eure Antwort mitgeben.

O, dann darf auch ich hoffen!

Ihr wünscht Euch fort?

Nun, Crillon, verdenkt Ihr mir das?

Nein, wahrhaftig nicht, Madame. Im Gegentheile, ich selbst wünschte Euch fort, so leid

es mir auch thun würde, Euer schönes Gesicht nicht mehr sehen zu können.

Und jetzt erzählt.

Gut. Der König, Euer Mann, ist bei Poissy über die Loire gegangen und dann zuerst nach La Fère, von wo aus er Saint Martin mit einem Briefe an den König gesandt hat, in welchem er seine Flucht zu entschuldigen gesucht. Nun, das hat Nichts geholfen, wie Ihr Euch wol denken könnt. Dann ist er am andern Morgen zu Alençon eingetroffen und in eine Predigt gerade in dem Augenblicke eingetreten, wo das Volk gesungen hat: „Herr, freuen wird der König sich, daß er befreiet worden.“ Da hat Fervaques mit zweihundertfunfzig andern Edelleuten ihn eingeholt, und begleitet von Allen ist er nach Tours gegangen, wo er — Crillon zögerte ein wenig, dann setzte er kurz und gut hinzu: wo er wieder protestantisch geworden ist.

Margarethe ließ einen schmerzlichen Ausruf hören. Crillon stand auf. Ruhig, Madame, sprach er herzlich, lasset Euch das nicht erschrecken, oder gar Euer Herz von dem Könige von Navarra abwendig machen. Das Wichtigste für ihn ist jetzt, sich eine Partei zu bilden; und glaubt Ihr denn, daß die Hugenotten zu ihm stoßen würden, wenn er Katholik geblieben wäre? Er wird trotz seines Uebertritts noch genug mit ihrem Mistrauen zu thun haben, denn es sind schrecklich schwierige Leute — ohne Uebertritt aber wäre es gar nicht gegangen. Von Monsieur wird Niemand es verlangen, selbst der starrste Hugenott nicht — vom Könige von Navarra aber, von dem Sohne Johanna d'Albret's, konnten sie es fordern. Glaubt mir, Madame, ein König muß darin ein anderes Gewissen haben als wir übrigen schlichten Menschen, und dann — glaubt mir auch das noch: wir bekennen doch Alle nur den

einen großen und guten Gott. Darum leset Euern Brief und lasset Euch durch keinen thörichten Nebengedanken in der Freude stören, die er Euch gewiß verursachen wird.

Und Margarethe folgte dem Rathe des braven Freundes und las vor jeder weitern Ueberlegung den Brief. Der aber war so herzlich, Heinrich von Bourbon gestand darinnen so liebenswürdig ein, daß er gefehlt, bat sie so schön, es zu vergessen, versprach so ehrlich, sie fortan mehr als je zu lieben, daß gar kein Misvergnügen möglich war, und Margarethe sich ganz dem angenehmen Gefühle hingab, welches gerade in ihrer Lage ein so freundlicher Gruß in ihr erwecken mußte. Gehorsam den Wünschen ihres Mannes, antwortete sie ihm ausführlich, erzählte ihm Alles, was sie von dem Stande der Angelegenheiten ungefähr wußte und versicherte ihn zugleich ihrer vollen und freudigen Verzeihung und ihrer unverän=

derten Zuneigung. Auch der Prinzessin von Navarra, welche mit dem seligen Vorgefühl der Befreiung zu ihr kam, trug sie die wärmsten Grüße an ihn auf und ließ ihn zugleich dringend bitten, sie recht bald vom Könige fordern zu lassen. Die Prinzessin versprach es, und beide Schwägerinnen nahmen den innigsten Abschied von einander.

Ebenso wie ihr Bruder nahm auch Katharina von Navarra ihre geliebte Religion wieder an. Heinrich von Bourbon aber vereinigte sich, nachdem er sich in seinem Gouvernement von Guyenne des ganzen Adels und der besten Plätze versichert, Anfang März zu Moulins mit d'Alençon, dem er in einer ritterlich höflichen Rede den Oberbefehl über das ganze Heer übergab. Condé und Casimir hatten sich bereits früher an d'Alençon angeschlossen.

Dieser hatte unter der Anklage, daß die Bedingungen des Waffenstillstandes nicht er-

füllt würden, denselben längst wieder gebrochen, ohne jedoch darum etwas Anderes als Nichts zu thun. Indessen er konnte doch jeden Augenblick etwas thun, und um dieser Möglichkeit entgegenzuwirken, begehrte Heinrich von seiner guten Stadt Paris neue Steuern. Die gute Stadt Paris jedoch stellte Ihren Majestäten demüthig vor, daß dieselben mehr Geld haben würden, wenn sie nicht so viel unnütz ausgäben, und das Volk schrie auf sein Kläglichstes: man solle den einzigen Bruder des Königs nicht so verfolgen, und das Kind des Hauses nicht so grausam verjagen.

Dazu kam Beauvais la Noile, der Abgesandte der vereinigten Prinzen, an und überbrachte ihre Forderungen. Und die waren nicht bescheiden und wurden nicht schüchtern gemacht. Gouvernements und Amnestien, Zahlung von Rückständen und neue Zusicherungen, Alles verlangten sie ganz unbefangen. Es war unmög-

lich, ihnen Alles zu gewähren, und das Abschlagen war ebenso mislich. Was nun machen?

Frieden schließen, sagte Katharina.

Wer wird sich den Unterhandlungen unterziehen wollen? fragte der König.

Ich, sagte sie wieder.

Ihr seid sehr gütig, meine Mutter, sagte er.

Aber, sprach sie, ohne Eure Schwester mache ich Nichts.

Ihrem Manne gebe ich sie nicht, rief Heinrich. Navarra hatte sie in den Bedingungen mit gefordert.

Das braucht Ihr auch nicht. Ich will mit Euerm Bruder allein unterhandeln — er ist leichter zu bestechen, aber ohne Eure Schwester darf ich nicht kommen. Ihr wißt, wie wüthend er über ihre Gefangenschaft ist — komme ich ohne sie, brauche ich ebenso gut gar nicht erst hinzureisen.

Gut, so nehmt sie mit, antwortete Heinrich

mürrisch; aber wird sie nicht, anstatt zum Frieden zu helfen, meinen Bruder abwendig davon machen?

Katharina war es sehr erwünscht, wenn Heinrich sich in Schwierigkeiten verwickelt sah, aus denen herauszukommen er sich nicht getraute; sie wurde ihm dadurch immer wieder nothwendig. Darum beruhigte sie ihn jetzt durchaus nicht, sondern zuckte im Gegentheile bedenklich die Achseln und sagte: Ja, allerdings, zu Eurer Freundin habt Ihr sie nicht gemacht.

Es ist doch unerträglich, rief er, daß man niemals eine kleine Rache ausüben kann, ohne sich selbst zu schaden!

Daher sollte man eine kleine Rache immer verschmähen und eine große abwarten.

Wenn aber zu der die Gelegenheit nicht erscheinen will?

Dann muß man sich, wie ich Euch sage, die Lust vergehen lassen.

Das ist leicht gesagt — schwer gethan.

Ich habe es doch gethan.

Ja, Ihr seid klug!

Und Ihr bereuet jetzt, es nicht gewesen zu sein — nicht wahr?

Ihr wißt es ja. Wollt Ihr mir helfen, Alles wieder gut zu machen?

Ich will thun, was ich kann.

O, Ihr könnt Alles, wenn Ihr wollt.

Und doch verlaßt Ihr Euch immer mehr auf Andere als auf mich, lasset Euch schlechte Rathschläge geben und hört nicht auf meine guten. Wer hat Euch zu der schlechten Behandlung Eures Bruders gerathen, wodurch Ihr ihn so gereizt habt, daß die ganze jetzige Verwirrung entstanden ist? Wer anders als du Eva?

Verzeiht, meine Mutter.

Und die Gefangenschaft Eurer Schwester wolltet Ihr selbst durchaus — Euer Herz hatte

sonst keine Ruhe. Es ist aber sehr schlimm, daß Ihr nicht nur durch falsche Rathgeber, sondern auch durch Eure eigene Halsstarrigkeit dazu verleitet werdet, einer Mutter zu widerstreben, die Euch stets so geliebt und immer nur Euer Bestes gewollt hat.

Ich habe Unrecht gehabt — ich erkenne es an — was wollt Ihr mehr? Verzeiht Ihr mir nicht, meine Mutter?

Ihr verdientet, daß ich mich um gar Nichts mehr kümmerte, sondern Euch in Eurer Noth stecken ließe.

Ja, das verdiente ich, aber Ihr werdet es nicht thun, sagte Heinrich mit jener unnachahmlichen Anmuth des Wesens, welche ihm mitten in seinen Ausschweifungen und Lächerlichkeiten treu blieb. Diesem Ton und dieser Miene widerstand man selten — Katharina, die nur gegen Heinrich weiblich zärtlich und weiblich schwach war, vermochte es nie. Auch jetzt küßte

sie ihren Sohn und versprach ihm, Alles solle gut werden.

Bei Margarethen war Crillon, der seine Besuche unerschütterlich fortgesetzt hatte, ohne daß der König den Muth gehabt, ihm etwas darüber zu sagen. Immer war er mit gleicher Theilnahme, heute aber mit einer gewissen Selbstzufriedenheit angekommen. Ich müßte mich sehr irren, oder ich wittere für Euch günstige Luft, hatte er gesagt und der jungen Königin dann erzählt, daß der Friede so gut wie beschlossen sei.

Ja, sagte Margarethe, dann ist allerdings für mich zu hoffen, daß meine Gefangenschaft aufhören werde; denn mein Bruder, das weiß ich, schließt keinen Frieden ohne die Bedingung meiner Freiheit.

Noch mehr; ich glaube sogar, Ihr werdet dazu helfen sollen.

Und ich werde es mit Freuden thun.

Ja? fragte Crillon und sah sie freundlich an. Ihr hegt solche Gesinnungen nach einer solchen langen und ungerechten Gefangenschaft? Das ist schön von Euch; indessen ich habe es immer gesagt: Ihr seid eben so edlen Herzens, wie schönen Angesichtes.

Margarethe lächelte und sagte: Man pflegt nur gegen die racheluſtige Gesinnungen zu hegen, die uns Böses gethan haben.

Nun, das hat man Euch gethan, dächte ich. Euch hier einzusperren, ohne Luft und Sonnenschein und noch dazu bis in den Frühling, da sich alle Creatur freuen will, das heißt doch nicht, Euch Gutes gethan haben?

Wer weiß?

Madame, in Räthseln müßt Ihr nicht mit mir sprechen. Die Schneide des Schwertes kann ich führen — die Schärfe des Geistes habe ich nicht.

Ich will ganz einfach sprechen, mein braver

Crillon. Diese Gefangenschaft hat mir moralisch genutzt. Versteht Ihr?

Ja, ja; indem sie Euch zur Selbstbetrachtung leitete. Meint Ihr so?

Ganz so, mein wackerer Freund. Ich habe in dieser Einsamkeit mich mit der Gesellschaft der guten Bücher begnügen lernen, und das ist ein großes Glück. Denn man braucht dann die Menschen weniger, und Ihr habt es ja an mir gesehen, daß sie uns gerade zur Zeit der Noth verlassen. Wie gut, wenn man dann Freunde hat, die immer gleich treu und gleich bereit sind, uns zu trösten und zu erheitern.

Ja, ja, sprach Crillon ganz weichmüthig, Ihr habt ganz Recht; aber es kann einen ordentlich rühren, daß eine so junge und schöne Prinzessin schon zu solcher Einsicht gekommen. Man sieht, daß es Euch schlecht gegangen ist.

Ich sage gut, sprach sie mit glänzendem Auge. Selbstständigkeit ist ein Gewinn, der

gar nicht aufgewogen werden kann, und doch ist das noch nicht der höchste, den ich aus meiner Einsamkeit gezogen. Ich habe jetzt auch Frömmigkeit gelernt, Crillon, seit ich in dem großen Buche der Natur so viele Wunder ihres Schöpfers gelesen. Denn da für jede empfängliche Seele diese Kenntniß eine Leiter wird, deren letzte und höchste Sprosse Gott ist, so erhebt sie sich entzückt zur Anbetung der wunderbaren Herrlichkeit dieses unbegreiflichen Wesens und kennt kein anderes Vergnügen mehr, als diesem Kreise zu folgen, nach welchem sowol Ursprung wie Ausgang aller Dinge ist.

Das ist schön, Madame, das ist schön, sagte der ehrliche Crillon sehr zufrieden, ohne Margarethens Rede ganz verstanden zu haben. Und so hegt Ihr keine feindlichen Gesinnungen gegen den König?

Nein, weil ich seine Beleidigungen gegen mich gering achte, antwortete sie; da trat ein

Kammerdiener Katharinens ein und bat sie, augenblicklich zur Königin-Mutter zu kommen.

Haben die Wachen auch Befehl erhalten, mich durchzulassen? fragte sie, nachdem sie einen Blick mit Crillon gewechselt.

Die Wachen stehen nicht länger da, Madame.

Ah? fragte sie gleichgültig. Crillon aber rief in derber, soldatischer Freude: Nun, Gott sei Dank!

Ihr habt recht prophezeiet, mein Freund; sprach sie mit einem warmen Händedruck. Doch ehe ich dieses Gefangenzimmer verlasse, um wieder in die Freiheit zu treten, lasset mich noch ein Mal meinem Herzen Genüge thun und Euch danken. O, lasset mich doch, bat sie hinreißend, als Crillon sie unterbrechen wollte; ich will Euch ja nicht dafür danken, was Ihr gethan, nur dafür, was Ihr seid. Ja, fuhr sie mit erhöhtem Ausdruck fort, Ihr seid ein

edler Mann, ein großes Herz, und was noch mehr ist, auch ein weiches und mildes. Ihr seid gut und stark zugleich — Ritter und Christ, Kind und Mann — o Crillon, Euch zu kennen, das erquickt, das macht besser und freudiger, das macht, daß man Gott dankt, dafür, daß er so herrliche Menschen geschaffen — Menschen, die nach seinem Bilde sind — Menschen, die ihn nicht durch leere Worte, sondern durch die lebendige That verkünden — Menschen, welche seine Absichten ausführen und seine Liebe offenbar machen. Durch dieses Euer reines und gottgefälliges Sein habt Ihr mich erquickt, Crillon, und dafür danke ich Euch — nicht, wie Ihr glaubtet, für Euern Trost und Eure Freundschaft. Das verstand sich bei Euch von selbst, daß Ihr mich nicht verlassen würdet, da ich in Noth war. Und nun, da ich mir das Herz freigesprochen habe, wollt Ihr mir nun die Hand bieten und mich

zu meiner Mutter führen? Dieser Ritterdienst gebührt keinem Andern als Euch.

Der wackere Crillon, der gleich allen wirklich guten Menschen durchaus nichts von seiner eigenen Trefflichkeit wußte, fand auf die begeisterte Anrede der schönen Königin in seinem ganzen Gedankenvorrathe keine geeignete Antwort. Daher begnügte er sich, mit ernster Ehrfurcht zu erwiedern: Madame, ich bin auf ewig Euer Diener, und es ist mir das die allergrößte Ehre.

Zugleich bot er ihr die Hand, und geführt von diesem ihrem wirklichen Ritter ging Margarethe wieder ein Mal in ihrer ganzen Schönheit durch das Schloß der Könige von Frankreich.

Zehntes Kapitel.

Katharina kannte ihre Tochter zu gut, als daß sie dieselbe mit Zärtlichkeit empfangen hätte. Sie wußte, daß Margarethe diese nur mit Geringschätzung annehmen konnte und wandte sich daher einzig an die Großmuth der jungen Königin.

Es ist mir endlich gelungen, beide Parteien einem Frieden geneigt zu machen, den Niemand so wünschen muß wie ich; denn ich habe auf jeder Seite sowol vor einem Siege, wie vor einer Niederlage zu zittern, sagte sie ernst und mit wirklicher Offenheit. Wollt Ihr mir nun

Eure Vermittelung dazu leihen, diesen Frieden abzuschließen, so werdet Ihr nicht nur mich höchlichst verpflichten, sondern auch dem Staate eine große Wohlthat erzeigen. Lasset mich denn Euch bitten, daß die erlittene Beschimpfung Euch nicht die Rache lieber mache als den Frieden. Der König hat Euch sehr beleidigt, aber er bereuet es auch sehr; ich habe ihn sogar darüber weinen sehen, und er wird Euch jede Genugthuung geben, die Ihr nur verlangen könnt.

Madame, antwortete Margarethe, ich werde nie meinen eigenen Vortheil dem Wohl meines Bruders und des Staates vorziehen; ich würde mich vielmehr für die Zufriedenheit des einen und die Ruhe des andern gern selbst aufopfern.

Ihr sagt also —

Daß ich Nichts so wünsche, wie einen vortheilhaften Frieden und Euch mit allem meinem Vermögen dabei unterstützen werde.

O, seid gesegnet, meine Tochter, rief Katharina, und jetzt trat auch der König ein.

Der nun erschöpfte sich in den schönsten Redensarten. Margarethe hörte sie mit kühlem Lächeln an. Er sah wohl, daß er keinen Eindruck machte, war aber doch mit der sogenannten Aussöhnung, da Margarethe ihm feierlich ihre Mitwirkung zum Friedenstiften zusagte, sehr zufrieden.

Werdet Ihr auch die Sauve mitnehmen? fragte er später, als Margarethe fort war, seine Mutter.

Das wäre sehr dumm von mir, antwortete sie, gerade, als wollte ich den Gaumen Eures Bruders durch ein aufgewärmtes Gericht reizen. Nein, mein Sohn, die Sauve kann nur ein Mal entzücken, Eure Schwester aber immer wieder.

Ja, sprach er gedankenvoll, wenn man sie lange nicht gesehen hat, so wird es einem immer

wieder von Neuem klar: sie ist schön wie keine Andere.

Und Ihr habt sie jetzt doch nur in der Kälte gesehen — bedenkt, wie schön sie erst in der Freude sein wird.

Ich bitte Euch, Madame, stellt es mir nicht so deutlich vor; ich gönne sie sonst meinem Bruder nicht. Wahr ist's, daß ich es ohnedies nicht thue und noch nie gethan habe.

Sollte man, wenn man Euch hört, nicht glauben, Ihr liebtet Eure Schwester?

Und wenn ich sie nicht liebte, würde ich sie da so verfolgen und zu quälen suchen?

Das thut Ihr aus Liebe?

Gewiß — aus Liebesärger — aus Eifersucht, daß sie mich nicht länger liebt, daß —

Nun, unterbrach Katharina ihn lachend, das muß man gestehen, danach habt Ihr's nicht angefangen.

Madame, sagte er abgestoßen, und ein un=

gewöhnlicher Ausdruck von intensiver Leidenschaftlichkeit trat in sein Auge, hätte sie immer nur mich geliebt, ich hätte sie über Alles geehrt. Aber da liebte sie den kleinen Lothringer und den Knaben, den La Mole, und jetzt wieder die Vogelscheuche, meinen Bruder, den anmaßenden Bussy gar nicht gerechnet — ja, vielleicht selbst ihren leichtsinnigen Mann — wer kann das wissen? — sie ist Alles im Stande — und das erbitterte mich eben, die Neigung der schönsten Frau ihres Jahrhunderts, die noch dazu meine Schwester war, mit so vielen Andern theilen zu müssen.

Eben weil sie Eure Schwester war, mußtet Ihr sie mit Andern theilen, oder hättet Ihr wirklich geträumt, Katharina lächelte ironisch, Eure Schwester sollte Euch ihr ganzes Leben hindurch so lieben, wie Heloise ihren Abälard später — lieben mußte?

Und warum nicht?

Ihr seid nicht blöde im Fordern, mein Sohn. Und was noch ist — hättet auch Ihr Euch denn ganz allein mit dieser heiligen Liebe zu ihr begnügt?

O, ich — das ist etwas Anderes.

Ja, das glaube ich, antwortete Katharina trocken, das sagt ein jeder Mann, nur was schlimm für Euch ist — wir Frauen denken anders. Wir erkennen eine einäugige und einseitige Gerechtigkeit nicht an und sagen nicht: anders dir — anders mir, sondern ganz kurz und bündig: Gleiches mit Gleichem.

Möglich, Madame, erwiederte Heinrich gereizt; indessen, setzte er nachdrücklich hinzu, gerecht oder ungerecht — ich mache Euch dafür verantwortlich, daß meine Schwester Euch zurückbegleitet. Ich habe es Euch gesagt — jetzt bleibt es Euch überlassen, Euch danach zu richten, oder die Folgen zu erdulden. Und nicht wie ihr Sohn, sondern wie ihr König verließ

er sie, und sie fühlte zum tausendsten Male den Schmerz — den einzigen, den sie fühlen konnte — daß sie dem Sohne, der ihr Alles war, nur für seine Nothhülfe galt.

Da Katharinens Abreise nur von Margarethens Bereitwilligkeit abgehangen hatte, so erfolgte sie bereits am nächsten Tage. Die schönsten der Hoffräulein begleiteten die beiden Königinnen.

Ein Landhaus, eine Stunde von Sens, war zum Orte der Zusammenkunft bestimmt. Die Königinnen waren bereits seit einer Stunde dort angekommen — jetzt erschien, begleitet von dem Prinzen Casimir und mehreren seiner vornehmsten Offiziere, auch d'Alençon.

Der erste Gegenstand, auf den, als er vom Pferde sprang, sein Auge fiel, war Margarethe, die etwas hinter Katharinen stand. Gleich einem Gestirn vor einem Zuge lieblicher Gewölke leuchtete sie ihrerseits vor der Schaar

der Hoffräulein, welche sich hinter ihr drängten und den Ankömmlingen neugierig und erwartend entgegenschauten.

D'Alençon hatte, obwol er entschieden die Gegenwart der Königin, „seiner Liebsten", verlangt, doch noch nicht mit Bestimmtheit darauf zu hoffen gewagt — das Glück, die Schwester endlich wiederzusehen, die ihm durch die Abwesenheit um so theurer geworden, je mehr er Reue darüber fühlte, sie in der letzten Zeit seines Zusammenseins etwas vernachlässigt zu haben — dieses Glück schien ihm so groß, daß er nicht recht daran hatte glauben können. Und jetzt war es da, nicht nur geträumt, sondern wirklich — nicht nur als Erwartung, sondern als Erfüllung. Eine freudige Röthe flog über sein Antlitz, und die Hoffräulein flüsterten einander zu: Monsieur sehe jetzt in der Freiheit weit besser aus — sie wußten nicht, daß Nichts so verschönert, wie die Freude der Liebe.

Katharina sah mit Vergnügen — d'Alençon war nicht ihr Liebling — sie auf ihn nicht eifersüchtig — daß der Herzog selbst während ihrer Begrüßung mit Augen und Sinnen nur bei der Schwester war. Und als d'Alençon, kaum frei geworden, auf Margarethe zueilte und die hohe herrliche Gestalt mit brüderlicher Leidenschaft umschlang, da lächelte Katharina selbstzufrieden in sich hinein und dachte: Ich habe gewonnen.

Das war jedoch nicht so ganz leicht, wie sie gedacht — d'Alençon war nicht allein, und wenn er auch über Margarethens Anschauen Alles hätte vergessen können, so behielt dafür der Prinz Casimir seinen Kopf und sein Herz frei, und Bussy war nicht derjenige, der nicht über den Vortheil seines Herrn gewacht hätte. Auch Condé's Abgesandte bewiesen sich hartnäckig, und hätte Katharina nicht um jeden Preis den Frieden erkaufen wollen und sollen,

so hätte sie schwerlich in die Bedingungen willigen können, die man ihr stellte. Jetzt aber willigte sie darein — nur Casimir's Forderungen waren ihr zu hoch. Er verlangte nicht weniger als für sich das Gouvernement von Metz, Toul und Verdun und für die Hugenotten das Mitbenutzungsrecht der katholischen Kirchen, damit sie nicht erst neue zu bauen brauchten. Lange machte Casimir's Beharrlichkeit auf diesen Punkten das einzige Hinderniß des Friedensschlusses aus, endlich siegte doch die italienische Beredtsamkeit über den deutschen Starrsinn. Katharina hüllte sich so groß in den Schleier der königlichen Wittwe Frankreichs, sprach so viel von ihrer Liebe zu dem Lande, welches die Wiege und den Thron ihrer Söhne enthalte, fragte den Prinzen so erhaben, wie sie wol ihrem Sohne und seinen edlen Räthen wieder unter die Augen treten könne, wenn sie französische Städte an einen Fremdling ausge-

liefert habe — spielte mit einem Worte die Fürstin und die Mutter so als Meisterin, daß es dem guten Casimir gar nicht ein Mal einfiel, sie an die savoyischen Städte zu erinnern, welche der König, ihr Sohn, trotz aller Gegenvorstellungen für ein Fest hingegeben hatte — daß er fast beschämt war, sie auf ein Haar seiner Ansprüche wegen um Verzeihung gebeten hätte und sich mit den bedeutenden Geldsummen abfinden ließ, deren er bedurfte, um einigermaßen für die Kosten des Feldzuges entschädigt zu werden.

So war denn bis auf einige noch streitige Punkte der fünfte Religionsfrieden seinem Abschluß nahe. Seltsam, daß die Religion, deren innerstes Wesen die Liebe ist, immer erst mit dem Frieden verbunden erscheint, wenn sie es vorher mit dem Kriege gewesen. Wahr, leider, hat Christus vorhergesagt, als er sprach: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen,

sondern das Schwert." Der Gottgesandte und Gottesklare kannte das arme, thörichte Geschlecht, zu dem er kam. Wann wird denn eine Heerde und ein Hirte sein? Kann es erst am Ende der Tage sein, dann möchte ich das erleben, um sterbend sagen zu können: Ich habe den Frieden gesehen. Aber das wird nicht sein — die Zeit muß noch lange hier auf Erden der Ewigkeit entströmen und in sie zurückkehren, bis die ganze Menschheit am Quell der Liebe vereint, dem irdischen Leben den Scheidetrank zutrinkt.

Dieser Friede nun, der hier geschlossen werden sollte, war, gleich allen vorhergegangenen, in den bereits entschiedenen Punkten zu vortheilhaft abgefaßt, als daß man ihm eine lange Dauer hätte verheißen können. Die Hugenotten erhielten größere Freiheit, als sie bisher gehabt, Rechte aller Art und Sicherheitsplätze. Der König bezeigte sein Bedauern über die

Bartholomäusnacht und hob die gegen den Admiral, Montgommery und Andere gefällten Urtheile auf — Schade nur, daß er die hingeopferten Märtyrer nicht, wie der Herr den Lazarus, wieder aus dem Grabe erwecken konnte. Casimir empfing außer dem Solde seiner Truppen die Herrschaft von Château-Thierry, eine Pension von 12,000 Goldthalern und eine Compagnie von hundert Gensdarmen — Condé den wirklichen Nießbrauch seines Gouvernements, der Picardie, und Peronne zu seiner Residenzstadt — d'Alençon endlich als Apanage Berry, Touraine und Anjou, von welchem letzteren Lande er fortan den Titel annahm.

Inzwischen athmete Margarethe die Freiheit und den Frühling. Das Leben strömte ihr zu und sie gab es wieder dem Kreise, der sie umdrängte und vergötterte. Es war wirklich, als wäre sie eben erst, wie Anadyomene, ein noch nie geschautes Wunder dem Meere

entstiegen, so trunken, so unersättlich hing man an ihrer Schönheit. Aber freilich, sie war auch noch nie so fürstlich schön erschienen, so voll Majestät bezaubernd, so gebieterisch hinreißend. Das machte, sie war stolz auf sich, auf ihre Leiden, auf den Muth, mit welchem sie dieselben ertragen. Auch ihre Bewunderer waren es.

Ihr seid die Märtyrerin unserer Sache geworden, Madame, sprach Bussy eines Tages.

Margarethe lächelte. Wenn die Märtyrerkrone nicht theurer erkauft wird —

Für eine Thräne von Euch ist eine Welt zu theuer erkauft, Königin, rief d'Anjou.

Aber ich habe nicht geweint, erwiederte sie stolz und spottend.

Und Ihr zürnt auch nicht, sagte er bewundernd.

Sie machte eine prächtig wegwerfende Bewegung mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Das lohnte sich der Mühe.

Ich vergesse es nicht, rief er.

Liebt mich nur — alles Andere vergeßt. Wie wolltet Ihr denn mit solcher Erinnerung einen aufrichtigen Frieden schließen?

Hm, so aufrichtig, wie schon mancher Frieden geschlossen worden ist.

Aber einen solchen will ich nicht, sagte sie reizend befehlend. Ihr habt jetzt erreicht, was Ihr wolltet und mit Recht fordertet: eine Stellung, wie sie Eurer Geburt würdig ist — jetzt dürft Ihr Nichts mehr im Herzen behalten, sondern müsset wieder mit voller Loyalität der treue Bruder des Königs sein.

Meine Gebieterin, ich werde Euch gehorchen, erwiederte d'Anjou und verneigte sich mit scherzender Ehrfurcht. Etwas aber will ich noch, setzte er ernst hinzu: daß Euch nämlich im Friedenstraktat Eure Ausstattung in Ländereien zugesichert werde.

Nicht also, mein Bruder.

Ja, gerade so, meine Schwester. Ich habe Beauvais den bestimmten Befehl gegeben: ohne die Auszahlung Eurer Aussteuer kein Frieden.

Und wenn er an dieser Bedingung ganz scheitert?

Er wird nicht; man wünscht ihn zu sehr.

Wenn aber doch?

So laßt ihn scheitern — dann bleibt es beim Kriege. Ich habe dreißigtausend Mann unter mir.

Aber das arme Frankreich hat kein Mark mehr, um sie zu nähren. Bedenkt, wie viele Heere es schon ertragen und erhalten müssen — wie viele Kämpfe es schon erduldet, und Ihr werdet Mitleid mit ihm haben.

Ich habe Mitleid mit ihm und würde um meiner eigenen Ansprüche willen wahrhaftig den Frieden nicht zerschellen lassen; aber die für Euch kann ich nicht aufgeben — Ihr geltet mir höher als Frankreich — ja, als die ganze Welt.

Nebenbei gesagt: so uneigennützig waren wir nicht; aber die Augen einer schönen Königin entzünden zu wunderbar großen Gesinnungen.

Margarethe war wirklich fürstlich uneigennützig. Sie sprach mit tadelnder Miene: Mein Bruder, wenn Ihr so denkt, dann dürft Ihr nie König werden.

Gleichviel; aber ich will es nun einmal so.

Und wenn ich es nicht will?

Und was wollt Ihr denn? fragte er, etwas verdrießlich, daß er für seine Ritterlichkeit nicht mehr Bewunderung erntete.

Warten, bis der König freiwillig seine Verpflichtungen gegen mich erfüllt.

Dann könnt Ihr bis zur Ewigkeit warten.

O nein, sagte sie mit Laune, nur bis der König sich ein Mal schämt.

Der! rief d'Anjou achselzuckend. Meine Schwester — Ihr seid so klug — wie könnt Ihr Euch so täuschen?

Ihr seid ein so guter Katholik und glaubt nicht an Wunder? rief sie lachend.

An jedes andere — an dieses nicht.

Ich glaube auch, Madame, sagte Bussy, daß auf des Königs Großmuth bauen ebenso gut ist, wie einen Palast auf den Sand der Wüste bauen.

Und wenn auch, antwortete sie, wenn denn auch mein Palast nicht stehen bleibt und ich nicht weiß, wo ich wohnen soll — wenn nur meinetwegen keine Mutter mit ihren Kindern obdachlos wird, und das würde sein, beständet Ihr auf dem Kriege. Darum gebt mir Euer Wort darauf, daß Ihr Beauvais sogleich den Befehl ertheilt, meiner nicht zu erwähnen.

D'Anjou wollte noch viele Einwendungen machen; aber sie bestand so fest auf ihrem Entschlusse und bat ihn so dringend um Nachgiebigkeit, daß endlich selbst Bussy sagte: Monseigneur, erfüllt den Willen der Königin. Ist

er nicht klug, so ist er doch königlich, und was sie vielleicht an Gold verliert, das wird unsere Bewunderung ihr ersetzen.

Das nicht, sagte sie launig, für Gold kann ich Alles kaufen und für Bewunderung Nichts; aber sie ist mir lieber.

Aber was Ihr mir dafür versprechen müßt, sagte d'Anjou, als das abgemacht war, daß Ihr nicht wieder an den Hof zurückgeht.

Und wo soll ich denn bleiben? fragte sie übermüthig. Unter dem Grün, im Lande der Lerchen und der Rehe — eine Tafelrunde auf dem Boden halten und irrende Ritter aus der frischen Waldquelle bewirthen? Der König, mein Mann, hat mich noch nicht gebeten, zu ihm zu kommen.

Aber ich bitte Euch, rief der Herzog lebhaft. Ich werde zu Bourges meinen Hof halten — da sollt Ihr Königin sein.

Und Euer Wille soll Gesetz sein, sprach Bussy.

Und ich darf wieder bei Euch sein, schmeichelte Mademoiselle von Torigny, welche hier wieder ihren gewohnten Platz einnahm — nämlich zu den Füßen Margarethens.

Wie prächtig wird mein Hofhalt werden, wenn das schönste aller Gestirne ihn mit seinem Glanze beehrt, fuhr d'Anjou fort. Meinst du nicht auch, Bussy, daß der König von Frankreich wenig Edelleute an seinem Hofe erhalten wird, wenn die Königin den ihren bei uns hält?

Für die jungen stehe ich.

Ach, die alten können wegbleiben, rief das Fräulein. Wenn nur junge Ritter und schöne Damen da sind, Monseigneur, dann wird Euer Hof einem alten Liebeshofe gleichen.

Sagt nicht mein Hof — sagt der unserer Königin. Meine Schwester wird die Gebieterin sein; ich mache nur auf die Ehre Anspruch, ihr erster Ritter zu heißen.

Madame, hört Ihr nicht? rief die Torigny jubelnd. Wird das nicht wundervoll sein?

Die Königin ist ernst, bemerkte Bussy. Woran denkt Ihr, Madame?

Daran, antwortete Margarethe, indem sie halb wehmüthig aus ihrer nachdenkenden Stellung aufblickte, daß es sehr schön sein würde, wenn es nicht unmöglich wäre.

Unmöglich? riefen der Herzog, das Fräulein und Bussy wie aus einem Munde.

Margarethe bejahte durch ein leises Kopfnicken.

Warum unmöglich, meine Schwester? fragte d'Anjou.

Glaubt Ihr denn, der König werde mich bei Euch lassen?

Und was hat er denn von Euch? Glück? Entzücken? Beseligung? Bedarf er Eurer? Ist Eure Schönheit ihm, was sie uns ist, Manna in der Wüste — Wasser aus dem Lebensbrunnen?

Nichts ist sie ihm, und auch ich bin ihm Nichts als ein Gegenstand, an dem er seine Launen auslassen kann, und dennoch — fragt ihn heute, ob er mich Euch überlassen wolle — er wird Eure Frage sehr sonderbar finden.

Auch werde ich nicht fragen, sondern fordern. Ich kann es jetzt — glaubt mir.

Es kann aber doch einmal nicht sein.

Meine Schwester, nicht nur mein Herz, sondern auch meine Ehre gebietet es mir, daß ich Euch unter meinen Schutz nehme.

Und meine Ehre gebietet es mir, Euern Schutz, den Schutz eines jungen Prinzen, der von lauter jungen Edelleuten umgeben ist, nicht anzunehmen. Die Königin von Navarra darf, wenn sie nicht bei ihrem Manne ist, nur am Hofe von Frankreich leben.

Und ich soll Euch wieder allen Verfolgungen, allen Kränkungen preisgeben? Nimmermehr!

Du Gua ist todt, sprach sie mit einem metallischglänzenden Blick, in welchem es blitzte, wie das freudige Funkeln eines Stahles; — ich fürchte Nichts mehr.

Du Gua ist todt, und doch seid Ihr drei Monate gefangen gewesen.

O, sagte sie lachend, Ihr dürft nur nicht wieder entlaufen, dann sperrt man mich nicht wieder ein.

Nein, rief er entschlossen, allein lasse ich Euch nicht mehr dort. Wollt Ihr nicht nach Bourges kommen, so begleite ich Euch an den Hof zurück.

Das werdet Ihr nicht thun, sprach sie bestimmt.

Und warum nicht?

Weil das wirklich Eurer Ehre zuwider wäre.

Ich verstehe Euch nicht.

Was würden Eure bisherigen Bundesgenossen sagen, wenn Ihr, kaum daß der Frieden

geschlossen worden, an den Hof zurückeiltet, dem sie erst trauen werden und trauen können, wenn er seine jetzigen Versprechungen treulich erfüllt? Würden — müßten sie nicht glauben, daß Ihr bereits ein heimliches Einverständniß mit der Königin, unserer Mutter, gehabt hättet, daß alle Unterhandlungen zwischen Euch und ihr nur noch zum Schein geführt, daß nicht sowol Euer gutes Recht anerkannt, wie Eure Nachgiebigkeit gegen die Anlockungen des Hofes belohnt worden sei? Glaubt mir, Euer neuer Name würde gleich von Anfang an nicht ehrenvoll genannt werden, wenn Ihr Eurer Neigung für mich so nachgäbet. Und die Ehre muß einem Prinzen über Alles gehen.

Aber dann verliere ich Euch ja wieder, nachdem ich Euch kaum auf Augenblicke besessen?

Diese Augenblicke waren Wochen, und wir sind in ihnen sehr glücklich gewesen. Danken

wir dafür dem Urquell alles Guten und verlangen wir nicht, immer glücklich zu sein. Das wäre Ueberirdisches begehrt, und dergleichen Begehren strafen die geheimnißvollen Mächte der Sternwelt. Es ist Euch jetzt viel gewährt worden — lasset Euch daran genügen — setzet es nicht aufs Spiel. Und das würde geschehen, wenn Ihr an den Hof kämet.

Ihr habt Recht, Madame, sprach Bussy. Nie wird der König es gegen Monsieur aufrichtig und brüderlich meinen.

Das wollte ich sagen. Er würde gar bald neuen Demüthigungen ausgesetzt sein.

Und wenn gleich du Gua todt ist, setzte Bussy hinzu, so gibt es bereits wieder nicht nur einen neuen Günstling, sondern sogar mehrere Günstlinge, und der Uebermuth wird sicher von ihm auf sie fortgeerbt haben.

Kurz, mein Bruder, Ihr dürft nicht an den Hof, schloß Margarethe.

Als Margarethe später mit Bussy allein war, sprach sie: Bussy, glaubt Ihr, daß ich den wahren Grund gesagt, warum ich nicht nach Bourges wolle?

Nein, Madame, antwortete er, d. h. Ihr habt auch den, aber Ihr habt außer ihm noch einen andern.

Ich dachte es, daß Ihr mich errathen würdet, sprach sie, etwas bleich werdend, aber ruhig, und Ihr sollt nun auch diesen andern hören — Ihr ganz allein sollt es, Bussy, von allen Menschen. Vor Euch will ich kein Geheimniß haben.

Sprecht, Madame; Ihr wißt, ich bin Euer eigen.

Ich würde dort dem Baron von Viteaux begegnet sein, sprach sie langsam.

Ha! rief Bussy.

Was trifft Euch?

In seinem Auge ist immer ein seltsamer

Ausdruck, wenn Eurer erwähnt wird, ein Gemisch von Triumph und Verdruß. Ich hatte es bemerkt und mir doch keine Rechenschaft darüber gegeben — jetzt erinnere ich mich. Also das war es?

Ihr glaubt, Bussy —

Warum denn ihn und nicht mich, Madame? Verdiente ich Euch nicht mehr als er?

Bussy fragte zornig; das Verlangen nach Margarethen, welches er oft gefühlt, immer unterdrückt, loderte jetzt mit dem Unmuthe der gekränkten Eitelkeit heftiger denn je auf.

Margarethe stand auf — sie hatte gesessen und Bussy vor ihr gestanden. Warum ihn und nicht Euch? fragte sie, die Hand auf Bussy's Arm legend, weil er mich für du Gua's Tod forderte.

O, sprach Bussy schmerzlich bewegt, warum habt Ihr mich das nicht thun lassen — umsonst?

Ihr konntet es nicht so thun, sprach sie ruhig, und Euch aussetzen — nein.

O Königin, rief er, Ihr liebt Eure Freunde falsch. Ihr schont ihre Gesundheit und ihr Leben, aber nicht ihre Seele.

Es schmerzt Euch, Bussy?

Ja — tief.

Das wußte ich wohl, sprach sie innig. Vergebt mir.

Sie bot ihm die Hand. Er nahm sie — blickte in ihre bezaubernden Augen. Euch zu fordern — Euch! rief er überwältigt. Und wie konntet Ihr es thun?

Begreift Ihr denn nicht — ich konnte nicht mehr leben, wenn dieser Mann auch lebte.

Begreifen — begreifen kann ich's ganz — das Ertragen wird mir schwer.

Bussy, gönnt dem Mörder, was er geheischt — Ihr habt mehr.

Glaubt Ihr, ich wisse das nicht? Glaubt

Ihr, ich wolle mit ihm tauschen, obwol er Euch besessen und ich Euch nie besitzen werde? Es ist mir nur darum, daß Ihr so gelitten habt, um dazu gezwungen zu sein.

Ja, gezwungen war ich, sprach sie stark. Gerechtigkeit gab's nicht wider ihn, und ich wäre wahnsinnig geworden, wenn er nicht starb.

Ich kenne die Rache, sprach Bussy.

Nur schwache Seelen kennen sie nicht, d. h. für große Beleidigungen. Geringe sind darunter. An was denkt Ihr so starr?

Daran — du Gua behauptete einst, Liebesrache gehe über jeden Liebesgenuß. Die Rache des Hasses geht doch noch über die der Liebe.

Die der Liebe? wiederholte Margarethe. Den ich einmal geliebt, an dem könnte ich mich nie rächen. Ich habe es erfahren, dachte sie mit Erinnerung.

Während diese starken Gemüther auf so

mannigfaltige Art bewegt waren, wurde, da nun Nichts mehr für Margarethe gefordert werden sollte, der Friede am 9. Mai 1576 von den beiderseitigen Beauftragten abgeschlossen.

Alles war zufrieden und sogar höchst befriedigt, nur d'Anjou konnte sich nicht mit dem Gedanken aussöhnen, daß er seine Schwester wieder verlieren sollte, und so sehr beschäftigte ihn diese unangenehme Erwartung, daß er über sie fast ganz der glänzenden Stellung vergaß, in welche der Friede ihn so auf ein Mal gehoben hatte.

Margarethe war gerührt durch seine Anhänglichkeit, ihrerseits aber ganz gefaßt, und bereit, mit Katharinen abzureisen. Da erhielt sie am Abend vor dem Tage, an dem die Abreise vor sich gehen sollte, ganz überraschend Briefe vom Könige von Navarra. Er bat Margarethe dringend, zu ihm zu kommen.

Jetzt ist es etwas ganz Anderes — jetzt

habe ich einen Beschützer, zu welchem ich gehen darf, sagte sie und begab sich augenblicklich zu ihrer Mutter, um die Erlaubniß nachzusuchen, der Einladung ihres Mannes folgen zu dürfen.

Katharina erschöpfte sich in Gründen, um die Königin von Navarra von diesem Wunsche abzubringen — umsonst. Endlich sagte sie: Meine Tochter, seid Ihr denn plötzlich so kühl in unserer heiligen katholischen Religion geworden, daß Ihr zu einem ketzerischen Manne wollt? Als Ihr nach der Bartholomäusnacht Euch weigertet, in die Trennung von ihm zu willigen, da konnte ich Nichts dawider haben, denn er wurde Katholik; aber jetzt, wo er wieder Protestant geworden ist, jetzt kann ich weder Euch erlauben, zu ihm zu gehen, noch begreifen, wie Ihr es wünschen könnt.

Und doch bitte ich Euch, mir es zu erlauben, antwortete Margarethe. So lange ich nicht von ihm geschieden bin, so lange gehöre

ich von Gottes- und Rechtswegen zu ihm, und Ihr könnt es mir nicht verbieten, ohne Euch gegen die heiligen Gesetze der Ehe zu erklären.

Jetzt, da Katharina ihre Tochter fest sah, änderte sie ihre Sprache und beschwor Margarethe mit Thränen im Auge, sie nicht unglücklich zu machen. Sie erzählte ihr das Gespräch mit dem Könige — die Verpflichtung, welche er ihr auferlegt. So lange Euer Bruder nicht an den Hof gekommen ist, dürft Ihr diesen mit des Königs Einwilligung nicht verlassen — dann verpflichte ich mich, Euch die zu verschaffen, sprach sie. Aber wenn Ihr darauf besteht, nicht mehr zurückzukommen, dann wird der König glauben, ich habe Euch unterstützt, und Ihr werdet mich ins Unglück gebracht haben.

Das soll nicht sein, Madame, antwortete Margarethe. Sie schrieb an Navarra, schilderte

ihm die Unmöglichkeit, jetzt zu kommen, und vertröstete ihn mit Hoffnung. Dann stattete sie mit d'Anjou's Hülfe noch Mademoiselle von Torigny aus, welche sie nicht wieder mit an den Hof bringen wollte, obgleich Katharina versicherte, dagegen werde der König jetzt Nichts haben. Sie hatte das Fräulein zu lieb, um sie neuen Verfolgungen auszusetzen. Am nächsten Morgen aber blickten d'Anjou und seine Ritter und Herren mit bedeutend langen Gesichtern dem Zuge der schönen Gestalten nach, welche auf leichten Zeltern den Sänften der beiden Königinnen folgten. Gar manches Herz zog mit, und gar mancher Becher blieb an diesem Mittage halb ungeleert vor dem melancholischen Trinker stehen.

Am Hofe dagegen war großer und feierlicher Empfang, an welchem auch Margarethe ihr Theil hatte. Obgleich Heinrich mit den Bedingungen, die man den Hugenotten hatte

zugestehen müssen, gar nicht einverstanden war, so gab er doch Katharinen zu, daß d'Anjou um keinen Preis zu theuer habe erkauft werden können. Mit den Hugenotten wird man schon fertig, meinte er; man bricht den Frieden. Wenn mein Bruder nur erst wieder am Hofe ist. Demzufolge verordnete er Tedeum und Freudenfeuer, und wenn auch bei dem ersteren keine Priester und bei dem letzteren nur wenige Zuschauer zugegen waren — sowol Clerus, wie Volk murrte gegen den Frieden — so hatte der König doch kundgethan, daß mit seiner allerhöchsten Genehmigung in seinem Reiche Frieden geschlossen worden sei.

Mit prächtigen Festlichkeiten empfing man auch d'Anjou zu Bourges, doch war keiner seiner hugenottischen Bundesgenossen mit ihm — Casimir führte seine Reiter bereits der Grenze zu, und Condé hatte es abgelehnt, den Herzog zu begleiten. Ich kenne die Einwohner von

Bourges, sagte er; sie sind denen von unserer Religion so feind, daß ich fürchten würde, das Fest zu stören. Unter einer solchen Masse Menschen könnte es leicht einen Schurken geben, der unter dem Vorwande, auf einen Sperling zu zielen, mir in den Kopf schösse; der Schurke würde gehängt werden, aber der Prinz von Condé wäre todt. Ich bitte Euch, Monsieur, lasset mich um meinetwillen den Schurken das Gehangenwerden meinetwegen ersparen. Und er zog sich nach La Rochelle zurück.

Dorthin schrieben Heinrich und Katharina ihm die schönsten Briefe. Aber ach, als er seinerseits in Peronne einziehen wollte, weigerte sich diese sogenannte seine Stadt, ihren Prinzen einzulassen. Das war eine schlechte, sehr schlechte Aussicht für den Bestand des Friedens.

Heinrich spazierte derweile, um das vom Papst Gregor **XIII.** gesandte Jubiläum zu er=

werben, je mit zweien oder dreien seiner Günstlinge zu Fuß durch die Straßen von Paris, den Rosenkranz in den Händen und Gebete auf den Lippen. Aber Paris wurde, leider, durch eine solche königliche Frömmigkeit wenig erbaut. Es ist nicht gut, wenn ein König viel Gebete und viel Geld verschwendet. Man will ihn lieber sparsam und wachsam auf das Irdische; ich selbst glaube, daß der beste Gottesdienst eines Königs Volksdienst sei. Eine Huldigung dem Könige der Könige, und dann an seine Arbeit — das Denken für Andere. An sich selbst darf ein König eigentlich am wenigsten denken, sogar nicht, um sich mit seiner Seligkeit zu beschäftigen. Die Fürbitten am himmlischen Throne muß sein Volk für ihn thun — er hat auf Erden zu viel zu schaffen, um viel im Himmel sein zu dürfen. Mit einem Worte, der rechte König darf, meiner Idee nach, weder Gut, noch Gedanken

für sich allein haben — darum ist es so unendlich schwer, ein rechter König zu sein, denn die Selbstverläugnung ist das Schwerste.

Nun, Heinrich von Valois hatte sie nicht, das kann man ihm mit gutem Gewissen bescheinigen. Er dachte nur an sich — er lebte nur für sich — er betete auch nur für sich. Seine losen Pariser aber klebten ihm eines schönen Tages folgenden erbaulichen Anschlag an seinen Louvre an: „Heinrich von Mutters Gnaden untauglicher König von Frankreich und eingebildeter von Polen, Kastellan des Louvre, Küster von Saint Germain-l'Auxerrois, Marktschreier der Pariser Kirchen, Eidam von Colas, Stärker von seiner Frauen Kragen und Kräusler ihrer Haare, Krämer des Palastes, Besichtiger der Badstuben, Vorsteher der vier Bettler, eingeschriebener Pater der weißen Büßer und Beschützer der Kapuziner." Wenn man die kleine Geschichte

dieser Narren- und Tyrannenregierung genau kennt, so muß man gestehen, daß es keine bessere Satyre geben kann als diesen Anschlag voller Titel der guten Pariser vom Jahre 1576.

Elftes Kapitel.

Seelenvergnügt war man zu Pau. Der König von Navarra war gekommen, um seine Schwester zu besuchen — vielleicht ebenso viel, um Mademoiselle von Tignonville zu sehen, welche die Tochter von Katharinens Gouvernante und eben der Gegenstand seines Herzens war. Genug, angekommen war er und sein Schwarm junger Edelleute mit ihm und Vergnügen und Freude auch.

Aber Eure Frau, sprach die Prinzessin nach den ersten zärtlichen Begrüßungen. Ich habe sie, Euern Briefen nach, immer erwartet und bisher immer umsonst.

Ja, das glaube ich, antwortete er lächelnd, und Ihr werdet sie auch noch länger erwarten können.

Warum denn?

Fragt Duras.

Die Prinzessin blickte den Vicomte an. Ich bin ein unglücklicher Gesandter gewesen, sagte nun dieser, der König gab mir seine Schwester nicht heraus.

Da liebt er sie doch noch zu sehr.

Oder mich nicht genug. Kurz, Duras ist mit seinen höflichen Entschuldigungen und mit Margarethens ebenso großem Bedauern ohne meine Frau zurückgekehrt.

Aber Ihr scheint nicht sehr unglücklich, sagte Katharina lachend.

Nun, soll ich Trauer tragen? Ich habe mehr zu thun. — Aber was ernster ist, fuhr er fort, ich habe gehört, daß man im ganzen Lande laut wider den Frieden mit

uns murrt. Wir werden bald Krieg haben, fürchte ich.

Ihr fürchtet es?

Pflichtmäßig. Nein doch, ernstlich. Das arme Frankreich!

Und von Monsieur — was habt Ihr da für Nachrichten?

Hm!

Gute wol nicht?

Hm — hm!

Ei, rief die Prinzessin, seit wann sprecht Ihr denn in der Vögelsprache? Heraus in gutem Französisch — welche Nachrichten von Monsieur?

Daß er nach Olinville gekommen —

Nun, und dort —

Und dort sich zärtlich mit dem Könige umarmt hat und daß Beide sich nach Blois begeben haben, wo die Ständeversammlung eröffnet werden soll.

Nun, da sind sie ja wieder Freunde?

So scheint's, antwortete Heinrich trocken.

Mein Bruder, sprach Katharina ein wenig verdrießlich, ich möchte gern ein ernstes Wort mit Euch reden.

Meine Schwester, erwiederte er äußerst höflich, ich bin ganz bereit dazu.

Was hat es denn mit den Papieren für eine Bewandtniß, die man zu Lyon bei einem gewissen Johann David gefunden haben soll, der, von Rom kommend, dort gestorben ist?

Die man gefunden hat, wollt Ihr sagen.

Also wirklich?

Ganz gewiß.

Nun also?

Nun, diese Papiere enthielten Pläne des guten Herzogs Heinrich von Guise zum Wohl der katholischen Religion und nebenbei auch zur Ehre seines Hauses.

Auf welche Art denn auszuführen?

Auf die einfachste — indem er sich als den eigentlichen rechtmäßigen Besitzer des Thrones darstellt.

Er? Aber Ihr träumt wol?

O gar nicht. In den Papieren steht es sehr ausführlich entworfen, daß die Guisen von Karl dem Großen abstammen und daher durch die Capetinger gewissermaßen vertrieben worden sind. Nun seht Ihr, da ist die Sache ganz einfach. Daß der König nicht gerade der beste Regent ist, das ist leicht bewiesen. Monsieur hat mit uns Ketzern fraternisirt — folglich muß er durch Ausschließung vom Throne bestraft werden — ich komme als Hugenott gar nicht erst in Betracht — wer also soll anders König werden als Heinrich, Herzog von Guise, der Held, der zu Dormans einige tausend Reiter mit einem dreimal stärkeren Heere geschlagen hat? Meine Schwester, Ihr müßtet nicht die kluge Prinzessin sein, auf die wir

sämmtlich stolz sind, wenn Ihr das nicht einsehen wolltet.

Ich sehe nur etwas nicht ein — daß der König nicht dem Herzoge von Guise den Kopf vor die Füße legen lässet.

Allen Respect, sagte Heinrich, sich ernsthaft komisch verneigend. Ihr würdet kurzen Proceß machen; indessen ist hier ein Umstand zu berücksichtigen: der König hätte, selbst wenn er Muth genug zu einem solchen Gewaltstreich besäße, doch nicht gesetzliche Gründe dazu.

Das sind keine gesetzlichen Gründe, wenn ein Unterthan sich für den rechtmäßigen Erben meines Thrones — nein, mich sogar für den unrechtmäßigen Besitzer erklären will?

Ja, wenn das Alles gerichtlich bewiesen wäre, durch gültige Zeugen, durch unumstößliche Documente. Aber so besteht der ganze Grund, auf den er bauen könnte, aus den Papieren eines Advokaten, der mit ihnen auch

einen ziemlich zweideutigen Ruf hinterläßt und ebenso gut ein Abenteurer gewesen sein kann, wie ein Abgesandter der Guisen an den Papst. Ja, was noch besser ist: sie sagen, daß diese Papiere nie existirt haben, sondern von uns geschmiedet worden seien, um durch ihre Verbreitung dem Hofe Mistrauen gegen die Guisen einzuflößen.

Das ist doch — rief die Prinzessin heftig.

Natürlich, unterbrach Heinrich sie lächelnd. Sie bürden uns nur auf, was sie selbst thun würden.

Also läugnen sie jetzt ganz den Plan einer Ligue?

Keineswegs; nur stellen sie dieselbe als nothwendig zur Erhaltung des heiligen katholischen Glaubens dar. Derselbe, sagen sie, sei durch die sträfliche Brüderschaft Monsieurs mit uns und durch die Schwäche des Königs so gefährdet, daß der katholische Adel sich zu sei-

ner Vertheidigung erheben müsse. Kurz, sie wollen im Großen, was in Poitou Ludwig von La Trimouille und in Picardie Jakob von Humières bereits gethan haben — nämlich eine Verbrüderung stiften, deren Zweck die Aufrechthaltung der heiligen katholischen Kirche ist — d. h. mit andern Worten, die Vernichtung der Ketzer. Ob wir uns vernichten lassen wollen, das ist eine andere Frage, die wir hoffentlich mit einem heitern Nein beantworten werden. Der eingestandene Zweck der Ligue aber ist dieser.

Und der uneingestandene wird sich später offenbaren, setzte Duras hinzu.

Wie wird es euch denn gefallen, ihr Herren, wenn ihr den Herzog von Guise als König werdet begrüßen sollen? fragte Fervaques.

Ich hoffe, wir werden ihn vorher noch einige Male auf dem Schlachtfelde begrüßen, rief Maximilian von Rosny.

Wenn der ganze französische Adel es thut,

so thut es doch Johann Ludwig von Nogaret von La Valette nicht, sprach der junge Edelmann dieses Namens, der sich durch eine bedeutende Anmaßung auszeichnete.

Das ist gut, daß der Herzog von Guise doch wenigstens einen Gegner hat, bemerkte die Prinzessin etwas satyrisch.

Mit Eurer Erlaubniß, Madame, es dürften sich ihrer noch einige mehr finden, sagte Lavardin.

Ich glaube es gern, antwortete sie, und wenn er auch wirklich keine Gegner fände, so fände er eine Gegnerin und zwar an mir. Ich könnte freilich nicht das Schwert führen — die Zunge aber würde ich, beim Himmel, nicht schonen.

Da hättet Ihr nur die Herzogin von Montpensier, mit der Ihr kämpfen müßtet, bemerkte Heinrich, und ich fürchte, gegen die würdet Ihr im Nachtheil sein.

Ja, Gott behüte uns vor deren Zunge, sprach Fervaques. Und vor der meiner verwünschten Carnavalet, brummte er in den Bart dazu.

Da ging die Thür auf und herein trat, in Reisekleidung, d'Aubigné.

Was — du? rief der König.

D'Aubigné! rief Alles.

Ich bin es, sprach dieser, und ich bringe wichtige Nachrichten.

So siehst du aus, sprach Heinrich, ohne jedoch irgend große Neugier zu bezeigen. Begrüße nur erst meine Schwester — dann sprich.

Von wo kommt er denn? fragte die Prinzessin.

Von Blois. Ich hatte ihn hingesandt, um mit Monsieur und Cossé zu reden —

Und ist Euch das gelungen, d'Aubigné? rief Katharina lebhaft.

Ja, Madame; doch zuerst, Sire, das Wichtigste. Der König hat sich zum Haupt der

Ligue erklärt, und es ist beschlossen, daß fortan nur eine Religion in Frankreich herrschen soll.

Der König hat sich zum Haupte der Ligue erklärt? Du hast wol falsch gehört, oder höre ich falsch, d'Aubigné?

Ihr hört die Wahrheit, die ich rede, Sire. Der König von Frankreich hat sich zum Oberhaupte der Ligue erklärt, welche wider uns geschlossen worden ist.

Aber bedenkt er denn gar nicht, daß er sich dadurch vom Könige aller Parteien zum Haupte einer Partei erniedrigt?

Nein; er trachtete nur danach, den Herzog von Guise, den die Ligueurs zum Oberhaupte fordern wollten, nicht zu dieser Stelle gelangen zu lassen.

Also glaubt er doch nicht an die Vorspiegelung, daß die Guisen nur die Ehre ihrer Kirche im Auge gehabt? fragte die Prinzessin.

O nein, Madame; dazu ist er zu klug.

Ja, er ist klug genug, um als Feind einen Feind zu betrügen, aber nicht, um königlich einem rebellischen Unterthan zu begegnen, sprach Navarra ernst. Ich beklage ihn — er wird es bereuen.

Die Edelleute drängten sich nun mit genaueren Fragen um d'Aubigné, und er mußte ausführlicher erzählen. Am 6. December, sagte er, habe der König die Versammlung mit einer Rede, so schön und so voller Anstand gehalten, eröffnet, daß Alles vor Bewunderung ganz still gewesen sei; indessen habe er diese mit der Königin von Navarra theilen müssen, die ein schwarz und orange Kleid und einen prachtvollen Schleier getragen und ganz herrlich ausgesehen habe. Das hatte d'Aubigné übrigens nur vom Hörensagen — er selbst war erst im Januar verkleidet zu Blois angekommen und hatte sich einige Tage ganz im Geheimen aufgehalten, ohne selbst mit den hugenottischen

Abgeordneten zu verkehren, damit er Alles recht genau erforschen könne. Was er auch gehört, daß Don Juan von Oesterreich auf seinem Wege von Mailand nach den Niederlanden als Neger verkleidet und für einen Sklaven seines Begleiters, Ottavio von Gonzaga, geltend, im Herbst durch Paris gekommen sei und sich nach Luxemburg begeben habe, wo er mit dem Herzoge über die Ligue berathen habe, für die der König von Spanien sich im Geheimen sehr interessire. Der König von Frankreich habe die Ligue am 30. Januar unterschrieben und sie am 1. Februar bereits nach Paris geschickt, um sie von allen Magistratspersonen und auch von den Bürgern unterschreiben zu lassen. Dann hatte er von allen Herren des Hofes, von seinem Bruder zuerst, ein Gutachten gefordert, ob die protestantische Religion geduldet werden solle, und Alle hatten dagegen gestimmt.

Da haben wir also den Krieg, meine

Freunde, sprach Heinrich von Bourbon lächelnd zu seinen Edelleuten.

Sire, rechnet auf uns! riefen sie feurig.

Das thue ich, sonst wäre ich nicht so leichten Muthes. Aber du, mein armer Aubigné, wie erging dir es denn weiter?

Ich suchte jetzt Monsieur von Cossé auf und bat ihn, mir Zutritt zu Monsieur zu verschaffen. Aber er rieth mir trocken davon ab. Monsieur hat jetzt Anderes zu thun, als sich seiner Freunde in der Noth zu erinnern, sprach er auf seine gewöhnliche Art. Ich ließ mich jedoch nicht abschrecken, sondern ging auf einen Maskenball und hoffte, dort würde ich am ersten Gelegenheit finden, mit dem Herzoge zusammenzutreffen.

Das war gewagt, sagte Heinrich.

Aber brav, rief Katharina.

Man tanzt also doch noch am Hofe? rief Duras.

Das weiß Gott; gerade, als gäbe es Nichts weiter zu thun. Der König erscheint meistens in Frauenkleidung, und seine Mignons — nun, die sehen alle Tage nicht viel besser aus als Weiber.

Die Mignons? fragte Alles neugierig.

Ja, der Name, den Quelus, Maugiron und Livarot vom Volke erhalten haben, weil der König vorzugsweise in sie vernarrt ist, und sie vorzugsweise Narren sind.

Bitte, Aubigné, wie sehen sie denn aus? rief der Vicomte von Grammont.

Der ernsthafte d'Aubigné fuhr verdrießlich herum: Bin ich ein Schneider, um ihre Anzüge im Kopfe zu tragen? Und murrend setzte er hinzu: Befragt um dergleichen Albernheiten einen Papagei, aber nicht mich.

Nun, sei ihm nicht böse und erzähle ein Bischen, selbst von Albernheiten, mischte Heinrich sich gutmüthig darein. Siehst du, diese jungen Köpfe können nicht alle lauter so ernst-

hafte Gedanken haben wie du, und die Wahrheit zu gestehen — ich selbst mag gar gern etwas von dem Hofe hören, der allerdings ein Ort der Sünde ist, aber, seien wir nur ehrlich, ein äußerst angenehmer.

Da es Euch Vergnügen macht, Sire, würde ich ja gern aller Narren Kleidung beschreiben, die es auf Erden nur gibt, betheuerte d'Aubigné ein wenig geringschätzig, aber ich habe wahrlich ein so schlechtes Gedächtniß für dergleichen Dinge, daß ich nur weiß: diese Herren tragen ihr Haar ganz wie die Frauen in langen, gekräuselten Locken, die sich dann wieder um ihre Sammetmützen emporkräuseln, und dazu haben sie an ihren Hemden gesteifte Krausen, die so ungeheuer breit sind, daß ihr Kopf darinnen ganz so aussieht, wie das Haupt Johannes des Täufers in der Schüssel.

Eine erbauliche Beschreibung! rief die Prinzessin, in Lachen ausbrechend.

Ja, bestätigte der grämliche d'Aubigné, Chicot sah wahrhaftig noch vernünftiger aus als einer von ihnen, und doch sind es diese Gehirnlosen, an welche der König das Geld verschwendet, das er wo möglich von den Wittwen und Waisen erpressen möchte.

Daß er sich auch gerade solche erbärmliche Lieblinge gewählt, murmelte La Valette ingrimmig vor sich hin.

Lange, gekräuselte Locken und breite, gesteifte Hemdkrausen, wiederholte Grammont ebenso.

Ihr möchtet wol an dieser Erbärmlichen Stelle sein und gern ihren Putz tragen? fragte d'Aubigné Beide.

Der Liebling eines Königs zu sein, ist, meine ich, die ehrenvollste Stelle, die es für einen Edelmann geben kann, erwiederte La Valette mit brennender Farbe.

Ich glaube, man braucht nicht gerade

bauernhaft im Aeußern zu sein, um für tapfer zu gelten, rief Grammont ebenso.

Still, oder ich erkläre euch Alle für Hochverräther, rief Heinrich mit gebieterischer guter Laune. Könnt ihr euch denn nie an den Gedanken gewöhnen, daß ihr Alle einander werth und nicht Nebenbuhler seid, sondern Freunde sein sollt? Verwünscht seid ihr, setzte er humoristisch verdrießlich hinzu. Derjenige hatte sehr Recht, der da sagte, ein Mensch werde weit mehr von seinen Freunden geplagt als von seinen Feinden.

Verzeiht, Sire, rief Grammont, ebenfalls gutlaunig; es ist wahr, wir plagen Euch, aber warum ist auch d'Aubigné solch ein Bär?

Weil ihr so albern seid, brummte der Genannte.

Und bitte, was geht denn das dich an? fragte Grammont lachend. Will ich deiner Meinung nach ein Narr sein, so ist das ganz

allein meine Sache, und du hast dich so wenig darum zu bekümmern wie darum, daß der Thurm zu Babel einfiel, ehe er noch fertig war.

Recht, Grammont! rief lustig der König. Bär, hörst du's — gib her deine Tatze.

D'Aubigné, durch die Liebenswürdigkeit seines Herrn behext, that, wie ihm geheißen. Grammont schüttelte ihm lachend die Hand — La Valette aber zog sich mit einer Miene zurück, in der es deutlich stand, daß er nicht zu gleicher Freundlichkeit geneigt sei. Heinrich jedoch, der kluge und gutmüthige Heinrich, schien es gar nicht zu bemerken, sondern sagte, als wäre gar Nichts vorgefallen: Nun, Aubigné, erzähle uns weiter, von Blois.

Da kann ich nur noch erzählen, wie ich herauskam, antwortete d'Aubigné. Denn kaum hatte ich Zeit gehabt, mich auf dem Balle ein wenig zurechtzufinden, als eine Dame an mir vorüberstreifte und mir zuflüsterte: Folgt mir.

Ich that es, und nahe an der Thür und gerade im dichtesten Gedränge stand sie still und sprach leise und eindringlich: Man hat Euch erkannt; bereits ist der Befehl ertheilt, Euch zu verhaften — Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren. Damit Ihr mir aber traut — ich bin Charlotte von Sauve und immer noch die Freundin des Königs, Eures Herrn. Und sie zeigte mir auf einen Augenblick ihr Gesicht und verschwand.

Und du? fragte der König.

Und ich, Sire, eilte aus dem Zimmer, wechselte mit meinem Diener die Kleider und machte, daß ich über die Loire kam.

Demnach hast du Monsieur nicht gesehen und weißt Nichts von seinen Gesinnungen.

Verzeiht, Sire; gesehen habe ich ihn nicht, aber von seinen Gesinnungen kann ich die genaueste Auskunft geben: er hat die Belagerung von La Charité vorgeschlagen — das Geschütz

sollte bereits dahin abgehen, und er selbst wird die Belagerung leiten.

Der Verräther! rief empört die Prinzessin.

O, das überrascht mich gar nicht, sprach Heinrich gleichmüthig. Heute Freund — morgen Feind — daran muß man sich jetzt gewöhnen, meine Schwester.

Zufolge dieser philosophischen Ansicht machte er mit Condé und d'Amville ganz vergnügt eine Contreligue und fing an, alle Städte wegzunehmen, die sich irgend nehmen ließen. Es war wirklich, als führe er zum Vergnügen Krieg, so lustig und keck griff er überall mit seinem kleinen Heere die Uebermacht an.

Margarethe aber nahm die Sache nicht so leicht auf. Selbst später, als sie ein ganz freies Leben führte, suchte sie, wie auch ihre Memoiren beweisen, noch immer ihren Ruf zu schützen — wie viel empfindlicher mußte sie daher nicht jetzt noch gegen jeden Angriff sein,

den sie erlitt, oder auch nur zu befürchten hatte. Daß sie in üble Nachrede gerathen müsse, wenn sie an einem Hofe bleibe, von welchem aus Krieg gegen ihren Mann geführt werde, das sah sie als unvermeidlich voraus, und so ging sie gereizt und erbittert in das Kabinet ihrer Mutter, wo sich, wie sie wußte, der König befand, und geradezu und ohne allen Rückhalt machte sie ihm die heftigsten Vorwürfe über die Täuschung, in welcher er sie erhalten, indem er ihr immer vorgespiegelt, daß er selbst sie zu ihrem Manne führen wolle. Ich habe mich nicht nach meiner Neigung verheirathet, setzte sie hinzu; es ist nach dem Willen des Königs Karl und meiner Mutter, sowie nach Euerm geschehen. Und da Ihr mich ihm einmal gegeben habt, so habt Ihr auch nicht das Recht, mich ihm vorzuenthalten, und ich sage es Euch ohne Umschweife, daß ich, wenn Ihr mir nicht die Erlaubniß ertheilt, zu ihm zu

gehen, auf jede Art eine Flucht versuchen werde, und sei es mit Gefahr meines Lebens.

Und ich sage Euch auch ohne Umschweife, antwortete Heinrich, ebenfalls heftig gereizt, daß Ihr ganz Recht habt, wenn Ihr vermuthet, ich hätte Euch bisher absichtlich hingehalten, um Euch dann Euern Urlaub ganz abschlagen zu können. Ich will Krieg gegen die Hugenotten und ihre elende Religion vertilgen, die so viel Böses verursacht hat. Und dabei sollte ich Euch in ihre Hände geben, gewissermaßen als Sicherheit gegen mich? Nein, das soll nicht geschehen, und wenn Ihr, wie Ihr sagt, eine Flucht versuchen wollt, so sollt Ihr es bereuen; darauf verlaßt Euch. Auch Euerm Mann sollt Ihr dadurch weit eher Schaden als Nutzen bringen. Nun thut, was Ihr wollt.

Ganz empört über diese Gebietersprache entfernte Margarethe sich und versammelte ihre Freunde, um mit ihnen Rath zu halten. Alle

waren mit ihr der Meinung, daß sie nicht am Hofe bleiben dürfe, über das Wohin dagegen verschiedener Ansicht. Einige riethen zu einem verwandtschaftlichen Besuche in Savoyen oder Lothringen, Andere zu einer Wallfahrt nach Saint Claude oder Loretto, und Margarethe wußte, wie es gewöhnlich ist, durchaus nicht, auf wessen Rath sie eigentlich hören sollte.

Unter den Anwesenden befand sich auch die verwittwete Prinzessin von La Roche-sur-Yon, die binnen Kurzem nach Spa reisen wollte — ebenso ein gewisser Mondoucet, der Agent des Königs in Flandern gewesen und kürzlich von daher zurückgekehrt war. Dieser Mann hatte mehrere Versuche gemacht, den König zu einer Unternehmung auf Flandern zu vermögen, indem er ihm versicherte, daß viele Herren und ebenso Gemeinden weit lieber unter französischer als unter spanischer Herrschaft stehen würden. Heinrich jedoch, genug mit den Hugenotten und

der Ligue beschäftigt, hatte auf diese Anträge nicht geachtet, Mondoucet sich darauf an d'Anjou gewandt und bei diesem williger Gehör gefunden. Ja, die Phantasie des Herzogs hatte so sehr Feuer gefangen, daß er Mondoucet in seine Dienste genommen hatte, und dieser unter dem Vorwande, die Prinzessin von La Roche-sur-Yon zu begleiten, augenblicklich zurück nach Flandern und dort Alles thun sollte, um sowol die Großen, wie die Städte zu bewegen, die alte Oberhoheit über Flandern und Artois, welche Frankreich ehemals besessen und dann an Spanien abtreten müssen, dem Herzoge d'Anjou anzutragen. Daß dieser sie nicht ablehnen würde, darüber sollte Mondoucet jeden Zweifler beruhigen.

Mondoucet nun neigte sich zum Herzoge und sagte leise: Monseigneur, wenn die Königin irgend ein Uebel vorgeben könnte, für welches die Bäder von Spa nützlich sind, so wäre

das für Eure Pläne in Flandern sehr gut — sie könnte dort viel thun.

Getroffen von dieser Idee, rief d'Anjou augenblicklich: Königin, suchet nicht länger — Ihr müßt mit Madame der Prinzessin nach Spa. Ich weiß, daß Ihr einige Male eine Rose am Arme gehabt — Ihr müßt sagen, die Aerzte hätten Euch damals gleich Spa dagegen verordnet, aber die Jahreszeit wäre nicht günstig gewesen. Jetzt aber wäre die rechte da, und folglich bätet Ihr den König um Urlaub dahin.

Mehr sagte er nicht, denn der Kardinal von Bourbon, der schon damals für einen einfältigen aber treuen Anhänger der Guisen galt, war gegenwärtig. Margarethe aber, eingeweiht in seine Pläne, verstand ihn ohne Weiteres und ging sogleich auf seinen Vorschlag ein, der auch nicht nur von allen Gegenwärtigen, sondern am nächsten Tage auch von Heinrich und

Katharinen gebilligt wurde, so daß gleich ein Courier an Don Juan von Oesterreich abging, um diesen von Seiten des Königs um die nöthigen Pässe zu ersuchen.

Während nun Margarethe die Anstalten zu ihrer Reise machte und auf die Pässe wartete, belagerte und nahm d'Anjou la Charité, und Mayenne rückte in Poitou ein und that, trotz seiner Langsamkeit, noch mehr als d'Anjou.

Dieser traf in der ersten Hälfte des Mai zu Plessis-les-Tours wieder mit seiner Familie zusammen. Der König gab dort ihm zu Ehren ein großes Fest, bei welchem die Damen in grüner Männertracht, halb entblößt und mit fliegenden Haaren den neuen Helden aufwarteten. Dann gab Katharina ein Gartenfest zu Chenonceaux, bei welchem die Damen in Damast von zwei Farben erschienen. Nach diesen Ergötzlichkeiten aber trennte Alles sich:

Heinrich und Katharina gingen nach Poitiers, um näher an Brouage zu sein, welches Mayenne belagerte. D'Anjou brach zur Belagerung von Issoire, und Margarethe nach Flandern auf.

Zwölftes Kapitel.

Die schöne Königin von Navarra reiste mit dem Glanze, der ihrer zwiefachen Herrlichkeit gebührte. Ihre Sänfte, die ganz aus Glasscheiben bestand und Pfeiler hatte, die inwendig mit granatrothem Sammet überzogen waren, kam zuerst; dann folgte die der Prinzessin von La Roche-sur-Yon und die der Madame von Tournon, Ehrendame Margarethens. Zehn Fräulein ritten mit ihrer Gouvernante hinterdrein, umgeben von Edelleuten, und der Rest der Gesellschaft, der aus älteren Damen und ehrwürdigen Prälaten bestand, schloß in sechs Wagen den Zug.

Der Bischof von Cambray, welches damals ein geistlicher Staat war und nur unter spanischem Schutze stand, war der erste der flamändischen Großen, welcher Margarethe festlich und mit dem ganzen spanischen Ceremoniel empfing. Die Stadt fand sie nicht so gut gebaut wie die französischen Städte, durch die geräumigen Straßen und Plätze aber angenehmer als diese, und die Kirchen sehr groß und schön. Der Bischof gab ein großes Fest, zog sich jedoch nach dem Abendessen zurück und überließ es dem Gouverneur der Citadelle, Herrn d'Inchy, während des Balles und der darauf folgenden Collation von Confituren den Cavalier der Königin zu machen. D'Inchy, der sich unter den Flamändern durch eine wahrhaft französische Grazie auszeichnete, übernahm dieses Amt mit einem Eifer, der den spanischgesinnten Bischof mistrauisch gemacht hätte, wenn er klüger gewesen wäre. Auch Marga-

rethen entging es nicht und sie nahm nur die Hälfte davon als Tribut für ihre Liebenswürdigkeit an — die andere Hälfte schrieb sie den französischen Gesinnungen d'Inchy's zu, und nicht mit Unrecht — d'Inchy wünschte lebhaft, die Herrschaft seines Bischofs, der ihm an Geburt nicht überlegen und in jeder andern Art ihm untergeordnet war, mit der eines französischen Prinzen zu vertauschen. Doch muß eingestanden werden, daß diese Gesinnungen immer lebhafter wurden, je länger er sich mit der bezaubernden Königin unterhielt, die nach ihrem eigenen Geständnisse Alles anwandte, um ihn zu gewinnen. Es gelang ihr das so gut, daß er am andern Morgen den Bischof um Erlaubniß bat, die Königin bis nach Namur begleiten zu dürfen, wo Don Juan sie empfangen wollte. Der Bischof erlaubte es, und d'Inchy kokettirte als ihr Reisecavalier nicht wenig bei der feierlichen Einholung, welche an den Gren-

zen von Cambresis durch dreihundert Edelleute stattfand, an deren Spitze der Graf von Lalaing, ein ebenso eifriger Katholik wie Spanierfeind, und sein Bruder, der Herr von Montigny, die Königin begrüßten und nach Valenciennes, einer Gouvernementsstadt des Grafen, begleiteten.

Hier jedoch hatten nur die Edelleute Margarethens ein Abendfest — sie mit ihren Damen sollte erst am andern Tage zu Mons gefeiert werden, wo die Gräfin von Lallaing mit etwa hundert Damen der Stadt und der Gegend sie erwartete und so freudig und ehrfurchtsvoll empfing, als wäre Margarethe keine fremde Fürstin, sondern die Herrin des Landes.

Margarethe war ebenso geschmeichelt, wie eingenommen von ihrer Wirthin, die von einer seltenen anmuthigen Naivetät erschien. So wurde ihr während des Banketts ganz unbefangen ihr kleiner Sohn überreicht, den sie

ebenso nahm und an die Brust legte, nachdem sie ihr Leibchen von weißem Silberstoffe mit Goldstickerei und Diamantknöpfen Angesichts der ganzen Gesellschaft aufgemacht hatte. Die Königin würde wahrscheinlich bei jeder andern Gelegenheit über ein Betragen dieser Art die Nase gerümpft haben, hier aber wurde sie durch den Zauber der Natürlichkeit so bestochen, daß sie der schönen Gräfin die liebenswürdigsten Dinge sagte und ihrem ganzen Gefolge mit Entzücken über das reizende Bild voranging.

Als während des Balles, der in demselben Saale gehalten wurde, Margarethe einmal bei ihrer schönen Wirthin saß, sprach sie mit der süßen Schmeichelei ihrer Stimme: So glücklich ich mich auch in dieser Gesellschaft und besonders in der Eurigen fühle, so möchte ich doch fast wünschen, ich hätte es nicht genossen; denn welcher Schmerz wird bei unserer Trennung der Gedanke sein, daß wir einander nie mehr

begegnen werden! Ja, wahrlich, ich zähle es mit zu den Misgeschicken meines Lebens, daß der Himmel uns Beide nicht in einem Lande geboren werden ließ.

Die Gräfin antwortete lebhaft: Dieses Land hat früher zu Frankreich gehört und die Neigung für dieses glimmt noch in den meisten Herzen. Was mich betrifft, so habe ich, seit ich die Ehre gehabt, Euch zu sehen, nichts Anderes mehr in der Seele. Früher hingen wir wol am Hause Oesterreich; aber seit dem Tode der Grafen Egmont und Horn und der übrigen Herren, von denen die meisten nahe Verwandte von uns waren, verabscheuen wir Nichts so sehr wie die spanische Herrschaft, und wünschen Nichts so eifrig, wie ihr Joch abschütteln zu können. Aber wie sollen wir dazu Kraft gewinnen, da unser Land durch die verschiedenen Religionen so zerspalten ist? O, gefiele es doch Gott, daß er dem Könige von Frank-

reich, Euerm Bruder, eingäbe, dieses Land wieder zu erobern! Wir würden ihn mit offenen Armen empfangen.

Jetzt war Margarethe, wo sie sein wollte. Der König, mein Bruder, hat keine Neigung zum Kriege, sagte sie; überdies beschäftigen ihn auch die Hugenotten zu sehr. Aber mein Bruder, Monsieur d'Alençon, der den Königen, meinem Vater und meinen Brüdern an Tapferkeit, Klugheit und Güte Nichts nachgibt, dürfte sich wol zu dieser Unternehmung geneigt finden lassen. Er ist mit den Waffen vertraut und auch in diesem Augenblicke Befehlshaber der königlichen Armee, mit welcher er seit meiner Abreise den Hugenotten bereits die starke Stadt Issoire abgenommen hat. Ihr könntet Euch keinem Prinzen anvertrauen, der Euch nützlicher sein könnte, da er ein so großes Reich wie Frankreich so nahe ganz zu seiner Verfügung hätte. Und hätte er Monsieur dem Grafen,

Euerm Manne, für dessen Beistand zu danken, so würde dieser von ihm Alles erhalten, was er verlangte; denn mein Bruder ist dankbar, ehrt die Männer von Ehre und Tapferkeit und steht daher an der Spitze des besten Adels von Frankreich. Ich glaube, man wird wol bald wieder Frieden mit den Hugenotten schließen; daß mein Bruder frei wäre, herzukommen! Und wird er durch Eures Mannes Unterstützung hier Souverain, so würdet Ihr auch mich sehr oft hier sehen; denn nie liebten Bruder und Schwester einander mehr als wir Beide.

O, Madame, rief die Gräfin, glaubt Ihr denn, ich habe nicht daran gedacht — ich habe überhaupt absichtslos so mit Euch geredet? Nein, nein; sobald ich sah, daß Ihr mir die Ehre anthatet, mich liebzugewinnen, beschloß ich gleich, Euch nicht wieder abreisen zu lassen, ohne Euch mein Herz offenbart zu haben. Erlaubt, daß ich heute Abend mit meinem Manne

davon rede — dann kann er selbst morgen genauer mit Euch sprechen.

Wer war zufriedener als die schöne Diplomatin Margarethe? Und als der Graf von Lallaing am andern Morgen mit ihr sprach, gelang ihr Alles ebenso nach Wunsche, und es wurde ausgemacht, daß der Herr von Montigny nach Frankreich kommen sollte, um mit dem Herzoge d'Anjou über ihre allerseitigen Pläne zu unterhandeln.

Acht Tage lang blieb Margarethe zu Mons, ließ sich täglich ein Bankett und einen Ball geben, ließ sich anbeten und gewann ihrem Bruder mehr Grund und Boden in Flandern, als weder der geschickteste Unterhändler, noch der tapferste Feldherr es vermocht. Dann begleitete der Graf mit allen seinen Edelleuten sie so weit er konnte, ohne mit Don Juan zusammenzustoßen, welchen er immer trotzig vermieden hatte.

Don Juan ließ es sich vermuthlich nicht träumen, daß er in der schönen Königin eine so gefährliche Gegnerin empfing. Er stieg ernsthaft vom Pferde, näherte sich der geöffneten Sänfte und begrüßte seinen erlauchten Gast mit aller feierlichen Ritterlichkeit des alten Spaniens. Dann begleitete er sie, immer neben der Sänfte herreitend, nach Namur, welches prächtig erleuchtet war. Der späten Ankunft wegen gab es diesen Abend kein großes Fest; dafür wurde Margarethe fürstlich in einem Hause bewirthet, welches ganz mit Sammet und Seide, mit Silberstoff und Stickerei von Goldschnüren tapeziert war. Diese prachtvollen Stoffe hatte Don Juan zu Mailand von einem Pascha zu Geschenk erhalten, dessen zu Lepanto gefangene Kinder er ohne Lösegeld zurückgesandt hatte.

Am nächsten Morgen hörte Margarethe zuerst eine Messe nach spanischer Art — nämlich mit Begleitung von Geigen und Hör-

nern — dann speiste sie mit Don Juan, der sich von Ottavio von Gonzaga auf den Kieen kredenzen ließ, an einer besondern Tafel; die große für ihr Gefolge und seine Damen und Herren stand drei Schritte weiter. Nach Tische war Ball — Don Juan der Ritter der schönen Fürstin, welche gekommen war, um mit ihren zarten Fingern seinem Bruder die Niederlande zu entwenden. Immer wieder richtete er das Wort an sie und versicherte ihr, wie glücklich er sei, sie zu bewirthen. Es ist mir, als sähe ich die Königin, meine Herrin, die ich so sehr geehrt habe, sprach er. Es ist erstaunlich, wie viele Aehnlichkeit Ihr mit ihr habt. Aber auch Euch, Madame, habe ich bereits gesehen. Margarethe lachte. Ja, als Ihr verkleidet durch Paris reistet und ebenso einem Ball im Louvre beiwohntet. — Ihr wisset es! Wer hat es Euch gesagt? — Der Abt von Brantôme. Und er hat mir auch noch mehr

gesagt. — Doch nicht, was ich über Euch geurtheilt? — Ganz recht. — Der Schwätzer! Daß ich doch nicht mit ihm gesprochen hätte! — Laßt es Euch nicht leid thun, Sennor Don Juan; Ihr könnt von einer Frau viel sagen, wenn Ihr nur zugleich eingesteht, daß sie schön sei, sagte Margarethe mit heiterer Laune. — Königin, antwortete Don Juan galant, wer das von Euch nicht sähe, oder sehen wollte, müßte entweder von Natur oder freiwillig ein Blinder sein.

Am andern Morgen fuhr man auf einem prächtigen Kahne, der von kleinen Nachen mit Musik umgeben war, auf der Maas nach einer Insel, wo in einer Halle von Grün Bankett und Ball stattfand. Erst am dritten Tage nach ihrer Ankunft zu Namur setzte sie, nach einem höflichen Abschiede von Don Juan und einem vertraulicheren von d'Inchy, ihre Reise nach Lüttich fort.

Dort empfing der Bischof sie, wie sie ihn beschreibt, ein Herr von großer Tugend, Freundlichkeit und Güte, angenehm von Person und Betragen, ehrenhaft, prachtliebend und sehr geläufig Französisch sprechend. Er war aus seinem schönsten Palaste ausgezogen, um ihn der Königin einzuräumen, und dieser Palast hatte so schöne Fontainen, Gärten und Galerien, und Alles in und an ihm war so reich mit Marmor, Vergoldungen und Malereien verziert, daß man nichts Schöneres sehen konnte. Hierher ließen die Prinzessinnen sich den Brunnen von Spa bringen, und blieben sechs Wochen, welche eine ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten bildeten.

Aber kurz vor der Abreise kamen unangenehme Nachrichten. Erstens hatte Don Juan sich wider Uebereinkunft der Citadelle von Namur bemächtigt, und das ganze Land war in Gährung. Zweitens schrieb d'Anjou, und

durchaus nichts Erfreuliches. Er war nach der Einnahme mehrerer Plätze nach Poitiers an den Hof gekommen, aber so behandelt worden, als hätte er gar Nichts für den König gethan. Die Mignons herrschten; Bussy, dem der König anfangs Gnade bezeigt, stand ebenso in Miscredit, wie zur Zeit du Gua's — kurz, es war Alles wieder, wie es gewesen war. Zugleich warnte d'Anjou Margarethe sowol vor den Spaniern, wie vor den Hugenotten, da beide Parteien unterwegs sie könnten auffangen wollen.

Margarethe schickte Mondoucet zum Prinzen von Oranien, um einen Paß zu erhalten; nachdem sie jedoch in großer Unruhe drei Tage umsonst auf ihn gewartet, entschloß sie sich, ohne Paß abzureisen, damit ihr durch die Zögerung nicht etwa noch Schlimmeres begegne. Einige Herren von ihrem Gefolge jedoch, welche nicht so viel Muth hatten, bestachen den Schatz-

meister, damit er sage, es sei kein Geld da, um die Wirthe zu bezahlen, und so kam es, daß der Königin die Pferde zurückgehalten wurden — ein öffentlicher Schimpf, welcher der stolzen Tochter Frankreichs ganz unerhört dünkte.

Die Prinzessin von La Roche-sur-Yon kam, indem sie das Geld vorstreckte, zu Margarethens Beistand, und so konnte diese endlich aufbrechen.

Aber gleich das erste Nachtquartier in Huy war schlimm. Diese Stadt gehörte zwar zum Bisthume Lüttich, erkannte jedoch den Bischof nicht mehr an, weil er sich neutral hielt und sie für die Generalstaaten war. Kaum war daher Margarethe in ihrem Quartier abgestiegen, als die Bürger, etwas Aehnliches fürchtend, wie Namur von Don Juan erfahren, die Sturmglocke läuteten, Geschütze auffuhren, Ketten über die Straßen zogen und die ganze Nacht über in Waffen blieben, so daß Marga-

rethe, sammt ihrem Gefolge, Gott dankte, als sie Huy mit seinen mistrauischen Bürgern hinter sich hatte. Dinant jedoch, wo sie die zweite Nacht zubringen wollte, bereitete ihr einen noch schlimmern Empfang. Dort war eben Bürgermeisterwahl gewesen und daher die ganze Stadt betrunken. Margarethe hatte einen Edelmann nebst Fourieren vorausgeschickt, um Quartier zu bestellen, fand aber, als sie selbst am Thore anlangte, dieses vor ihnen gesperrt und die Zornigen umsonst versuchend, sich durch Geschrei Gehör zu verschaffen. Der Tumult wuchs — das Thor blieb zu. Endlich erhob Margarethe sich in ihrer Sänfte, nahm ihre Maske ab und machte ein Zeichen, daß sie mit dem vornehmsten unter den Bürgern zu sprechen wünsche. Etwas gezähmt durch einen so schönen Anblick, entschloß er sich, heranzukommen, und Margarethe bat ihn, Schweigen zu gebieten, damit sie sich verständlich machen könne.

Als das endlich geschehen war, erklärte sie den guten, betrunkenen Bürgern von Dinant, wer sie sei und wie sie hierher komme, versicherte sie ihrer völligen Unschädlichkeit und bat sie schließlich, doch ihr und ihren Damen für diese Nacht nur den Eintritt in die Stadt zu erlauben; ihr übriges Gefolge könne, um jedem Verdacht zu begegnen, in den Vorstädten bleiben. Die Bürgerschaft von Dinant überlegte es sich, daß Frauen unmöglich eine Stadt einnehmen könnten, gab gnädig die von so schönem Munde erbetene Erlaubniß, und so zog denn Margarethe mit den Vornehmsten ihres Gefolges und umgeben von der trunkenen und bewaffneten Masse in das so tapfer vertheidigte Thor ein. Aber ach, unter denen, die sie begleiteten, war auch der Oberhofmeister des Bischofs von Lüttich, den dieser ihr zur Sicherheit mitgegeben hatte, und der Bischof und Dinant hatten kürzlich eine Fehde miteinander gehabt. Kaum

wurde daher der unglückliche Oberhofmeister erkannt, so erhob sich ein Geschrei, als sei die Stadt nunmehr rettungslos verloren. Schimpfreden und Steine hagelten auf den armen Mann, der achtzig Jahre alt war und einen weißen Bart hatte, der ihm bis auf den Gürtel ging. Doch was kümmerten die Vertheidiger von Dinant sich um das ehrwürdige Aussehen ihres Feindes? Er wäre ein Opfer ihrer Vaterlandsliebe geworden, hätte Margarethe ihn nicht in ihre Wohnung genommen.

Im Anfange zwar rückten sie auch gegen diese zu Felde, und Büchsenkugeln in Masse flogen gegen die Mauern, die keineswegs zu den stärksten gehörten. Die geistlichen Herren ebenso gut wie die Damen verloren dieser kannibalischen Gastfreiheit gegenüber sowol das Herz, wie den Kopf, und wurde draußen geschrieen, so wurde drinnen gewehklagt. Margarethe allein behielt ihre königliche Ruhe und

fragte nach dem Wirthe des Hauses. Er war gegenwärtig und erschien, aber zitternd an allen Gliedern. Ruft dem Volke aus dem Fenster zu, daß ich mit den Bürgermeistern reden will, sagte Margarethe. Der Mann schwur hoch und theuer, das könne nicht geschehen — das könne er nicht thun; aber sie antwortete ihm so gebieterisch: Es muß geschehen und Ihr müßt es thun, daß er gleichsam wider Willen seine Stimme über das Getümmel hin erschallen ließ und endlich auch wirklich die Bürgermeister herbeibeschwor.

Diesen würdigen Männern gegenüber nun, die so voll süßen Weines waren, daß sie sich kaum im Gleichgewicht erhalten konnten, entfaltete Margarethe aufs Neue ihre Beredtsamkeit und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie gefährliche Folgen es für Dinant haben könnte, eine so vornehme Dame zu beleidigen, welche mit allen vornehmen Herren des Landes und

besonders mit dem Grafen von Lallaing in den freundschaftlichsten Beziehungen stehe. Jetzt klärten plötzlich alle Gesichter sich auf, und der Aelteste fragte grinsend und trunken stammelnd: Wie — Ihr seid die Freundin des Herrn Grafen? — Margarethe, die wohl einsah, daß eine Verwandtschaft mit dem Grafen ihr hier mehr nützen würde, als die mit allen Potentaten der Christenheit, antwortete, ohne zu zögern: Nicht nur seine Freundin, sondern sogar seine Verwandte. Von nun an gab es statt des Geschrei's und der Büchsenschüsse Reverenzen und Händedrücke; selbst dem Oberhofmeister gestattete man auf das feierliche Versprechen hin, der Stadt nichts Uebles zufügen zu wollen, den Aufenthalt, und Margarethe hatte sich und den Ihrigen wenigstens die Nachtruhe gesichert.

Aber auch nicht mehr. Als sie am andern Morgen in die Messe gehen wollte, erschien du Bois bei ihr, der Heinrich's III. Agent bei

Don Juan war und ihr ankündigte, er habe Briefe vom Könige erhalten, in welchen dieser ihm befehle, sie sicher nach Frankreich zu geleiten. Demzufolge habe er Don Juan gebeten, ihm den Herrn von Barlemont mit einer Schaar Reiterei zu ihrer Escorte zu geben, dieser halte nun vor der Stadt und warte auf Einlaß, und sie möge die Bürger bitten, ihm den zu gewähren.

Margarethe rief den Kardinal von Lenoncourt, den ersten Prälaten ihres Gefolges, bei Seite, theilte ihm diese Forderung mit und sprach ihr Mistrauen aus. Ich fürchte sehr, sagte sie, daß diese sogenannte Escorte einen zweifachen feindlichen Zweck hat: sich Dinants für Don Juan zu bemächtigen und mich als Gefangene nach Namur zu führen. — Das wäre schrecklich, erwiederte mit blassem, langem Gesichte der Kardinal, aber ich glaube es auch. — Und was machen wir denn da? — Ja, Ma-

dame, sprach der Kardinal nach einer langen, nachdenklichen Pause, das weiß ich nicht. — Gut, sagte sie lächelnd, ich sehe wohl, daß ich hier wieder mein eigener Rath sein muß. Unterhaltet Ihr nur diesen kleinen du Bois, so will ich mit Gottes Hülfe uns auch aus dieser Verlegenheit helfen.

Der Kardinal unterhielt den Agenten, so gut er konnte; die Königin aber ließ in das Nebenzimmer die Bürgermeister rufen, sagte ihnen, daß Barlemont vor der Stadt sei und rieth ihnen, sich erst zu bewaffnen und dann nur ihn, doch nicht seine Mannschaft einzulassen. Die Bürgermeister waren über Nacht wieder nüchtern geworden, begriffen sogleich, um was es sich handele, boten Margarethen ritterlich ihre Dienste und sogar ihr Leben an und versprachen ihr, sie auf einen Weg zu bringen, auf welchem sie Nichts mehr von Don Juan zu befürchten haben sollte.

Der Herr von Barlemont wurde nun eingelassen; als er jedoch für seine Mannschaft dieselbe Vergünstigung zu erhalten suchte, thaten die Bürger schrecklich rebellisch und drohten, ihn umzubringen. Es blieb ihm also Nichts übrig, als von du Bois unterstützt, die Königin zu überreden, daß sie sich ihm anvertraute. Margarethe zeigte sich auch ganz bereit, hörte nur rasch die Messe und brach dann nach einem hastigen Mittagsmahle auf. Den Herrn von Barlemont lebhaft unterhaltend, schlug sie, von etwa dreihundert bewaffneten Bürgern begleitet, den Weg nach dem Thor ein, welches nach der Maas führte. Ihr seid hier nicht richtig, Madame, bemerkte Barlemont. Sie schien es nicht zu hören und sprach lebhaft fort, bis sie an das Thor und aus der Stadt kamen. Dort bestieg sie mit ihrem ganzen Gefolge so rasch die bereits wartenden Kähne, daß Barlemont, den noch überdies die ganze Masse der Bürger

mit Geschrei und Klagen umdrängte, das verdrießliche Nachsehen hatte.

Mit dem Abend zog Margarethe in das feste Schloß Fleurines oder vielmehr in den Hof desselben ein, welcher glücklicher Weise offen stand. Das Schloß blieb noch einige Stunden für sie geschlossen; denn der Herr davon, den sie beim Grafen von Lallaing gesehen, war eben abwesend, und seine Frau glaubte sich bedroht und weigerte der hohen Reisenden hartnäckig den Einlaß. Um zur Unannehmlichkeit noch die Angst zu fügen, erschienen auf einer nahen Höhe gegen dreihundert Edelleute, welche, wie Margarethe erfuhr, von Don Juan abgesandt worden waren, um sich ihrer zu bemächtigen. Da sie glauben mochten, Margarethe sei in das Schloß eingelassen worden, so lagerten sie sich draußen, dergestalt, daß sie ihnen am andern Morgen hätte in die Hände fallen müssen, wäre mit sinkender Nacht nicht der

Herr von Fleurines mit dem Auftrage des Grafen von Lallaing angekommen, die Königin sicher zu geleiten. Von nun an kam sie nur noch durch Städte, in denen der Name ihres Begleiters ihr eine ehrenvolle Aufnahme sicherte, und nachdem sie sich auch einer Schaar von Hugenotten, die ihr auflauerte, dadurch entzogen, daß sie zu Schloß Cambresis zu Pferde stieg, erreichte sie nach einigen Stunden glücklich die Grenze.

Dreizehntes Kapitel.

Gott sei gelobt! rief sie, als sie sich wieder auf französischem Boden befand. — Ja, Gott sei gelobt! riefen alle ihre Damen.

Gott und die Königin, sprach mit salbungsvoller Artigkeit der Kardinal von Lenoncourt. Eure Majestät haben sich wie ein Schutzengel und eine Heldin zugleich bewährt.

Es thut mir leid, Monsieur Kardinal, daß ich Euch diese Schmeichelei nicht zurückgeben kann, erwiederte sie lachend.

Der Prälat schämte sich ein wenig; doch die Freude, sich endlich in Sicherheit zu wissen,

ging über seine beunruhigte Eitelkeit, und so erklärte er am andern Morgen: so gut wie in Frankreich schlafe es sich doch nirgends sonst.

Margarethe reiste nun nach la Fère, welches zu ihrer Apanage gehörte. Dort wollte sie den Abschluß des Friedens erwarten.

Ein Courrier d'Anjou's harrte bereits auf ihre Ankunft. Der Friede war geschlossen — der König wieder zu Paris — d'Anjou in sehr widerwärtigen Verhältnissen und daher um so sehnsüchtiger nach der Ankunft seiner Schwester verlangend. Der Courrier hatte den strengsten Befehl, ihm diese augenblicklich zu melden.

Kaum langte der erwünschte Bote an, als d'Anjou Bussy nebst seinem ganzen Haushalte nach Angers schickte und mit etwa zwanzig Edelleuten Paris verließ, um mit Extrapost nach La Fère zu eilen.

Dort war die Freude des Wiedersehens sehr groß. D'Anjou hatte heftig danach verlangt

und Margarethe war durch die überstandenen Abenteuer zu einer Lebendigkeit gereizt worden, welche sich nur durch die stärksten Gefühlsausbrüche genügend äußern konnte.

Und nicht nur alle ihre Zärtlichkeit, auch alle ihre reiche Phantasie bot sie auf, um ihrem Bruder ein wenn auch flüchtiges, doch für den Augenblick berauschendes Glück zu verschaffen. Es gelang ihr. Gern hätte er mit Petrus gesagt: „Hier lasset uns Hütten bauen.“ Immer wieder rief er aus: O meine Königin, wie ist es einem wohl bei Euch. Mein Gott, dieser Hof ist ein Paradies, übervoll von aller Art Erquickung, und der, welchen ich verlassen, eine Hölle, wo jede Qual zu finden ist.

Ist's denn noch immer so schlimm? fragte sie.

Wißt Ihr, was zu Poitiers vorgegangen ist, in demselben Schlosse, wo der König von Frankreich wohnte?

Nun?

Nun, Villequier kommt eines Morgens zu seiner Frau, die eben aus dem Bett steigen will, und nachdem er mit ihr noch gelacht und gescherzt, zieht er den Dolch und ersticht sie und zugleich mit ihr das Fräulein, welches ihr den Spiegel hält.

Mein Gott, und warum? Doch nicht einer Untreue wegen?

Freilich — Barbizy's wegen, dem sie geschrieben hatte. Villequier hatte den Brief aufgefangen und darin deutlich gelesen, daß er nicht der Vater seines Kindes sein würde.

Hat er das denn jemals gedacht? fragte die Königin mit Achselzucken. Franziska von der Mark war doch wol bekannt!

Auch sagt man, daß ein heimlicher Befehl vom Könige Veranlassung zu diesem grausamen Morde gewesen sei. Unser guter Bruder soll ungnädig auf die arme Frau gewesen sein, weil ihm von ihr versagt worden war, was sie dem

kleinen Barbizy und vor ihm auch Andern so bereitwillig gewährt hatte.

O, ich glaube das wohl, sagte Margarethe kalt.

Gewiß ist es wenigstens, daß Villequier nicht bestraft worden ist; der König und unsere Mutter verboten sogar einem Jeden bei Hofe, ihn durch eine Erinnerung an diese That einer gerechten Rache zu kränken. Ebenso wenig ist die Châteauneuf bestraft worden.

Was hat denn die gethan?

Ihren Mann erstochen, wie Villequier seine Frau.

Auch weil sie einen Brief von ihm an eine Andere aufgefangen hatte?

Nein; weil sie ihn mit einer Andern fand.

Hm, sagte die Königin, wenn alle Frauen, deren Männer untreu würden, sie so bestrafen wollten, wie viele Männer blieben da am Leben?

Nicht zehn von hundert und ebenso wenig Frauen, wenn alle Männer dergleichen gerechte Rachethaten ausübten. Doch laßt uns nicht an dergleichen unangenehme Dinge denken — nur an das Glück, einander wiederzuhaben.

Und an die Krone von Flandern.

Recht, meine Königin, meine schöne und stolze Schwester. Doch wo werdet Ihr bleiben, während ich in Flandern bin?

Bei dem Könige, meinem Manne.

Werden sie Euch jetzt hinlassen?

Ich hoffe doch.

Die ehrgeizigen Pläne der Geschwister erhielten durch die Ankunft des Herrn von Montigny, der von fünf bis sechs Edelleuten aus den ersten Häusern des Hennegau begleitet wurde, einen noch lebhafteren Aufschwung. Montigny brachte Briefe vom Grafen von Lalaing und von d'Inchy; dieser bot seine Dienste an — der Graf glaubte für das Hennegau und

Artois stehen zu können. D'Anjou ließ es weder an schönen Redensarten, noch an reichen Geschenken fehlen; unter den letzteren befanden sich goldene Medaillen, auf denen man Margarethens Bildniß neben dem seinen sah. Sehr befriedigt reisten die Abgesandten zurück; und d'Anjou eilte nach Paris, um Unterstützung vom Könige zu erlangen.

Margarethe folgte ihm bald und wurde vom Könige und den beiden Königinnen feierlich zu Saint-Denis eingeholt. Der wandelbare Heinrich, der heute haßte und morgen liebte und Beides immer mit Leidenschaft, konnte sich an der Erzählung ihrer Reise und der von ihr bestandenen Gefahren nicht satt hören und mit Bewunderung ihres Muthes und ihrer ihm neu gewordenen Schönheit nicht aufhören. Und Margarethe, sanguinisch und eitel, wie sie, strotzend von Gesundheit und Lebenslust, eben war, gab sich seinen Schmei-

cheleien hin und glaubte in ihrer Bethörung, die Zeit ihres Glanzes werde wiederkommen.

Auch schien es Anfangs wirklich so. Feste, reicher und üppiger als je, bildeten ein glänzendes Planetensystem, dessen Sonne die Königin von Navarra war; Huldigungen wurden ihr gleich duftenden Kränzen zu Füßen gelegt.

Einer der eifrigsten Tributpflichtigen war Guise's Bruder, der Herzog von Mayenne, der in diesem Sommer Brouage eingenommen, oder vielmehr dazu bewogen hatte, sich ihm zu übergeben. Groß und fett, überlegt und schwerfällig, sehr bequem und sehr langsam, hatte er schon mehrere Male die undeutliche Absicht gehabt, sich in Margarethe zu verlieben, war aber immer nicht dazu gekommen. Bald war Krieg gewesen — bald hatte er bei der Ligue helfen, dann wieder sich verheirathen müssen. Jetzt aber hatte er ein Mal Zeit, volle, reichliche Zeit, und er benutzte sie. Er

tanzte — er äugelte — er sagte Schönheiten, und zuletzt seufzte er sogar.

Margarethe kam aus den Niederlanden, wo sie Brunnen getrunken hatte — das will so viel sagen, als ihre Stimmung war nicht romantisch; dafür aber war sie frisch und keck gestimmt, und der Herzog von Mayenne, den sie zu einer andern Zeit mit seiner phlegmatischen Leidenschaft erbarmungslos aufgezogen haben würde, kam ihr gar nicht so übel vor. Und dann — sie hatte seit La Mole noch keinen Liebhaber gehabt, und zu ihrem Manne zu kommen, gab es für den Augenblick noch gar keine Aussicht, kurz, sie warf ihrem dicken Vetter von Lothringen eines Abends mit herausforderndem Lächeln die Neckerei zu: man sage, daß er seit Kurzem mondsüchtig geworden sei.

Der Herzog von Mayenne entwickelte dieses Mal eine merkwürdige Auffassungskraft, ob-

gleich er sonst nur durch das Gegentheil berühmt war. Ich bin es allerdings, antwortete er, und Ihr seid der Mond, der Schuld daran ist.

Ihr erschreckt mich, sagte Margarethe ernsthaft.

Es ist nicht nöthig, daß Ihr erschreckt, antwortete er kaltblütig; Ihr braucht nur Mitleid mit mir zu haben.

Erst rathe ich Euch, Geduld zu haben.

Ich habe diesen Sommer in der größten Hitze mehr als zwei Monate vor Brouage gelegen, folglich Geduld gelernt, versicherte er.

Gut, sagte sie lachend.

Doch dauerte die Zeit seiner Prüfung nicht so lange. Da die schöne Königin im Grunde Lust hatte, einen Liebhaber zu haben und zwar gerade den Herzog von Mayenne, so wurde das Uebereinkommen bald genug nach der ersten Eröffnung geschlossen.

Margarethe that nur noch einige Fragen,

mehr aus Uebermuth als aus Ernst. Die erste war: Aber was wird Eure Frau sagen?

Mayenne zuckte die Achseln. Als ob die etwas sagen dürfte, die ich mit sechs Kindern geheirathet habe!

Und der König, mein Mann?

Ich glaube, gar Nichts.

Ihr seid überzeugend, mein Vetter; doch noch ein Umstand ist bedenklich. Ich bin jetzt eine solche Heldin gewesen, daß ich mich nur einem Helden ergeben darf. Worauf gründen sich nun Eure Ansprüche auf Heldenschaft?

Ich habe Brouage genöthigt, sich mir zu ergeben, antwortete er unerschütterlich ruhig.

Wahr! rief sie. Nun, ich kann nicht weniger thun, als Brouage gethan. Mein Vetter, Ihr seid unwiderstehlich.

Bald merkte der Hof, was man von der Freundlichkeit der Königin gegen den dicken

Herzog zu denken habe. Man lachte etwas und fand ihren Geschmack wunderlich; Margarethe lachte mit, und so sagte man denn zuletzt: der dicke Herr müsse doch irgend einige Vorzüge haben. Die hatte er auch: er war immer gleich verliebt und dabei immer gleicher Laune, d. h. immer phlegmatisch und gemäßigt, behaglich und nie verdrießlich. Gewiß, er war ein sehr bequemer Liebhaber; er störte weder ein Fest durch Eifersüchtelei, noch machte er üble Laune durch Nachlässigkeit; immer zu derselben Stunde erschien er mit demselben Gesicht. Daher regte er auch die Phantasie keineswegs auf, und eine Frau konnte bei der Liebe zu ihm so ungestört schlafen, essen, mit ihrem Papagei schön thun und sich putzen, als liebte sie gar nicht.

Auch gedieh Margarethens Gesundheit vortrefflich bei dieser Liebe, und ihre Schönheit blühte wie ein Frühling voll Schmelz und

Magie. Ein neapolitanischer Edelmann war einzig um sie zu sehen nach Frankreich gekommen, gerade als sie aus Flandern zurückkehrte. Da sie nun noch zwei Monate zu La Fère blieb, schob er seine Reise auf, bis sie an den Hof kommen würde. Doch ein Besuch bei einem Freunde hielt wieder ihn einige Wochen auf, und so kam es, daß er erst jetzt die ersehnte Schönheit sah. Aber nun sagte er auch: Früherhin hatte die Prinzessin von Salerno einen solchen Ruf wegen ihrer Schönheit erlangt, daß man einen Reisenden, der von Neapel kam, immer zuerst fragte: ob er die Prinzessin gesehen habe. Antwortete er mit Nein, dann sagte man: So habt Ihr Neapel nicht gesehen. Und ebenso hätte ich, wenn ich die Königin von Navarra nicht zu Gesichte bekommen und man mich bei der Heimkehr gefragt hätte, ob ich Frankreich und den Hof gesehen, mit Nein antworten müssen, weil ich die nicht erblickt,

die beider höchste Zierde ist. Jetzt aber, da ich sie so genau betrachtet, kann ich wol sagen, daß ich die Schönheit der ganzen Welt geschaut, und befriedigt reise ich von hinnen.

Ein französischer Edelmann, der in dieser Zeit zuerst an den Hof kam, äußerte gegen Brantôme: Wenn der Herr des Essars, der sich in seinem Buche von Amadis so viele Mühe gibt, die schöne Nicquée deutlich zu schildern, diese schöne Königin gekannt hätte, so würde er nicht so vieler Worte bedurft haben; er hätte nur sagen dürfen, daß Nicquée das Ebenbild der Königin von Navarra, der Einzigen in der Welt, gewesen sei, und sie war ohne alle Worte noch weit besser dargestellt als jetzt. Und von ihren Begleitern hörte man, daß die Soldaten der alten spanischen Banden laut gesagt: die Eroberung einer solchen Schönheit sei mehr werth als die eines Königreiches, und glücklich wären die Soldaten, die in

ihrem Dienste und unter ihrem Banner sterben könnten.

Kurz, man hätte denken sollen, daß es in Frankreich weiter Nichts zu thun gäbe, als die Königin von Navarra zu bewundern und am Hofe Feste feiern zu helfen.

Manche von diesen waren Orgien nicht unähnlich. So erschien bei der Hochzeit eines Edelmannes, welche im Hôtel von Guise gefeiert wurde, nach dem Abendessen der König maskirt, mit dreißig Prinzessinnen und Damen, gekleidet in Silberstoff und weiße Seide und mit unzähligen Steinen geschmückt, und dieser Zug und die Masse des Gefolges, welche hinter ihm kam, brachte eine solche Verwirrung hervor, daß der größte Theil der Hochzeitgäste den Platz räumen mußte, und die anständigen Frauen und Fräulein sich vor den Scenen, die nun folgten, sittsam zurückzogen.

Derweile wurde sowol d'Anjou wie Bussy

mit jedem Tage von den Mignons Heinrich's geringschätziger behandelt. Es waren dieses außer dem Grafen von Quelus, den Herren von Maugiron und Livarot, der Vicomte von Grammont, welcher den König von Navarra verlassen hatte, der Graf von Saint-Megrin und die Herren d'Arques und Saint-Luc, von denen einer immer anmaßender war, als der andere.

Bussy's Blut siedete oft, wenn er die Spöttereien dieser jungen Stutzer auf seinen Herrn regnen hörte und ihn doch nicht zu schützen vermochte. Tag und Nacht sann er darauf, wie er sie seinerseits demüthigen könne.

Endlich kam er auf einen guten Einfall. Am heiligen Dreikönigstage führte der König die Bohnenkönigin, Mademoiselle von Pons, aus dem Louvre in die Messe in der Kapelle von Bourbon, so geputzt, gestärkt und gekräuselt, daß es eine wahre Lächerlichkeit war.

Wo möglich noch übertriebener ausstaffirt kamen die Mignons hinterdrein. Da erschien, im Gefolge d'Anjou's, Bussy in einfach kriegerischer Tracht — hinter sich aber hatte er sechs ganz in Goldstoff gekleidete Pagen und sagte ganz laut: Es ist jetzt die Zeit gekommen, wo gerade die Lumpen am prächtigsten einhergehen.

Dieses Wort war eines, welches kein Edelmann, ohne sich zu entehren, auf sich beziehen durfte; aber es blieb gleich einem vergifteten Pfeile in der Brust eines jeden dieser jungen Fante zurück, die wenigstens das Gute hatten, daß sie ebenso brav wie narrenhaft waren. Es war folglich nur vier Tage darauf, daß bei dem Balle, welcher allabendlich stattfand, Bussy und Grammont in den heftigsten Streit geriethen und sich auf den andern Morgen an das Thor Saint-Antoine bestellten.

Die Zweikämpfe waren damals großartiger als heut zu Tage. Bussy erschien mit drei-

hundert Edelleuten — Grammont nicht mit weniger; doch ein Befehl des Königs, der noch zeitig genug anlangte, nöthigte beide Parteien, ohne das Schwert gezogen zu haben, nach Paris zurückzukehren.

Dafür erschien am Nachmittage Grammont vor Bussy's Wohnung in der Straße des Prouvaires, wo er eindringen wollte. Ein hitziger Kampf entspann sich an der Thür des Hauses, und das Blutvergießen wäre bei der gegenseitigen Erbitterung groß gewesen, hätte der König nicht abermals hingesandt, und zwar die Herren von Cossé und Strozzi, welche Bussy mit sich in den Louvre nahmen, wohin bald auch Grammont gebracht wurde. Abermals gab es hier nun Verweise, Befehle und endlich einen Vergleich.

Als ob Wasser und Feuer sich mit einander vergleichen ließen.

Es war am ersten Februar früh, d. h. schon

sehr spät für die gewöhnliche Sterblichkeit, aber früh für Heinrich und seine Mignons. Quelus hatte sich von seinen Pagen das Haar locken, die Wangen schminken, aus den Augenbrauen die überflüssigen Haare ziehen, die Zähne reinigen und den Schnurrbart kräuseln lassen und war eben dabei, den puffigen Hosen, an denen lange Seidenstrümpfe befindlich waren, das rechte Bein entgegenzustrecken, als d'Arques, Saint-Luc und Saint-Megrin hereintraten. Von diesen drei jungen Leuten war Saint-Luc der schönste, Saint-Megrin der tapferste und d'Arques der trägste.

An diesen wandte sich daher auch Quelus, um mit schmachtender Miene und schleppendem Tone zu fragen: Was, d'Arques, bist du schon auf?

D'Arques, der sich matt an Saint-Luc lehnte, antwortete nicht, sondern sagte nur mit seinem letzten Athem: Laßt mich nieder.

Saint-Luc geleitete ihn zu dem Bette, welches der Mode nach breiter als lang und überreich verziert war, so daß es ebenso gut für eine Kapelle wie für eine Ruhestatt gelten konnte. Auf dieses von Seide und Daunen schwellende Lager sank d'Arques nieder und schloß, wie in Ohnmacht, die Augen.

Bringe ihm meine Confiturenbüchse, sagte Quelus zu einem Pagen, ohne jedoch die Augen von seinem linken Beine abzuwenden, welches nun seinerseits bekleidet werden sollte.

D'Arques streckte einige Finger aus. Der Page hielt ihm die Büchse hin, sah jedoch sogleich, daß d'Arques zu matt sei, um sich selbst eine Pflaume herauszunehmen, und ersuchte daher Saint-Luc, es zu thun. Saint-Luc erfüllte nicht nur diese Bitte — er that noch mehr und steckte dem ermatteten Freunde die Pflaume in den Mund. D'Arques fand denn auch wirklich so viel Kraft, um sie zu kauen,

und nachdem er darauf einen Augenblick geruht, öffnete er die Augen und erhob die Hand, um dieses Mal selbst noch eine Pflaume aus dem silbernen, höchst zierlichen Büchschen zu nehmen. Ah, das stärkt, sagte er aufathmend und aß noch eine dritte, richtete sich dann langsam in die Höhe und sprach zu Quelus: Ich glaube, du hast mich vorhin etwas gefragt. Jetzt kann ich dir antworten.

Quelus jedoch war in diesem Augenblicke zu beschäftigt, als daß er auf irgend etwas außer seiner eigenen Person hätte achten können. Einige Pagen hatten ihm mit unendlicher Mühe die Schuhe mit den großen Bandrosen angelegt, die für seinen Fuß viel zu klein waren — andere ihm den langen seidenen Morgenrock und sein Nachthemd ausgezogen — jetzt kam das reine Hemd daran, welches seit einigen Minuten an dem frisch angefachten Feuer gewärmt worden war. Es war äußerst

fein, durch und durch mit Hohlstich genäht und mit noch feinerer Leinwand gefüttert, aber eben dieser Auserlesenheit wegen durfte es nur mit großer Vorsicht übergeworfen werden; denn wie leicht konnte bei irgend einer unzarten Behandlung nicht der ungeheuere Kragen, diese Meisterschöpfung einer königlichen Phantasie, sich zerknittern, und dann hätte man natürlich ein neues Hemd holen und mit der ganzen Arbeit wieder von vorn beginnen müssen.

Indessen diese Mühe sollte den armen Pagen erspart bleiben. Das Hemd wurde glücklich übergeworfen, der Kragen im rechten Augenblick emporgehoben, das Wamms gebracht und angezogen, der Kragen in gehöriger Rundung darübergelegt, und Quelus sah sich gemessen nach d'Arques um und sagte: Du fragtest mich vorhin etwas, wie ich glaube.

Ja, sprach d'Arques, der sich unterdessen noch mit einigen Pflaumen mehr gestärkt

hatte: Ich fragte dich, was du vorhin gefragt hättest.

Ich fragte dich, antwortete Quelus und hielt mit dem Athmen inne, damit man ihm das Wamms zuknöpfen könne, doch nicht bis oben herauf, damit das blendende Hemd und die weiße Brust sichtbar bleiben möchten, ich fragte dich, fuhr er nach dieser nöthigen Pause fort, wie es käme, daß du so früh zu mir kämest.

Das frage du Saint-Megrin, antwortete d'Arques; er hat mich heute fast durch den Schrecken getödtet, den er mir verursachte, indem er mich aus dem tiefsten Schlafe aufrief.

Ja, sprach Saint-Luc, mich hat er auch geweckt und noch früher, aber ich bin nicht so faul wie du, d'Arques.

Ich glaube, Saint-Megrin ist rechter Vetter vom Hahn, bemerkte Quelus, dessen Beine eben unbarmherzig geschüttelt wurden, damit die

Strümpfe sich recht glatt anschmiegten. Dann wurden die mächtigen Manchetten angethan.

Saint-Megrin, der in düsteres Sinnen versunken gewesen war, fuhr jetzt empor. Was soll ich — was wollt ihr?

Wissen, was du so früh gewollt hast, erwiederte Quelus, sich in einem silbernen Becken mit wohlriechendem Wasser die Hände waschend.

Ja, so; sagte Saint-Megrin, sich aus der Zerstreuung aufrüttelnd.

Nimm dich in Acht! rief Saint-Luc; du zerknitterst dir deinen Kragen.

Ach, laß den Kragen, erwiederte Saint-Megrin ungeduldig. Wir sind oft genug weibisch — laßt uns heute ein Mal Männer sein. Hört, einer von uns muß sich von Neuem mit Bussy schlagen.

Ja, wenn man ihn nur nicht erst beleidigen müßte, meinte d'Arques. Das kostet so viele Anstrengung.

Ich will ihn für dich beleidigen — dann schlage du dich, sagte Saint-Luc.

Ja, dann ist es gut, erwiederte d'Arques.

Nein, sprach Saint-Megrin, Quelus muß ihn fordern.

Gut, sagte Quelus, der eben aus einer reichen Schachtel die Ringe auswählte, die man ihm anstecken sollte, aber aus welchem Grunde?

Er hat dich beleidigt, antwortete Saint-Megrin.

Ich weiß zwar Nichts davon, sprach Quelus, aber wenn du es sagst, so muß es wahr sein. Die Pagen machten ihm eben die Ohrgehänge ein und befestigten ihm um den Arm eine Perlenschnur und um den Hals eine große Kette von Ambra- und Goldkörnern, vermischt mit Perlen und geschnittenen, mit kleinen Diamanten besetzten Oliven.

Er hat dich gestern auf dem Balle über die Achsel angesehen, sprach Saint-Megrin.

Allerdings, pflichtete Quelus bei, indem er einen kleinen Spiegel einsteckte, dann muß ich ihn fordern. Er setzte den Hut auf, dessen Federbusch aus prächtigen, als Aigretten gefaßten Steinen bestand.

Wann wirst du's denn? fragte Saint-Luc.

So bald ich ihn treffe, versetzte Quelus und steckte sein Schnupftuch und seine Confiturenbüchse ein.

Das kannst du heute, rief Saint-Megrin. Er reitet in den Tuilerien ein Pferd zu.

Gut, dann ist's heute. Kommt ihr mit?

Ich will es meinen! rief Saint-Megrin.

Ich begleite dich, sagte Saint-Luc.

Ich bin nun doch einmal aufgestanden, da kann ich ebenso gut dabei sein, sprach d'Arques, sich schwerfällig erhebend.

Quelus zog während dessen ein Paar kleiner Handschuhe und über diese ein Paar großer an, die mit granatrothem Atlas gefüttert waren

und mit Schnuren gleicher Farbe angebunden wurden. Dann nahm er noch seinen Mantel und seinen Degen, und nun sagte er: Ich bin fertig.

Dann gingen sie. Saint-Megrin sagte: Mir wird bei allen den Bällen und Maskeraden Zeit und Weile lang — es wird eine ordentliche Erquickung sein, den hochmüthigen Bussy wieder ein Mal vor der Klinge zu haben.

Was möchtest du denn eigentlich? fragte d'Arques schläfrig.

Warum?

Nun, weil die Bälle und Maskeraden dich langweilen.

Krieg.

Den haben wir ja eben erst gehabt, bemerkte Saint-Luc.

Ihr nennt das Krieg, sagte Saint-Megrin wegwerfend. Einige Städte genommen, und noch nicht einmal durch Sturm — durch ge-

fahrlose Uebergabe. Ich meine, einen ordentlichen Krieg.

Du willst noch etwas Anderes, sagte Quelus. Und was?

Die Klinge blank Guise gegenüber stehen.

Du hast Recht, rief Saint-Megrin und preßte die Hand des Grafen so kräftig, daß Quelus ihn ernstlich bat, seiner Handschuhe zu gedenken.

Du hassest den Benarbten, sprach Saint-Luc.

Noch mehr als Bussy. Den haß' ich eigentlich überhaupt nicht — er ist mir nur zuwider. Den Guisard aber —

Aber du liebst doch seine Frau, bemerkte d'Arques langsam.

Eben deswegen, sagte Saint-Luc lachend.

Eine Stunde später flog durch ganz Paris die Nachricht, Bussy sei bei dem Thore Saint-Honoré von den vier Mignons angegriffen, und der Hauptmann Rochebrune, der ihn be-

gleitet, gefährlich verwundet worden. Er selbst war entkommen und hatte Paris augenblicklich verlassen.

Das kam vom Vertragen zwischen Bussy und den Mignons heraus.

Vierzehntes Kapitel.

Saint-Luc's Hochzeittag kam heran. Er heirathete auf Heinrich's besondern Befehl Johanna von Brissac, Tochter des Marschall von Cossé, die größte Häßlichkeit des Hofes. Was den König bewogen hatte, seinen Günstling zu dieser Ehe zu bestimmen? Unerforschlich sind die Herzen der Könige.

Es konnte keinen größeren Gegensatz geben als zwischen dem hohen, schönen Bräutigam und der kleinen, bucklichten Braut. Auch war der ganze Hof versammelt, um dieses Schauspiel zu genießen, nur die Königin-Mutter, die Königin von Navarra und der Herzog

d'Anjou fehlten. Katharina nämlich hatte, bei der Aufregung des Festes neue Beleidigungen ihres jüngsten Sohnes befürchtend, von Heinrich die Erlaubniß erhalten, mit d'Anjou und Margarethe in Saint-Maur zu Mittag zu speisen, dafür aber versprochen, die Geschwister zum Erscheinen auf dem Balle zu bewegen.

Es dämmerte jedoch schon stark, und sie erschienen noch nicht, und Heinrich fing bereits an, die ertheilte Erlaubniß zu bereuen.

Auch die Mignons waren ungeduldig.

Ob sie kommen werden?

Ob sie überhaupt schon zurück sind?

Ob sie überhaupt heute noch zurückkommen?

Ich fürchte sehr, sie kommen nicht.

Ich glaube, sie werden über Nacht zu Saint-Maur bleiben.

Das wäre abscheulich.

Dann ginge deiner Hochzeit das Gewürz ab, Saint-Luc.

Ja wol, bemerkte Chicot, der seine Nase in die Gruppe gesteckt hatte, da ihr nicht auf eure eigene Kosten witzig sein könnt, so wäre Monsieur unersetzlich, und an deiner Stelle, Saint-Luc, würde ich ihn fordern.

Katharina war jedoch nicht nur zurückgekehrt, sie hatte auch ihr Möglichstes gethan, um die Abneigung der Geschwister gegen den Hochzeitball zu überwinden. Margarethe, mit der Ermahnung, sich recht prächtig zu kleiden, von ihr entlassen, stand unentschlossen und unlustig in ihrem Kabinet, als ihre Amme vorsichtig die Thür öffnete und zwei Herren einließ — der eine klein, der andere groß. Margarethe wandte sich mit Befremden um — es waren d'Anjou und Bussy.

Mein Gott — Ihr! rief sie mit Erschrecken.

Ich, meine Königin — Euer getreuer Ritter, erwiederte Bussy lächelnd, beugte das Knie und küßte ihr die Hand.

Wo kommt Ihr denn her?

Mit Euch von Saint-Maur, wohin mich Monsieur beschieden hatte.

Welche Unvorsichtigkeit! Wenn man Euch erkannt hat!

Fürchtet Nichts — ich bin als Cimier's Schatten hereingeritten. Und dann, wenn man mich auch erkannt hätte, was wäre es weiter? Darf ich nicht mehr in den Louvre kommen?

Nein, Ihr solltet ihn nie mehr betreten. Warum habt Ihr ihn hierherbeschieden, mein Bruder?

Ich muß mit ihm wegen Flandern sprechen, und dann — wie er ganz richtig fragt: darf er nicht mehr in den Louvre kommen?

Ich habe weder geraubt, noch gemordet.

Im Gegentheile — er ist mörderisch angefallen und Quelus im Rathe des Königs selbst als der Schuldige anerkannt worden, setzte d'Anjou hinzu.

Und nicht bestraft worden, sprach Margarethe, und das ist noch schlimmer, als wenn man ihn geradezu für unschuldig erklärt hätte. Dann wäre man wenigstens logisch ungerecht gewesen, jetzt aber ist man es mit frecher Absichtlichkeit. — Glaubt mir, Bussy, Ihr hättet nicht hierherkommen sollen.

Ich bin nun einmal da, Madame, und gänzlich sorglos über mich. Nur das könnte es mich bereuen machen, wenn Ihr Euch sorgtet. Thut es nicht, ich bitte Euch, sondern schmücket Euch zu diesem herrlichen Balle und seid wieder ein Mal die Sonne aller Augen.

Wollen wir denn wirklich gehen? fragte sie den Herzog.

Bussy meint es.

Auf jeden Fall müßt Ihr gehen, Madame. Die Braut würde glauben, Ihr fürchtetet, durch ihre Schönheit verdunkelt zu werden — der Bräutigam, Monsieur be-

neide ihm sein Glück. Nein, Ihr müßt auf den Ball.

Ihr treibt Unsinn, Bussy, und mich drückt es auf dem Herzen, wie die Ahnung von neuem Unglück, sagte sie düster.

Nun dann, um ernsthaft zu reden — wollt Ihr denn, daß diese jungen Narren sich rühmen können, Monsieur fürchte sich vor ihnen? Und das würden sie thun, glaubt mir, wenn er nicht auf dem Balle erschiene.

In dem Falle kommt, mich in einer halben Stunde abzuholen, mein Bruder, und Ihr, Bussy, seid vorsichtig.

Fürchtet Nichts, Madame; Eimier wird mich wie ein Staatsgeheimniß bewahren.

Margarethe kleidete sich an. Ach, was das selbst für die putzsüchtigste Frau für eine Anstrengung ist, sich zu einer Gesellschaft anzukleiden, in die sie ungern geht! Da ist das Kleid zu eng, da wird das Haar nicht glatt, da sitzt

keine Nadel fest, da fällt keine Feder gut. Die schöne Königin von Navarra war seit Jahren nicht so unfreundlich gegen ihre Kammerfrauen gewesen wie heute.

Endlich trat sie an der Hand ihres Bruders in den Ballsaal; die Königin Louise kam ihr entgegen. Ihr kommt schon zu spät, meine Schwester; der König hat bereits mit der Braut getanzt.

Margarethe bedauerte kühl; dann sagte sie: Ich meinestheils bin heute gar nicht aufgelegt zum Tanzen; erlaubt daher, meine Schwester, daß ich mich, wenn ich erst die Braut begrüßt habe, für den ganzen Abend zu Euch setze.

Die Braut nahm die Glückwünsche der beiden Geschwister mit einer empfindlichen Miene auf, welche ihr Gesicht, was viel sagen wollte, noch häßlicher machte, als es bereits war. Auch flüsterte d'Anjou Margarethen hörbar genug zu: Ich möchte doch heute lieber ein Lastträger als Saint-Luc sein.

Die Braut verzog den Mund noch mehr; Saint-Luc beklagte sich wüthend gegen Maugiron.

Laß es gut sein, sagte dieser. Mit dem kleinen Herzoge wollen wir schon fertig werden.

Nach einigen Augenblicken sah man alle Mignons um die Braut versammelt. Der König war nicht sichtbar; er betete eben in einem Nebenzimmer den Rosenkranz, wie es mitten in den Festlichkeiten immer seine Gewohnheit war.

Ich komme, Euch abermals Glück zu wünschen, Madame, redete Maugiron die Braut an.

Ich wüßte nicht, warum Ihr das thun solltet, antwortete sie. Die arme Johanna von Brissac war bei ihrer Schöpfung sehr zu kurz gekommen; nicht einmal die Klugheit hatte sie als Ersatz für die Schönheit erhalten.

Maugiron antwortete: Dennoch thu' ich es, und wenn Ihr nur etwas nachdenkt, so werdet Ihr finden, daß ich einen gerechten Grund dazu habe.

Sie dachte nach — fand jedoch keinen Grund heraus.

Nun, da ich es Euch denn sagen muß — ist nicht eben Monsieur noch erschienen?

Ach ja!

Ihr hattet doch gewiß nicht mehr auf diese Ehre gerechnet.

Da habt Ihr Recht, nein; und ich fühlte mich sehr beleidigt darüber, da doch mein Vater seinetwegen so lange in der Bastille gesessen hat.

Die Dummheit macht bisweilen vortreffliche Epigramme. D'Anjou, der in der Nähe neben den beiden Königinnen stand, biß sich in die Lippen.

Ha, wie könnt Ihr denken, daß er an dergleichen Dinge, wie Dankbarkeit und Verpflichtungen, denken soll? fragte Quelus. Bedarf er nicht aller Gedanken zu der wichtigen Arbeit, seine Person zu verschönern?

Aber gibt es wol eine Mühe, die undankbarer wäre? fragte Saint-Luc lachend.

Wahrhaftig nicht! riefen Alle.

Kann man etwas Häßlicheres sehen als ihn? fragte Livarot.

Ja — meine Braut, murmelte Saint-Luc bei Seite. Laut aber antwortete er: Gewiß nicht, und wenn man selbst zu den Negern reisen wollte.

Ich bitte dich, ein Neger ist gegen Monsieur eine Schönheit, sagte Saint-Megrin ernsthaft.

Er gleicht wahrlich mehr einem Affen als einem Menschen, setzte Grammont hinzu.

Ich möchte wissen, kam nun der langsame d'Arques dazu, an welchem Waldteufel sich die Königin-Mutter mit ihm versehen hat.

Das kann nur der Satan wissen, bemerkte Quelus gravitätisch.

Aber wirklich polizeiwidrig der Frauen we-

gen ist es, daß man ihm erlaubt, sich öffentlich zu zeigen, meinte Maugiron.

Recht; er sollte immer genöthigt sein, eine Maske zu tragen, bestätigte Saint-Luc.

Oder immer nur mit der Finsterniß ankommen wie heute, setzte Livarot hinzu.

Ja, sprach Quelus, die Finsterniß ist seine beste Freundin — die Sonne seine schlimmste Feindin.

Ich fürchte, wenn er einmal König ist, so untersagt er der Sonne, zu scheinen, und seinen Unterthanen, besser auszusehen als er, rief Grammont.

König er — geht doch, sagte d'Arques langsam. Da rebelliren alle Weiber.

D'Anjou hatte Alles mit angehört — den Witz, welcher den empfangenen Spott zehnfach schärfer auf die Gegner zurückwirft, besaß er nicht — losbrechen konnte er nicht, sich halten auch nicht — er überließ seinen Peinigern das Feld.

Margarethe war groß in ihrer Liebe; sie nahm seine Hand an und begleitete ihn aus dem Saale. Ein ungezogenes Gelächter folgte ihnen.

D'Anjou schäumte und knirschte. Margarethe sprach ruhig: Ich habe es Euch gesagt.

Diese Unverschämtheit ertrage ich nicht länger! rief er.

Wäre es nicht besser, sie zu verachten? fragte sie königlich.

D'Anjou war getroffen. Ihr seid in jedem Augenblicke Königin — Ihr habt Recht, meine Schwester, sagte er, plötzlich gemäßigt. Ueberdies würde ein Streit mit diesen Narren mich gänzlich mit dem Könige veruneinigen, und ich brauche ihn wegen Flandern.

Und um einer Krone willen Geduld haben, lohnt sich.

Dennoch wäre es gut, wenn ich auf einige Tage von hier fort könnte. Man ist nicht immer seiner Galle Herr.

Dagegen sage ich Nichts; doch wohin wollt Ihr?

Ich würde eine Jagd zu Saint-Germain vorschlagen, bemerkte La Chastre, ein Edelmann d'Anjou's, der ihn und Margarethe begleitet hatte.

D'Anjou fand den Vorschlag gut und begab sich zu Katharina, die sich eben auskleiden wollte, mit Verdruß seine Erzählung anhörte und augenblicklich den gerade anwesenden Villequier an den König absandte, um diesem den Wunsch des Herzogs mitzutheilen. So befürwortet sah d'Anjou sein Gesuch als gewährt an, befahl, für den andern Morgen Alles in Bereitschaft zu halten, sagte Margarethen noch dankbar gute Nacht und schlief dann, müde vom Aerger, ein.

Heinrich hatte anfangs Nichts in dem Gesuche gefunden und daher zustimmend geantwortet. Als jedoch nach dem Balle die Mig-

nons noch in seinem Kabinet versammelt waren und mit ihm über den Auftritt lachten, in welchem d'Anjou so widerwillig die erste Rolle gespielt, fiel es einem dieser jungen Köpfe gar bald ein, daß unter dieser Jagdpartie irgend eine andere Absicht verborgen sein könne, und mit weiser Miene stellte er diese Möglichkeit auf.

Meinst du? fragte Heinrich. Hm! murmelten die Andern.

Meint ihr auch? fragte Heinrich schon mistrauischer werdend.

Sire — fing der Eine an —

Monsieur war sehr gereizt, fuhr der Zweite fort.

Wer kann es wissen? setzte der Dritte hinzu.

Bedenklich dünkt mir diese plötzliche Jagdlust.

Sie ist bedenklich.

Unmittelbar nachdem er gereizt worden.

Es wäre nicht das erste Mal.

Die Hugenotten sind heute ebenso gut da, wie damals.

Ew. Majestät haben auch noch eine zweite Partei zu fürchten.

Die Guisen?

Die meine ich. Wer kann bestimmt sagen, Monsieur werde sich nicht mit ihnen vereinigen?

Es ist sogar sehr möglich.

Sehr wahrscheinlich selbst, da der Herzog von Mayenne so gut mit der Königin von Navarra steht.

Kurz, ich würde diese Jagdpartie an der Stelle Ew. Majestät nicht erlauben.

Ich ein wachsames Auge auf Monsieur haben.

Ich mich lieber gleich seiner Person versichern.

So wurde denn in diesem weisen Rathe die Gefangennehmung d'Anjou's und seiner vertrautesten Diener beschlossen, und zwar sollte sie augenblicklich stattfinden. Heinrich eilte mit dem Gardehauptmann, Monsieur von Losse, und einigen schottischen Bogenschützen ohne

Weiteres zu Katharinen und fuhr sie, die erschrocken aufwachte, heftig an. Was fällt Euch denn ein, Madame, daß Ihr verlangt, ich soll meinen Bruder gehen lassen? Seht Ihr denn nicht die Gefahr ein, der mein Reich wieder ausgesetzt wäre, wenn ich einwilligte? Auf der Stelle werde ich mich seiner und seiner Leute bemächtigen und seine Papiere untersuchen, und Ihr sollt sehen, ob wir nicht schrecklichen Dingen auf die Spur kommen werden.

Umsonst versuchte Katharina, ihrem Sohne und Herrn vernünftige Vorstellungen zu machen. Er bestand darauf, sich verrückt geberden zu wollen, und sie konnte Nichts thun, als sich, so gut es ging, in ihren Nachtmantel hüllen und die polternde Majestät nach d'Anjou's Zimmer begleiten.

Dort schlugen Ihre Majestäten fürchterlich an die Thür. Ein uneingeweihtes Menschenkind hätte leicht auf den hochverrätherischen

Gedanken kommen können, Allerhöchstdieselben wären ein Stallknecht oder ein Straßenjunge.

D'Anjou wachte auf — ein Siebenschläfer hätte aufwachen müssen —. Was ist denn? fragte er seinen Kammerdiener Cangé.

Ich weiß nicht, Monseigneur, stammelte der zitternd. Rebellen oder Räuber.

Hier im Schlosse? Du bist nicht klug. Frage, wer da ist.

Macht auf, schrie Heinrich draußen.

Der König ist's! sagte d'Anjou verwundert. Mache auf, Cangé.

Bebend gehorchte der Kammerdiener — wüthend stürzte Heinrich herein. Werdet Ihr nie aufhören, Euch gegen mein Reich zu verschwören? Ich werde Euch lehren, was es heiße, mit seinem Könige anzubinden. Und er befahl den Bogenschützen, sich aller Kasten zu bemächtigen und die Kammerdiener aus dem Zimmer zu führen.

Dann kam er an das Bett des verblüfften d'Anjou und fing an, es höchsteigenhändig zu untersuchen. Der Herzog machte, so viel er konnte, Raum für die wühlenden königlichen Hände und suchte nur einen Brief zu retten, den er an demselben Abende von Madame von Sauve erhalten hatte. Diese liebenswürdige Hexe hätte es sich nicht verziehen, hätte sie ihrem früheren Anbeter bei seiner Rückkehr an den Hof nicht abermals den Kopf verdreht. Es war zwar in einem viel gelinderen Grade als das erste Mal, aber doch noch genug, um ihm einen Brief von ihr theuer zu machen.

Aber Heinrich hatte kaum dieses feine Papier erblickt, als er darauf losfuhr wie ein Habicht. Vergebens suchte d'Anjou es ihm vorzuenthalten — vergebens bat er ihn dringend, es nicht zu lesen — Heinrich mußte es haben.

Feierlich eröffnete er es nun unter den

Augen der Königin-Mutter, und es war ein Liebesbrief.

Doppelt wüthend durch diese Beschämung hörte er weder auf d'Anjou, der durchaus die Gründe für diesen Ueberfall wissen wollte, noch gab er ihm Antwort, sondern übergab ihn der Aufsicht des Herrn von Losse und der Bogenschützen, und überließ es ihm, sich die Sache so gut, wie er es vermöchte, zu erklären. Katharina im Nachtmantel folgte der zornigen Majestät nach.

D'Anjou konnte keine andere Erklärung als die verhängnißvollste finden; denn unmöglich schien es ihm, daß der König allen diesen Lärm um Nichts gemacht haben sollte. Demnach erwartete er ein strenges Gefängniß, wenn nicht den Tod.

Doch noch mehr als um sich selbst war er um Margarethe besorgt. Er war damals noch nicht ganz verdorben — er konnte noch lieben.

Monsieur von Losse, ein alter Mann, der es treu mit dem königlichen Hause meinte, konnte sich der Thränen nicht enthalten, als er einen Sohn dieses Hauses auf solche Art in seine Hut gegeben sah.

D'Anjou bemerkte es, und wie eine Thräne im Auge, oder ein Lächeln auf dem Munde eines Andern uns immer ermuthigen, so fragte er den alten Capitain zutraulich und zuversichtlich: Losse, wie steht es um meine Schwester?

Monseigneur, die Königin von Navarra ist bis jetzt noch nicht befragt worden, war die Antwort.

Gott sei Dank! rief der Herzog. Doch weiß ich, meine Schwester liebt mich so, daß sie lieber mit mir gefangen, als ohne mich frei sein wird; darum eilt, mein guter Losse, und bittet die Königin-Mutter, daß sie vom Könige meiner Schwester die Erlaubniß auswirke, meine Gefangenschaft theilen zu dürfen.

Wenn sie die Narrheit begehen will, sich mit ihm einzusperren — ich habe Nichts dagegen, antwortete Heinrich, als ihm das Gesuch vorgetragen wurde.

Margarethe war nicht wenig befremdet, als einer der schottischen Bogenschützen ganz ohne Umstände ihre Bettvorhänge öffnete und sie, die kaum erwacht war, mit den Worten begrüßte: Guten Morgen, Madame; Monsieur Euer Bruder bittet Euch, Ihr möchtet zu ihm kommen.

Seid Ihr nicht ein Schotte von der Leibwache? fragte die Königin, die ihre Gedanken zusammensuchte.

Ja wol, Madame.

Was gibt es denn? Hat mein Bruder keinen andern Boten mir zu schicken als Euch?

Nein. Denn seht, der König ist gekommen und hat Monsieur gefangen genommen und ihm statt seiner Leute uns als Wache gegeben.

Es ist nun einmal nicht anders, und darum sollt Ihr zu Monsieur kommen und seine Gefangenschaft theilen; die Erlaubniß dazu hat er vom Könige erhalten.

Margarethe sah den Schotten starr an — dann brach sie in Thränen aus. O mein Gott, wir sind doch über Nacht nie sicher! Wird denn das Schicksal nie aufhören, uns feindlich zu sein?

Kommt Ihr denn? fragte der Bogenschütze.

Das versteht sich; ich beklage nur mein und meines Bruders Unglück.

Sie stand auf und fing an, immer noch unter Thränen, sich hastig anzukleiden. Den Bogenschützen erbarmte die schöne Frau, die so bitterlich weinen mußte, obgleich sie eine Königin war. Er kam nahe zu ihr heran und raunte ihr ganz heimlich zu: Betrübt Euch nicht so sehr. Ich kann Monsieur Euern Bruder retten, und ich werde es, zweifelt nicht

daran; aber ich muß dann mit ihm zugleich entfliehen.

Euer Glück soll dann gemacht sein, antwortete Margarethe.

Gut, gut, das weiß ich, antwortete er kopfnickend; macht nur jetzt, daß Ihr fertig werdet.

Margarethe beeilte sich so sehr wie möglich. Der Bogenschütze allein begleitete sie nach dem Zimmer des Herzogs. Lauter verstörte Gesichter begegneten ihr im Hofe und in den Gängen.

Dafür kam ihr d'Anjou mit offenen Armen und heiterem Gesicht entgegen. Es gibt wol selten einen Menschen, der in seinem ganzen Leben nicht wenigstens eine Stunde des Muthes und der Kraft gehabt hätte, und d'Anjou hatte eben diese seine kraftvolle Stunde. Trocknet, ich bitte Euch, diese Thränen, meine Königin, sprach er, als Margarethe ihm weinend um den Hals fiel. Euer Schmerz wäre das Einzige, das mich bei dieser Angelegenheit

beunruhigen könnte, denn meine Unschuld und die ehrliche Absicht, die ich gehabt, lassen mich den Anklagen meiner Feinde ruhig entgegensehen. Wollen sie sich ungerechter Weise an meinem Leben vergreifen, so werden sie sich selbst mehr Unrecht thun als mir, der ich Standhaftigkeit genug besitze, um einen solchen Tod zu verachten. Auch ist er nicht das, was ich am meisten fürchte — denn mein Leben ist bisher so voller Widerwärtigkeiten gewesen, daß ich an diesem Nichts zu bedauern sehe — was ich fürchte, ist nur, daß sie mich in einer langen Gefangenschaft schmachten lassen könnten, weil es ihnen an hinreichenden Gründen fehlt, um mich zum Tode verdammen zu können. Doch auch dann werde ich ihre Tyrannei verachten können, wenn Ihr mir durch Eure Gegenwart Stärke verleiht.

Margarethe weinte noch heftiger — d'Anjou war jetzt wirklich die wahre Liebe ihres

Herzens. Mein Leben und mein Geschick sind unauflöslich an Euer Schicksal gebunden, rief sie; Gott allein könnte mich verhindern, Alles mit Euch zu theilen. Bringt man Euch fort von hier, und verbietet mir, Euch zu folgen, so tödte ich mich in Eurer Gegenwart.

Man ließ sie jedoch den ganzen Tag über ungestört; leider aber wurde durch einen unvorsichtigen jungen Menschen, der Bussy diente und diesen seinen Herrn im Louvre zu suchen kam, Bussy's Anwesenheit verrathen, und gegen Abend der Gardecapitain L'Archant befehligt, ihn und Cimier gefangen zu nehmen. L'Archant, welcher mit Bussy sehr genau befreundet war, so daß er Bussy Sohn und dieser ihn Vater nannte, mußte sich allerdings des armen Cimier bemächtigen, doch nach Bussy wollte er nur obenhin suchen und dann berichten, daß er nicht zu finden sei. Bussy aber fürchtete, der König könnte einen Andern schicken, mit

dem er nicht so befreundet sei, und so steckte er den Kopf zwischen den Vorhängen des Bettes hervor und rief vergnügt: Wie, mein Vater, Ihr wollt ohne mich fort? Erachtet Ihr denn meine Aufführung für minder ehrenvoll als die dieses Galgenstricks von Cimier?

Gezwungen umzukehren, sagte L'Archant traurig: O mein Sohn, wollte Gott, es hätte mir einen Arm gekostet, daß Ihr nicht hier wäret. — Ei, mein Vater, rief Bussy, das ist im Gegentheil ein Beweis von dem vortrefflichen Stande meiner Angelegenheiten. Und sich fortwährend über den bleichen Cimier lustig machend, ließ er sich, nachdem L'Archant auch noch La Chastre geholt hatte, mit seinen beiden Unglücksgefährten so sorglos in die Bastille führen, als sähe er es als eine besondere Gunst an, daß gerade dieses Quartier ihm angewiesen werde.

Margarethe bestand inzwischen darauf, die

Ursachen der ihrem Bruder widerfahrenen Behandlung zu wissen, und da Katharina nicht heraufkommen durfte, so verlangte sie nach Jemand anders. Endlich erschien Monsieur von Combaut, Oberhofmeister des Königs, ein sehr ernsthafter junger Mann, der sich sehr feierlich erkundigte, was sie eigentlich zu wissen wünschte.

Warum wir gefangen sind, antwortete die Königin kurz und bündig.

Noch feierlicher erwiederte er: Man darf Götter und Könige nicht um die Gründe ihrer Handlungen befragen; sie thun nur, was gerecht und gut ist.

Aber wir können doch nicht behandelt werden wie die Gefangenen der Inquisition, die errathen müssen, was sie gethan haben, rief Margarethe.

Madame, versetzte Monsieur von Combaut mit unverändertem Gesichte, ich weiß Nichts — ich kann Euch Nichts sagen, aber ich werde für

Euch thun, was ich vermag. Damit empfahl er sich nach einer großen Verbeugung — d'Anjou lachte, und Margarethe zürnte, in Thränen.

Inzwischen hatte Katharina den Rath der Prinzen, Herren und Marschälle versammelt, und dieser war einstimmig der Meinung, daß dem Könige Vorstellungen gemacht werden müßten. Das geschah denn auch, und der wetterwendische Heinrich hörte sie an und bereute sein Betragen, und Katharina kam herauf zu d'Anjou und beredete ihn zur Versöhnung mit dem Könige, und dann war in ihrem Gemache Umarmung.

Auch Bussy, Cimier und La Chastre wurden aus der Bastille geholt, und Heinrich sagte zu dem ersteren: Auch Ihr müsset Euch mit Quelus versöhnen — gehet hin und küßt ihn. — Sire, antwortete Bussy mit der Miene spottender Ehrerbietung, wenn Ihr befehlt, daß ich ihn küsse, so bin ich ganz bereit dazu.

Aber der Kuß, den er dem Mignon gab, war so pantalonhaft, daß der ganze Hof sich eines unterdrückten Gelächters nicht erwehren konnte.

Dann gab es Mittagsessen — alle Welt hungerte — und Ball — man hatte seit gestern nicht getanzt. Aber trotz der Umarmungen und des Mittagsessens und des Balles beschloß d'Anjou, nicht länger am Hofe zu bleiben. Margarethe war ganz einverstanden mit ihm, nur handelte es sich darum, wie er aus dem Louvre herauskommen sollte, da die Pforten so genau bewacht wurden, daß man Jedem, der herauswollte, erst in das Gesicht sah. Die Geschwister überlegten lange — mehrere Verkleidungen wurden vorgeschlagen und verworfen — endlich sagte Margarethe: Nun, geht's nicht durch das Thor, so geht es durch das Fenster — wir lassen Euch in den Graben hinunter. Dann, freilich, müßt Ihr weiter zu

kommen suchen. — Bin ich nur erst aus dem Louvre, antwortete d'Anjou — aus Paris komm' ich schon; aber wo soll das Seil herkommen? Lang muß es sein — stark auch; wer schafft das? — Ich; macht Euch weiter keine Sorge.

In der That ließ sie bereits nach wenig Augenblicken durch einen treuen Diener einen Bettsack in die Stadt tragen, der zerrissen sein mußte. Als er am Nachmittage ausgebessert zurückgebracht wurde, zog Margarethe ein gewaltiges Seil heraus und fragte d'Anjou lächelnd: Erreicht Ihr daran den Boden? — Ei ja wol, und wenn es vom Dache heruntergingen, statt nur aus dem zweiten Stockwerk, antwortete er lustig. Wäre es nur erst Nacht — ich freue mich auf meine Erdfahrt.

Es war ein Fasttag, und Heinrich aß nicht zu Abend, was seinem Magen ebenso heilsam war wie seiner Seele. Katharina war weniger

fromm und speiste in dem kleinen Saale in Gesellschaft Margarethens.

Die Königin von Navarra erwartete mit Ungeduld, daß ihre Mutter die Tafel aufhebe. Endlich geschah es, und Margarethe durfte hoffen, bald erlöst zu sein; nur mußte sie noch Katharina in deren Zimmer begleiten.

Da erschien plötzlich Matignon. Der feine Fuchs hatte etwas gewittert und kam nun, es der Königin-Mutter mitzutheilen und sie zu warnen.

Margarethe hatte ungefähr gehört, was er Katharinen gesagt; sie sah auch, daß diese das Gesicht veränderte, und mit klopfendem Herzen folgte sie Katharinen in deren Kabinet, wohin diese sie in deutlicher Aufregung rief.

Habt Ihr gehört, was Matignon mir gesagt? fragte nun Katharina. — Nein, Madame, antwortete Margarethe, aber das sah ich wohl, daß es etwas Unangenehmes war. —

Ja, etwas sehr Unangenehmes, sagte Katharina; denn Ihr wißt, daß ich dem Könige die Versicherung gegeben habe, Euer Bruder würde nicht zu entfliehen suchen, und jetzt kommt Matignon und sagt mir: er wisse ganz bestimmt, daß der Herzog morgen nicht mehr hier sein werde. Was antwortet Ihr mir hierauf?

Mit aller ihrer Kraft sich bezwingend, erwiederte Margarethe: Was soll ich Euch antworten, Madame? Ihr wißt, welchen Haß Matignon gegen meinen Bruder hegt, und wie er überhaupt Nichts weniger leiden kann als Einigkeit. Ich will mit meinem Leben dafür stehen, daß mein Bruder nicht ans Entfliehen denkt; er hat mir noch nie etwas verschwiegen, würde mir also auch diese Absicht mitgetheilt haben. Sollte ich mich jedoch täuschen, so gebe ich Euch mein Leben preis.

Bedenkt wohl, was Ihr sagt, sprach Ka-

tharina scharf, denn ich nehme Eure Bürgschaft an. Ihr steht also mit Euerm Leben für ihn?

Ja, versetzte lächelnd Margarethe. Gute Nacht, Madame. Und sie eilte auf ihr Zimmer.

Rasch entkleidete sie sich und legte sich zu Bette, um ihrer Damen und Fräulein los zu werden. Ihre Kammerfrauen allein blieben bei ihr.

Als sie sich sicher wußte, stand sie wieder auf. D'Anjou kam bald. Cimier und Cangé waren mit ihm. Das Seil wurde angemacht.

Das Zimmer lag, wie man schon weiß, im zweiten Stock und ging auf den Graben. Mit Hülfe ihrer drei Kammerfrauen ließ Margarethe zuerst den Herzog hinab. Er war guter Dinge, obgleich die Höhe beträchtlich genug war — Cimier dagegen, der sich nicht durch Muth auszeichnete, zitterte an dem Seile wie ein armer Sünder, der heraufgezogen, nicht heruntergelassen werden soll. Cangé war der

letzte. Eben als auch er beinahe den Boden erreicht, sprang ein Mensch aus dem Graben heraus und lief aus allen Kräften fort. Margarethe, bisher gefaßt und besonnen, gerieth außer sich, denn sie glaubte, daß Alles von einem Späher Matignon's gesehen worden und folglich verloren sei. Sie rang die Hände — sie warf sich auf ihr Bett und horchte mit starren Blicken, ob sich nicht Waffengeräusch hören ließe.

Ihre Kammerfrauen riefen unterdessen: Das Seil — das unselige Seil — findet man das, sind wir verloren — was machen wir mit dem Seile? Eine war klüger als die Andern: Ei, wir werfen es ins Feuer. Gesagt, gethan; doch zum Unglück schlug die Flamme so hoch auf, daß die Bogenschützen, welche die Wache hatten, sie bemerkten. Augenblicklich kamen sie an die Thür und schlugen gewaltig an. Da sind sie, stöhnte Margarethe; er ist

gefangen. — Und das Seil ist erst zur Hälfte verbrannt, jammerten leise die Kammerfrauen. — Ruhig, sprach die Königin; geht an die Thür und fragt, leise, als schliefe ich, was es gibt.

Die Kammerfrauen gehorchten. Es ist Feuer im Kamine — wir kommen es zu löschen, antworteten die Bogenschützen. — Das werden wir schon thun, flüsterten die Kammerfrauen; geht nur; Ihr könntet sonst die Königin aufwecken. Und die Bogenschützen gingen ebenso geräuschlos fort, wie sie geräuschvoll gekommen.

Inzwischen hatte d'Anjou sich aus der Abtei von Sainte-Geneviève, deren Mauer an den Stadtgraben stieß, abermals in diesen heruntergelassen. Es war für diese Nacht seine Bestimmung, an Seilen zu hängen. Bussy, Chanvallon und andere seiner Edelleute folgten ihm auf demselben Wege und Alle eilten nach Angers.

Nach einigen Stunden erschien, der Verabredung mit d'Anjou selbst gemäß, der Abt von Sainte-Geneviève im Louvre. Der geistliche Herr hatte dem Herzoge gern geholfen, wollte es aber mit dem Könige nicht verderben, und so log er denn mit einer heiligen Miene, daß d'Anjou mit seinen Edelleuten, während sie das Loch in der Mauer gemacht, ihn eingesperrt hätten, und er erst jetzt von einem Bruder befreit worden sei.

Den Sturm, der nun erfolgte, hielt Margarethe ungebeugt aus, und sie behauptete unerschütterlich, d'Anjou habe sie so gut getäuscht wie den König und die Königin-Mutter, doch stehe sie dafür, daß er keine andern Absichten habe, als nach Flandern zu gehen. Heinrich aber wagte nicht, ihr etwas anzuthun, das d'Anjou hätte rächen können.

Funfzehntes Kapitel.

Bald erfuhr man, daß d'Anjou sich ruhig nach Angers begeben habe und so lange, bis in den Niederlanden Alles zu seinem Empfange bereit sei, dort seinen Hof zu halten gedenke. Das war schon einige Beruhigung, und um deren dem Könige noch mehr zu verschaffen, erbot Katharina sich, noch ein Mal die Vermittlerin zu machen. Demzufolge reiste sie nach Angers, und obgleich d'Anjou sie ziemlich hoch empfing und Bussy sie sogar fragte: Und wer hindert uns, Madame, Euch als Gefangene im Schlosse von Angers festzuhalten? so siegte doch auch

unter diesen ungünstigen Umständen ihre unerschöpfliche Beredtsamkeit, und sie konnte dem Könige von Seiten d'Anjou's die Antwort zurückbringen, daß er zwar weder an den Hof zurückkehren, noch seine Absichten in den Niederlanden aufgeben könne, wol aber feierlich verspreche, Nichts wider seinen königlichen Bruder zu unternehmen.

So waren denn die Befürchtungen von dieser Seite her für den Augenblick beseitigt; aber am Hofe herrschte darum doch keine Ruhe. Kaum hatten die Mignons in Monsieur und Bussy die beiden Gegenstände verloren, an denen sie so recht mit Liebe ihren Uebermuth auslassen konnten, so sahen sie sich nach andern um, und der Herzog von Guise und seine Edelleute waren es, denen sie von nun an die Ehre zuwandten, die Zielscheiben ihres Witzes und ihrer Unverschämtheit zu sein.

Aber der Herzog von Guise hatte nicht die

Geduld d'Anjou's, und wo Bussy allein gestanden hatte, um den Anmaßungen Trotz zu bieten, da bildeten die liguistischen Edelleute oder Guisards eine Schaar, die nicht geringer war als die der Mignons und sich ebenso viel dünkte wie diese. Und der König konnte hier nicht sein Uebergewicht zu Gunsten der Mignons in die Schale werfen, denn die Guisards kümmerten sich so herzlich wenig um den guten Heinrich **III.**, daß es für sie ebenso war, als säße er nicht auf dem Throne.

So kam es denn, daß die Mignons ihre Sticheleien und Ungezogenheiten immer in barer Münze und oft noch mit Zinsen wiedererhielten. Besonders wurde Saint-Luc wegen seiner Frau und Quelus wegen des Versöhnungskusses von Bussy verspottet. Quelus war durch das Bewußtsein, in jenem Augenblicke der Gegenstand des allgemeinen Gelächters gewesen zu sein, ohnedies schon gedemüthigt und gereizt genug,

und hörte daher eine Anspielung darauf nie, ohne innerlichst wüthend zu werden. Unsere Feinde aber wissen meistens sehr gut, wo sie uns am schärfsten treffen können, und so erwähnte d'Antraguet, derselbe, der einst Madame Margarethe so geliebt hatte, bei einem großen Balle, der Sonnabend den 26. April 1578 im Louvre stattfand, abermals dieses Kusses und fragte Quelus, ob er nicht vor Sehnsucht nach einem zweiten verschmachte.

Quelus war des Kusses endlich übersatt. Ich verschmachte allerdings fast, antwortete er, aber nicht, wie du glaubst, vor dieser Sehnsucht, sondern vor der Begierde, deine Unverschämtheit ein Mal so zu belohnen, wie sie es verdient.

Möchtest du das? fragte d'Antraguet mit funkelnden Augen, aber mit ruhiger Stimme. Nun sieh, wie wir übereinstimmen; ich habe bei mir schon lange dasselbe Verlangen verspürt.

Es wäre Schade, sprach Quelus, dem es

war, als schenke d'Antraguet ihm Athem, sehr Schade, wenn wir als Christen und Landsleute einander nicht beiständen, dieses gegenseitige Verlangen möglichst zu befriedigen.

Wer hindert uns, es zu thun?

Willigst du also ein, mir dieses Vergnügen zu machen?

So gern, wie ich je irgend etwas gethan habe. Und du wirst deinerseits meinen Wunsch erfüllen?

O, zweifle nicht an meiner Erkenntlichkeit. Und was meinst du zu dem Vorschlage, unsere kleine Unterhaltung so bald wie möglich anzuberaumen? Ich kann den Augenblick nicht erwarten, dich so zu begrüßen, wie mein Herz es längst begehrt hat.

Deine Ungeduld kommt nur der meinigen entgegen. Was sagst du zu morgen früh um fünf Uhr?

Du sprichst mir aus der Seele. Und wo?

Auf dem Pferdemarkte an der Bastille.

Gut. Ich bringe Livarot und Maugiron mit.

Ich Riberac und Schomberg.

Die Gegner grüßten sich höflich und verließen sich, um ihre Gefährten aufzusuchen. Seit Jahren war keine so freundliche Ausforderung gehört, noch bei einer solchen Uebereinkunft so gemäßigt gesprochen worden; das machte: Quelus und d'Antraguet haßten einander, wie man die Sünde hassen sollte. Worte waren ihnen zu gering, um ihren Haß auszulassen; der verlangte kräftigere Nahrung, und da er nun die Aussicht hatte, sich an Blut erquicken zu können, so betrug er sich dieses Mal ohne Anstrengung wie ein Haß aus guter Gesellschaft.

Dennoch geschah, was die Gegner am meisten fürchteten. Chicot, der getreue Narr Heinrich's, hatte gar zu feine Ohren, und Quelus

wurde, eben als er von Maugiron und Livarot die unumwundene Zusage empfangen hatte, daß sie ihn begleiten wollten, in Heinrich's Kabinet gerufen, wo er seinen Herrn im größten Zorne der Liebesangst fand.

Bedenkst du denn nicht, daß es mein Herz ist, welches du den Stößen dieses verfluchten d'Antraguet darbieten willst? rief er. Weißt du nicht, wie ich dich liebe, so grenzenlos, daß es fast Sünde ist? Ich befehle dir's als dein König, und ich beschwöre dich als dein Heinrich, diesem Zweikampf zu entsagen.

Sire, das werdet Ihr nicht! Ihr könnt es nicht, wenn Ihr mich je geliebt habt! Weiß Gott, daß auch ich Euch liebe, und daß ich mein Leben hingäbe, um Euch einen Schmerz zu ersparen. Aber, o mein König, meine Ehre könnt Ihr nicht fordern, und die wäre verletzt, bis zum Tode verletzt, wenn Ihr mich abhieltet, gegen d'Antraguet zu fechten. Und

wenn die Ehre todt ist, dann ist das ganze übrige Leben nichtig und werthlos.

Quelus, man kennt dich. Niemand würde sagen, du habest den Befehl bei mir erwirkt, der den Zweikampf verböte; es würde ein Jeder wissen, daß nur meine besorgte Liebe für dich mich dazu veranlaßt habe.

Ja, Sire, Gott sei Dank, so gut kennt man mich, um das zu sagen. Aber hat darum meine Ehre nicht minder ein tödtendes Gift bekommen, an welchem sie sterben muß, wenn man ihr nicht das Blut ihres Feindes zu trinken gibt? Ich würde mir der Entehrung bewußt sein, und Ihr hättet an mir Nichts mehr als den scheinbaren Quelus; der wirkliche trauerte an der Gruft seiner Ehre. Sire, ein französischer Edelmann kann nur mit einer gesunden Ehre leben. Ich beschwöre Euch, habt Mitleid und lasset mich morgen frei. Erbarmt Euch Eures Dieners, Eures armen Quelus! Ihr

wißt nicht, was ich schon ertragen habe. Könnt Ihr, der Sieger von Jarnac und Moncontour, denn wünschen, daß Quelus, den Ihr durch Eure Liebe über alle Edelleute Eures Königreiches erhoben habt, den Uebermuth eines Edelmannes erdulden soll, der den kleinen Herzog von Lothringen seinen Herrn nennt? Ließ ich mir doch selbst von Bussy Nichts gefallen, und der war, als Günstling Monsieurs, Eures Bruders, doch noch hundert Mal eher meines Gleichen als ein Diener des Guisard. O wahrlich, Sire, wir werden, ich mit Maugiron und Livarot, nicht blos als drei Edelleute gegen drei andere Edelleute kämpfen — wir werden als Eure Diener gegen die Guise's, als die Vertheidiger des Königthumes gegen die Rebellenanmaßungen der Ligue kämpfen. Darum, o mein Herr und König, gebt uns Euern Segen, und lasset uns diesen Hunden von Guisards zeigen, daß wir mehr können, als uns geschmackvoll kleiden.

Glaubst du denn, daß sie euch das zugestehen? fragte Heinrich. Weit gefehlt, mein Kind, weit gefehlt. Chicot sagte mir erst heute, unser barbarischer Vetter von Guise habe irgendwo geäußert, ich hätte sogar zum Schneider kein Talent. Nun bitte ich dich, soll man das ruhig anhören? Ich will gar nicht sagen, daß ich als Feldherr viel geleistet habe, oder ein besonderer König sei — betrachte ich mein gutes Frankreich, so wandeln mich selbst einige bescheidene Zweifel an meinem Regierungstalent an — aber was den Geschmack im Anzuge betrifft, auf den kann ich gegründeten Anspruch machen, denn ich fordere alle gewesenen Jahrhunderte auf, einen so gut gekleideten Hof, wie der meinige, erscheinen zu lassen.

Da sehen es ja Ew. Majestät, daß dem Guisard Nichts heilig ist, und glaubt Ihr, daß seine Anhänger mehr Ehrfurcht vor der königlichen Würde haben? Im Gegentheile: sie

werden mit ihren frechen Urtheilen ihren Herrn noch zu übertreffen suchen; das ist immer bei den Kleinen der Fall, die sich einem anmaßenden Großen nachdrängen, und Ihr wolltet mich abhalten, wenigstens einen von ihnen auf gebührende Art zu bestrafen? O, nicht wahr, Ihr werdet es nicht?

Aber wenn du unterlägest! Ich ertrüge es nicht.

Ich unterliegen? Ich, der Ritter meines Königs, einem elenden Guisarden? Glaubt das nicht, Sire; Gott ist gerecht.

Ha, mein Kind, der Teufel hat große Macht auf Erden, und ich bin gewiß, daß er diesem unsern Vetter von Guise und allen Liguisten ganz besondern Beistand leistet. Auch wollen wir deinen Degen weihen lassen, und ich werde beten, während du kämpfest.

Also habe ich doch Eure Erlaubniß?

Nun ja, du hast sie. Du weißt es lange,

daß ich dir Nichts abzuschlagen vermag. Aber zum Dank für meine Güte denke auch an mich, mein Kind, und nimm dich in Acht.

Im Hôtel von Guise wurde den drei Kämpfern von der liguistischen Seite der Abschied weniger tragisch gegeben. Denkt daran, daß ihr die Rächer des französischen Adels seid, sprach Guise. — Wir werden es, Monseigneur, erwiederte d'Antraguet und empfahl sich mit seinen Freunden, um bis zum Morgenwerden noch zu schlafen.

Mayenne, der mitgekommen war, um d'Antraguet erzählen zu hören, blieb noch sitzen und brummte nach einer Pause tiefen Nachdenkens vor sich hin: Hm, das ist recht dumm.

Was ist dumm? fragte Guise.

Das, was ich eben dachte.

Dann lohnt es sich nicht erst der Mühe, Euch darum zu befragen.

Nein, nicht meine Gedanken waren dumm, sondern die Sache ist es, an die ich dachte.

So? Und woran dachtet Ihr denn?

Ich dachte: es sei Schade, daß dieser Quelus nicht entweder statt Maugiron oder statt Livarot diesen kleinen Caussade zum Sekundanten gewählt hat.

Warum, mein Bruder?

Weil ich gerade dem von allen diesen Narren am meisten den Tod gönne.

Seid Ihr denn so gewiß, daß unsere Edelleute die des Königs besiegen werden?

Ja, das bin ich.

Das Gegentheil könnte doch auch geschehen.

Nein, das glaube ich nicht.

Was für Gründe habt Ihr, um es nicht zu glauben?

Ahnungen — innerliche Stimmungen.

Man merkt, daß Ihr mit der Königin von Navarra vertraut seid; sagte Guise lachend.

Die will auch immer innerlich fühlen, was geschehen wird. Ein reines Gefäß, das Gott sich zu seiner Offenbarung ausgesucht hätte!

Mayenne sah drolligmelancholisch aus und holte einen kleinen Seufzer.

Nun, was gibt's? fragte Guise. Steht Ihr nicht mehr gut mit der schönen Königin?

Ich — ich fürchte, daß ich sie langweile, mein Bruder, sprach Mayenne ernsthaft.

Das kann wol sein und würde mich durchaus nicht überraschen. Habt Ihr auf eine ewige Liebschaft mit ihr gerechnet? Dann wäret Ihr wirklich dumm, mein Bruder.

Das weiß ich so gut wie Ihr; indessen, daß es so schnell enden würde, hätte ich doch nicht gedacht. Wir haben ja kaum erst angefangen.

Guise lachte sehr und meinte, vielleicht gehe Mayenne in seiner verliebten Befürchtung zu weit.

Nein, nein, sprach Mayenne sorgenvoll. Ich täusche mich nicht. Sie lacht jetzt jedes Mal, wenn ich komme, und ruft: Nein, was Ihr dick seid, mein Vetter! Ihr seid doch auch gar zu dick! Im Anfange sagte sie das nicht.

So versucht doch, etwas von Eurer Wohlbeleibtheit loszuwerden. Hungert, trinkt Wasser und reitet alle Tage einige Stunden.

Mayenne blickte seinen Bruder an und schüttelte dann den Kopf.

Ja, wenn Ihr Nichts thun wollt, ist Euch nicht zu rathen, sprach Guise achselzuckend. Aber sagt mir nun, warum Ihr es unter den Mignons so besonders auf Saint-Megrin gemünzt habt?

Weil er Eure Frau liebt.

Deswegen?

Ist das nicht genug?

Eine Thorheit ist es. Ihr werdet es ihm

doch nicht entgelten lassen wollen, daß er einen so guten Geschmack hat?

Aber ich sage Euch, mein Bruder, daß er Madame von Guise liebt. Liebt, versteht Ihr mich? fragte Mayenne, sich allmälig erwärmend.

Und ich antworte Euch, mein Bruder, daß er darin einen guten Geschmack zeigt, erwiederte Guise lächelnd. Was wollt Ihr weiter noch?

Daß Ihr Eure Ehre besser in Acht nehmen sollt, schrie Mayenne.

Meine Ehre? fragte Guise stolz. Ich denke, daß ich meine Ehre in keiner Art in Acht zu nehmen brauche, denn Niemand wird sie anzutasten wagen.

Mayenne lachte grimmig. Schon lange hatte die Anbetung ihn gewurmt, die Saint-Megrin für die Herzogin von Guise errathen ließ, und man weiß, werden phlegmatische Menschen ein Mal heftig, so sind sie es

mehr als selbst die von stürmischer Gemüthsart.

Daher warf jetzt Mayenne seinem Bruder in wenig gemessenen Ausdrücken die Gleichgültigkeit vor, mit welcher er Katharina von Cleves sich selbst überlasse und ihr so die Freiheit gebe, Schande über die Familie zu bringen. Guise dagegen blieb kalt und behauptete ruhig sein Recht, in seinen eigenen Angelegenheiten allein zu entscheiden. Und hier ist meine Entscheidung, schloß er, daß ich Nichts an Saint-Megrin zu rächen habe, denn meine Ehre ist, Dank sei es unserer lieben Frau, nicht in der Gewalt eines solchen kleinen Gascogners.

Aber wenn ich Euch sage, daß er selbst sich gerühmt, Gunstbezeigungen von der Herzogin erhalten zu haben? brüllte Mayenne.

Erstens ist es gewiß noch nicht bewiesen, daß er das gesagt hat, antwortete Guise, und zweitens, hätte er es auch gesagt, so wäre

darum noch nicht bewiesen, daß er die Wahrheit gesagt hätte. Wenn man Alles glauben wollte, was gesagt wird, so müßte man den Betheuerungen der Hugenotten nach glauben, daß wir, Ihr und ich, der König und Monsieur die allergrößten Schufte wären, die es gibt.

Na, und was sind denn der König und Monsieur anders als Lumpen? schrie Mayenne.

Zugestanden, Eurer und meiner Meinung nach, mein Bruder, erwiederte Guise lachend. Die stimmt, was den König und Monsieur betrifft, mit der öffentlichen zusammen; aber nun befragt ein Mal den König und Monsieur um die ihre. Die wird wahrlich anders lauten, sowol in Bezug auf sie selbst wie in Bezug auf uns. Von den scharfen Urtheilen über sie selbst werden sie schreien: Lästerung! — von denen über uns: Gerechtigkeit! Glaubt mir —

Ja doch, unterbrach Mayenne ihn grämlich,

ich glaube Euch Alles, was Ihr wollt — philosophirt nur nicht noch in so später Nacht.

Ich wollte Euch nur beweisen, daß man nicht immer Alles glauben darf, was gesagt wird.

Und deswegen wollt Ihr gegen Saint-Megrin Nichts thun?

Gewiß nicht. Thäte ich etwas, so sähe es ja aus, als hätte ich etwas zu rächen.

Und Ihr glaubt, das habt Ihr nicht?

Gewiß.

Ihr haltet Eure Frau für tugendhaft?

Die Königin Louise ausgenommen für die einzige tugendhafte Frau am Hofe.

Nun, viel Glück, brummte Mayenne. Wenigstens habt Ihr dann mehr, als Ihr verdient; denn wer seiner Frau eine anerkannte Buhlerin vorzieht, der verdient wahrhaftig nicht, daß die Frau ihm treu bleibt.

Und der verheirathete Liebhaber der Köni-

gin von Navarra ist äußerst befugt, Andern Moral zu lesen, sprach Guise.

Ei, ich, sagte Mayenne empfindlich, das ist etwas Anderes. Meine Frau ist doch wol nicht jung und schön — he? Ich brauche Euch nicht erst zu sagen, daß ich nie verliebt in sie war.

Ich aber muß Euch sagen, daß auch ich es nie in die meinige war.

Ha, wie? Und sie ist so schön!

Was wollt Ihr? Es ist nicht meine Schuld — es ist Mangel an Geschmack.

Und seid Ihr es in die Sauve?

Ja — so viel ich es sein kann.

Hört, mein Bruder, sprach Mayenne, indem er sich schwerfällig erhob, die Leute nennen mich phlegmatisch; im Punkte der Liebe jedoch bin ich, gegen Euch, vom größten Feuer. Nun, das ist ein Geschenk von Gott; man darf darauf nicht stolz sein. Sagt mir nur

noch ein Mal, ob Ihr wirklich Nichts gegen diesen Caussade zu thun gedenkt?

Wirklich gar Nichts, erwiederte Guise mit Entschiedenheit.

Nun, so werde ich im Nothfalle wissen, was ich zu thun habe, sprach Mayenne. Und auch er verließ den Bruder.

Guise schellte seinem Kammerdiener, ließ sich entkleiden, zog seinen Schlafrock an und erlaubte, daß Alles zur Ruhe gehe. Dann ging er an eine kleine Thür, die zu den Gemächern der Herzogin führte und klopfte leise an.

Eine Kammerfrau öffnete ihm. Er fragte, ob die Herzogin schon zu Bette sei, und auf die bejahende Antwort ging er, ohne sich erst anmelden zu lassen, in das Schlafgemach Katharinens.

Die Herzogin war allein; sie liebte es nicht, ihre Damen viel bei sich zu haben. Auch wach war sie noch, und fragte, sich auf dem Ellen-

bogen aufrichtend, wer da sei. Ich bin es, antwortete Guise.

Das Misvergnügen überzog das Gesicht der Herzogin, welches eben erst von Schwermuth verschönert worden war. Ihr? fragte sie, und so spät? Es muß etwas Wichtiges vorgegangen sein, um daß mir diese Ehre zu Theil wird.

Es ist Nichts vorgegangen, erwiederte der Herzog, ich habe nur Euch etwas zu sagen und bitte Euch daher um einige Augenblicke geneigtes Gehör.

Ihr seid der Herr, sagte Katharina von Cleves förmlich.

Nicht so, sprach Guise, sich neben ihrem Bette auf einem Schemel niederlassend; behandelt mich nicht so kalt. Ich komme keineswegs als Euer Herr, um Euch etwas zu befehlen, sondern als Euer Mann und Euer bester Freund, um Euch einen Rath zu ertheilen.

Ihr seid sehr gütig, Monsieur. So lasset mich denn hören, was in meinem Betragen Euer Misfallen erregt hat.

Das meine habt Ihr gar nicht erregt; ich bin in jedem Betrachte mit Euch zufrieden und habe Euch das durch meine Behandlung immer deutlich genug gezeigt. Aber in der Welt spricht man von Euch und sagt, daß Ihr den schönen Saint-Megrin bereits zu sehr liebt.

Wer sagt das? rief Katharina von Cleves heftig, aber verwirrt.

Die Welt hat nicht Unrecht, wie ich sehe, sprach Guise, der sie beobachtet hatte. Versteht mich, unterbrach er sie, als sie noch heftiger antwortete, ich meine nicht, zu sehr in Bezug auf mich, sondern zu sehr für Eure Ruhe. Was mich betrifft, da bin ich vollkommen ruhig, denn ich kenne Euch; aber eben darum ist eine Liebe für Euch weit gefährlicher und setzt auch Euch weit mehr als eine andere Frau der Bos-

heit der Welt aus. Denn eine andere Frau betrügt, wenn ihr daran liegt, so gut die Welt, wie ihren Mann, während Ihr weder Euern Pflichten untreu werden, noch Euch verstellen könnt. Ihr seht also, daß es nur um Euretwillen ist, wenn ich Euch vor dieser Liebe warne.

Monsieur — sprach Katharina ungewiß.

Dankt mir immer unbefangen, sagte Guise, und fürchtet nicht, daß Ihr Euch dadurch verrathen könntet. Ihr braucht mir Nichts mehr einzugestehen — ich weiß schon Alles. Ihr liebt diesen kleinen Saint-Megrin, weil er Euch liebt — das ist sehr natürlich. Ich mache Euch durchaus keinen Vorwurf darüber, daß Ihr es endlich müde geworden seid, mich zu lieben, und diese Gunst einem andern Manne zuwendet, der sie mehr verdient, weil er Eure Schönheit so bewundert, wie sie bewundert werden muß. Nicht, daß ich sie nicht auch bewundert

hätte; aber ich habe es nicht wie ein Liebhaber, sondern nur wie ein Ehemann gethan. Frauen aber wollen Liebhaber haben; selbst Ihr bedürft eines Freundes — nun gut, nehmt Saint-Megrin dazu; er taugt vielleicht noch besser als ein Anderer zu der Rolle, die Euer Freund spielen muß. Sie ist nicht leicht, Katharina; das macht ihm begreiflich. Er darf nicht nur keine Ansprüche auf das eigentliche Glück machen, und muß sich begnügen, von Anschauen und Thränen zu leben — er muß auch gewärtig sein, daß an einem Abende mein Bruder Mayenne ihn etwas unsanft aus der verliebten Schwärmerei stören lasse. Doch das ist seine Sache — nicht die meine. Ich wiederhole Euch, daß ich Euch die vollkommene Freiheit ertheile, den kleinen Grafen auf eine erlaubte Art zu lieben, und Euch in den Gedanken an ihn durchaus nicht zu stören wünsche. Nur, wie gesagt, nehmt Euch um seinetwillen in Acht.

Guise wünschte hierauf seiner Frau mit der größten Höflichkeit den besten Schlaf und kehrte in sein Schlafzimmer zurück.

Am andern Morgen fand der Zweikampf statt. Nicht nur die Kämpfer, sondern beide Parteien hatten ihm mit der höchsten Ungeduld entgegengesehen. Die Sekundanten hatten sich, der Gewohnheit entgegen, auch gefordert, und so kämpften denn drei Paare, und zwar Maugiron und Riberac, und Livarot und Schomberg. Quelus erschrak etwas, als er d'Antraguet gegenüber trat. Du hast einen Dolch, sprach er, und ich habe keinen. — Da hast du einen großen Fehler begangen, indem du ihn im Quartier gelassen hast, erwiederte d'Antraguet. Hier sind wir, um uns zu schlagen, und nicht, um uns über Kleinigkeiten in der Bewaffnung zu streiten. Damit griff er Quelus so heftig an, daß dieser bald, mit Stichen bedeckt, niedersank. Seine Gefährten hatten das

gleiche Schicksal, und Maugiron blieb gleich todt auf dem Platze, während Livarot erst nach sechs Wochen genas. Aber auch der junge Schomberg war gefallen, und Riberac starb am nächsten Tage. D'Antraguet allein hatte nur eine unbedeutende Wunde erhalten und konnte sich unter dem Rufe: Es lebe der Adel! es lebe der Herzog von Guise! vom Kampfplatz zurückziehen. Keiner der unglücklichen Mignons hatte mehr die Kraft: Es lebe der König! zu rufen, und so betrachtete die liguistische Partei sich unwiderruflich als die siegende.

Wenn der Schmerz, den ein gehaßter Feind empfindet, ein Triumph für diejenigen ist, die da hassen, so hatte die liguistische Partei allerdings Veranlassung zu triumphiren. Heinrich war außer sich über das Schicksal seiner Mignons, und vorzüglich über Quelus ergoß er sich in einen Strom von Thränen und Klagen. Dann eilte er in das Hôtel von Boisy, wohin,

als die nächste befreundete Wohnung, Quelus gebracht worden war, und die ganzen dreiunddreißig Tage hindurch, die Quelus noch lebte, wich er nicht von dem Lager des Lieblings. Wäre das Verhältniß Heinrich's zu seinen Mignons nicht ein geschändetes, so könnte der sonst so weichliche König am Bette dieses jungen Sterbenden uns rühren, denn er war liebesthätig, wie ein barmherziger Bruder nur hätte sein können. Quelus empfing die meiste Bedienung von ihm, und er half sogar die Wunden verbinden, die neunzehn an der Zahl waren. Die eine bestand in einem Stoß durch die Lungen, und an der starb er auch. Umsonst war die Straße St. Antoine, in der das Hôtel von Boisy lag, augenblicklich durch Ketten gesperrt worden, damit kein Geräusch von Wagen die Ruhe des Kranken störe; — umsonst verhieß Heinrich im Genesungsfalle hunderttausend Thaler dem Wundarzte und hun-

derttausend dem Liebling selbst. Quelus bekam die Schwindsucht und veränderte sich dabei dermaßen, daß Heinrich selbst ihn kaum mehr erkannte. Aber die Anhänglichkeit, mit welcher er dem Könige dessen Pflege vergalt, nahm nicht mit seinen Kräften ab. Maugiron war unter den fürchterlichsten Flüchen gestorben — der letzte Ausruf, den Quelus bis zu seinem Ende wiederholt that, war: O mein König, mein König! Dagegen dachte er weder an Gott, noch an seine Mutter.

Als er gestorben war, ließ Heinrich ihm sein schönes blondes Haar abschneiden, wie es bei Maugiron auch geschehen war. Dann nahm er die Ohrgehänge heraus, die er einst seinem jungen Günstlinge eigenhändig befestigt hatte, und sowol die, wie die Locken, hob er gleich den größten Kostbarkeiten auf. Die Leiche wurde so gut, wie die eines Prinzen, auf einem Paradebette ausgestellt; der König

empfing, nachdem er sich einige Tage lang eingeschlossen hatte, förmliche Beileidsbezeigungen, und dem Leichenzuge mußte der ganze Hof folgen. Darauf gab er Befehl, beiden Edelleuten in der Kirche St. Paul prächtige Marmorgrabmäler mit schönen Bildsäulen zu errichten, und endlich strengte er sich sogar so an, daß er folgende Verse herausbrachte:

Empfange, Herr, an deinem Thron
Schomberg, Quelus und Maugiron.

Aber so christlich gesinnt er in diesem gereimten Wunsche gegen den gefallenen Liguisten erscheint, so heidnisch dürstete er gegen den Ueberlebenden nach Rache. Quelus hatte ihm oft mit bittern Klagen die Hand gezeigt, die dadurch, daß er mit ihr in Ermangelung des Dolches die Streiche abzuwehren versucht, ganz zerfetzt worden war, und Heinrich betrachtete, von diesem kläglichen Anblick auf das Aeußerste gereizt, d'Antraguet eigentlich geradezu als den

Mörder seines Lieblings. Und in dieser Annahme sprach er ganz unverhohlen die Absicht aus, d'Antraguet schwer zu bestrafen; da trat Guise auf und erklärte: d'Antraguet bestrafen, heiße ihn bestrafen. Darin lag zugleich die Ausforderung: thut es, und sehet, was daraus entstehen wird, und zur Erbitterung und Beschämung wagte Heinrich nicht, seinen todten Günstling an dem lebenden des Herzogs zu rächen.

Sechzehntes Kapitel.

Heinrich konnte nicht lange ohne eine entschiedene Liebe sein. Nach dem Tode Mariens von Condé war es du Gua gewesen, nach diesem Quelus und jetzt kam Saint-Megrin an die Reihe.

Aber der junge Graf aus der Gascogne erwiederte die königliche Leidenschaft nicht mit der glühenden Anhänglichkeit, wie Quelus gehabt. Ihn schützte vor gänzlichem Untersinken in die unmännliche Schmach des Mignonthumes eine naturgemäße Neigung, die Liebe zu einer schönen und edlen Frau, zu der Herzogin von Guise.

Diese Liebe war, wie wir wissen, kein Geheimniß mehr; hätte Saint-Megrin sie auch nicht so oft klar genug ausgesprochen, so würden schon seine Blicke sie verrathen haben. Aber an der Erwiederung, welche man der Herzogin bereits zugeschrieben hatte, war man jetzt irre geworden, so ganz hatte Katharina von Cleves mit dem ersten Feste, welches auf die Trauerzeit bei Hofe wieder folgte, ihr Betragen gegen den Grafen geändert. Nicht daß sie jemals merklich gegen ihn von der stolzen Art abgewichen wäre, auf welche sie die Huldigungen anzunehmen pflegte, aber unmerklich hatte sie es gethan; ihre Stimme war leiser geworden, wenn sie ihm einen Tanz zugesagt hatte, ihr Auge ihm bisweilen gefolgt, wenn er mit einer Andern tanzte. Und diese Anzeichen hatten genügt. Sie liebt ihn, hatte man gesagt und hinzugesetzt: Dieser glückliche Spitzbube von Saint-Megrin! Und dieser arme Herzog von Guise.

Saint-Megrin selbst hatte gegen seine Freunde geäußert: er verzweifle nicht, und das war natürlich so gut gewesen, als hätte er es dem ganzen Hofe anvertraut.

Aber jetzt stand Katharina von Cleves ihm auf ein Mal so ganz als die Herzogin von Guise, als die Prinzessin von souverainem Geblüt gegenüber, daß seine Anmaßung sich nicht länger täuschen konnte und zugleich seine Leidenschaft zu einer Höhe gestachelt wurde, die für seinen gesunden Verstand Gefahr drohte. Umsonst versuchte er mit der Halsstarrigkeit eines rücksichtslosen Menschen sich in ihre Nähe zu drängen und ihr ein Gespräch abzudringen — sie wußte einen solchen magischen Kreis um sich her zu ziehen, daß es ihm unmöglich war, sie zu erreichen. Doch sie hatte nicht das Gemüth des Südländers in Anschlag gebracht, dem man, um ihn zum Sprunge zu reizen, nur eine Mauer vor den Abgrund ziehen darf.

Saint-Megrin schwor sich, mit der Fürstin zu sprechen, oder umzukommen, und achtlos aller Rücksichten bestach er eine der Kammerfrauen Katharinens und trat an einem Abende, wo Guise abwesend war, entschlossen und kaltblütig in das Kabinet der Herzogin.

Katharina saß und hatte ein Buch in der Hand — einen Petrarca. Aber sie las nicht, sie hatte die Hand mit dem Buche auf die Lehne ihres Armsessels fallen lassen, stützte sich mit dem Kinn auf die andere und blickte so starr und abwesend vor sich hin. Da störte sie ein unterdrücktes Athmen, halb noch in Gedanken sah sie auf, ohne noch den Kopf zu erheben, und an der Thür des Kabinets stand Saint-Megrin.

Er trug nicht den phantastischen Putz der Mignons — er war einfach, aber kostbar gekleidet, wie ein Mann und wie ein Edelmann. Halb war er in einen dunklen spanischen

Mantel gehüllt, den Kopf mit den schimmernden dunklen Locken trug er frei, den schwarzen Hut mit der Diamantagraffe in der Hand. Auf dem Gesicht hatte er den Ausdruck einer gewaltsamen Entschlossenheit; in seine Augen war die ganze Heftigkeit seiner Liebe zusammengedrängt, und noch niemals war er so wahrhaft schön gewesen wie heute.

Katharina von Cleves sah es wohl und konnte sich nicht verhehlen, daß sie davon getroffen war; aber eben dieses Gefühl machte sie nur noch zorniger, und nach dem ersten athemlosen Augenblick erhob sie sich rasch und mit blitzenden Augen dem Grafen entgegentretend fragte sie gebieterisch: Monsieur von Saint-Megrin, was wollt Ihr hier?

Saint-Megrin hatte gewußt, daß er so und nicht anders empfangen werden würde, und daher antwortete er uneingeschüchtert: Mit Euch sprechen, Madame.

Ich habe Nichts mit Euch zu sprechen, sagte sie. Geht, oder fürchtet Alles. Welche Frechheit! setzte sie hinzu, indem sie sich von ihm abwandte; welche Unverschämtheit!

Madame —

Sprecht nicht! rief sie heftig, sich über die Schulter nach ihm umsehend. Ich verbiete Euch, zu sprechen; ich befehle Euch, zu gehen. Hört Ihr nicht? Ich befehle Euch, zu gehen.

Ich höre wohl, Madame, aber ich werde Euch nicht gehorchen.

Ha! bin ich denn nicht mehr Herrin in meinen eigenen Gemächern? rief sie glühend.

Saint-Megrin schwieg. Er ließ es auf das Aeußerste ankommen.

Ich rufe, stammelte sie fast athemlos; ich schreie — bleibt auf Eure Gefahr.

Thut, was Ihr wollt, Madame.

Ich befehle meinen Leuten, Euch aus dem Hôtel zu werfen!

Dann werde ich Eure Leute tödten, Madame.

Sie stand und starrte ihn an. Allmälig öffnete sie den Mund und streckte die Hände vor, als sähe sie eine Erscheinung. Ihre Gedanken verwirrten sich in Angst. Thut mir Nichts! schrie sie.

Der junge Edelmann warf sich auf den Teppich nieder und berührte ihn mit der Stirn. Habt Erbarmen, Madame, hört mich an, murmelte er so.

O mein Gott! mein Gott! rief sie und rang die Hände.

Ihr weint? fragte er, sich auf den Knieen erhebend. O Madame, wenn ich Euch weinen mache, so verzeiht mir, aber hört mich an, um der Wunden Jesu willen.

Sprecht, schluchzte sie unter den Händen, mit denen sie das Gesicht bedeckt hatte.

Madame! sprach er abgestoßen mit den leidenschaftlichsten Bewegungen der Hände, ich

mußte mit Euch sprechen. Ich konnte nicht mehr leben ohne das. Was habe ich Euch gethan? Erbarmt Euch! Ich weiß nicht, ob es ist, weil ich früher freche Aeußerungen gemacht habe? Madame, verzeiht mir. Ihr wißt nicht, in welcher nichtswürdigen Gesellschaft ich bin. Da kann man alle Sünden lernen. Und damals liebte ich Euch noch nicht so. O Jesus, unser Herr! erbarmt Euch, Madame, und seht mich an. Behandelt mich nicht mehr so. Ihr weint? Weint Ihr aus Mitleid, oder seid Ihr so zornig? O mein Gott, mein Gott! sprecht ein Wort. Ihr seid meine heilige Jungfrau — blickt herab auf einen Sünder. Wo soll ich denn Worte finden, um Euch zu rühren? Gott rühre Euer Herz, denn ich kann es nicht aushalten, Euch erzürnt auf mich zu sehen. Was soll ich thun, um meine Schuld zu büßen? Ich war ein frecher Bube, Madame, daß ich mich zu rühmen wagte, Ihr würdet mich lieben.

Es war eine Lästerung. Damals fühlte ich das nicht; jetzt möchte ich mit meinem Blute jedes einzelne Wort zurückerkaufen. Stoßt mich mit dem Fuße, Madame, ich verdiene es. Aber sagt mir nur, was ich thun soll. Wollt Ihr, daß ich in ein Kloster gehen soll? Herr mein Gott, so redet doch nur, sagt, was Ihr wollt — Ihr seht, ich warte nur auf Euern Willen. Sprecht! Nur weint nicht so — Ihr werdet mich unsinnig machen. Jesus, weint nicht so — Ihr thut mir weh im Herzen — ich ersticke — mir ist so übel zu Muth —

Er hielt keuchend inne und stützte sich auf die rechte Hand, während er mit der linken sich das Wamms aufzureißen suchte. Katharina hatte, in ihr Schluchzen versunken, seine Worte nur wie ein fernes Murmeln vernommen und kaum bemerkt, daß er nicht mehr sprach. Aber als jetzt ein dumpfes Stöhnen an ihr Ohr drang, fuhr sie empor, starrte auf

den Knieenden hin und sah, daß er eben zusammensank. Mit einem Schrei stürzte sie zu ihm auf die Kniee und empfing sein Haupt an ihrer Brust. Jesus, Graf, was ist Euch? — Ich glaube, daß ich sterbe, stammelte er in der Ohnmacht. Sie faßte besinnungslos seinen Kopf, bog sich herab und preßte einen wahnsinnigen Kuß auf seinen Mund. Ja, stirb, stöhnte sie. Es ist besser für uns Beide.

Als Beide wieder zu sich gekommen waren, erhob die Herzogin sich stumm von den Knieen, und Saint-Megrin stand bleich und schwankend auf. Er mußte sich an einen Tisch halten, weil die Füße ihm noch immer versagen wollten.

Die Herzogin rückte ihm ihren Sessel hin. Setzt Euch nieder, sprach sie, sich Gewalt anthuend; Ihr sehet so bleich aus, als könntet Ihr noch ein Mal ohnmächtig werden.

Saint-Megrin gehorchte, aber er sprach mit

bitterer Trostlosigkeit: Warum bin ich vorhin nicht gestorben!

Wenn man immer sterben könnte, sobald man wollte, würden viele Menschen nicht so lange leben, antwortete die Herzogin, indem sie sich auf einen Schemel niederließ, der etwas entfernt von dem Sessel stand. Fasset Muth, Monsieur von Saint-Megrin. Ich vergebe Euch vollständig Alles, was Ihr zu meinem Schaden gesagt; vergebt auch Ihr mir, daß ich Euch durch meine Thränen so außer Euch gebracht habe. Ich litt zu sehr; ich mußte weinen. O, Ihr wisset nicht, was ich schon gelitten habe. Die Kräfte einer armen Frau sind sehr gering, um das Alles zu ertragen. Früher pflegte ich stolz zu sein und zu sagen: man müsse Alles aushalten können und dabei doch ungebeugt bleiben. Ich bin damals in meinem Hochmuthe oft hart gewesen, wie z. B. gegen meine arme Schwester von Condé. Ich wußte

ja noch nicht — sie unterbrach sich und setzte nach einer Pause schmerzlich hinzu: Gott verzeihe mir, und auch Ihr, Graf, verzeiht mir, wenn ich Euch Schmerz gemacht. Sprecht, wollt Ihr mir verzeihen?

Sagtet Ihr etwas, Madame? fragte Saint-Megrin matt.

Habt Ihr mich nicht gehört? Ich habe lange gesprochen.

Ich weiß Nichts davon, sagte er mit dem Bestreben, sich aus seiner Betäubung aufzurichten. O mein Gott, was ich leide! murmelte er nach vergeblichen Anstrengungen und ließ den Kopf an die Lehne zurücksinken.

Unsere Frau, gib mir Kraft! betete die Herzogin mit gefalteten Händen. Aber so sehr sie auch an sich hielt, um sich dem jungen Manne nicht zu nähern, vermochte sie doch ihre Angst nicht zu überwinden. Gleichsam von einem unwiderstehlichen Gefühle gestoßen

stand sie auf und ging langsam dem Sessel näher.

Graf, flüsterte sie.

Saint-Megrin schien sie nicht zu hören. Er lag, bleich, wie ein Sterbender, in dem dunklen Sessel.

Saint-Megrin! sprach sie nun, dicht neben ihm stehend, und ließ die gerungenen Hände auf die Armlehne sinken.

Der junge Mann versuchte, die Lippen zu bewegen, aber kein Laut ward hörbar.

O, wenn er noch stürbe! stammelte sie angstvoll. Langsam, widerstrebend hob sie eine seiner Hände empor. Der Puls war kaum mehr fühlbar. Gott, welche Liebe! sagte Katharina, und ihre Thränen fielen in heißen Tropfen schnell, aber einzeln auf die blasse Hand herab. Dann führte sie dieselbe an den Mund und hauchte zitternd hinein, aber die Hand ward schwerer und immer schwerer. Saint-Me-

grin war jetzt wirklich in tiefe Ohnmacht gesunken.

Da gewann Katharina ihre Besonnenheit wieder. Sie holte Essenzen, sie machte dem jungen Mann die Brust frei und, obwol noch immer weinend, that sie doch Alles, was nöthig war, so geschickt und so ruhig, daß Saint-Megrin sich nach und nach erholte und ihr endlich leise aber deutlich danken konnte.

Aber sie antwortete: Sprecht noch nicht. Wir haben schon ein Mal zu sehr auf Eure Stärke gerechnet. Auch ich habe nicht mehr viele. Lasset uns erst uns fassen und dann weiter reden.

Sie stützte sich mit dem einen Arme auf die Lehne des Sessels, und blickte so ernst und stumm vor sich nieder. Saint-Megrin sah zu ihr auf, und so blieben sie lange und wußten nicht, wie lange, rührten und regten sich nicht, athmeten nur unhörbar. Beide fürchteten sich, zu sprechen.

Endlich mußte es doch geschehen. Saint-Megrin erhob sich und bot Katharinen den Sessel an. Behaltet ihn noch, sagte sie. Nein, ich bin jetzt wieder ganz stark, versetzte er. Nehmt Ihr ihn ein — ich bitte Euch. Mir gewährt die Gnade, mich zu Euern Füßen setzen zu dürfen.

Katharina wollte abwehrend antworten. O Madame! sprach er bittend und traurig. Da neigte sie das Haupt und setzte sich, Saint-Megrin nahm seinen erbetenen Platz ein, sah vor sich hin, gleich der Herzogin, und wieder schwiegen Beide.

Graf, sagte dann Katharina mit einem Gemisch von Hoheit und Schmerz, ich werde nicht mehr läugnen, was Ihr errathen haben müßt. Ihr habt mich über Euch weinen und für Euch zittern sehen; das thut eine Frau nicht für einen Mann, der ihr nicht gefällt. Auch habe ich mit Schrecken gesehen, welcher

Leidenschaft Ihr fähig seid, und würde fürchten, Euch zu tödten, wenn ich jetzt hart gegen Euch wäre. Darum nehmt an, ich hätte Euch gestanden, was Ihr zu wissen wünscht, aber lasset mich glauben, daß Ihr mich zu sehr schätzt, um aus diesem Geständnisse unerlaubte Hoffnungen zu ziehen.

Habt keine Furcht, Madame, erwiederte Saint-Megrin bitter; ich kenne jetzt mich und Euch zu gut. Ihr habt mich demüthig gemacht. Was Ihr jetzt eben Euer Geständniß nanntet, das war keine Wahrheit, sondern nur Mitleiden.

Ihr lügt, Saint-Megrin. Ihr wisset sehr gut, daß ich Euch die Wahrheit gesagt habe; aber Ihr wollt mich zwingen, sie Euch auf andere Art zu sagen. Und das wird nicht geschehen, denn es wäre gegen meine Pflicht.

Ich will Nichts, Madame — Nichts, als sterben. Schickt Gott mir bald einen ehren-

vollen Tod, so werde ich ihm noch im letzten Augenblicke dafür danken; thut er es nicht, so suche ich mir Jemand, der mich befreie. Fürchtet nicht, Madame, daß ich Euch ferner noch belästigen werde. Ich danke Euch für die Huld, mit welcher Ihr mir meine unverschämte Zunge verziehen habt — ich danke Euch auch für die Menschlichkeit, mit der Ihr mich jetzt zu täuschen versuchtet. Es ist mehr, als ich je verdient habe, und Gott wird Euch dafür belohnen. O, fuhr er bewegter fort und blickte in die Höhe, daß Gott Euch tausendfach segne, Gott und unsere liebe Frau! Der arme Saint-Megrin segnet Euch auch. Glaubt mir, Ihr werdet nicht wieder so geliebt werden, wie von ihm — das ist mein letzter Trost. Adieu, Madame, setzte er hinzu, indem er sich erhob und ehrfurchtsvoll verneigte; ich würde Euch um die Erlaubniß bitten, Eure Hand küssen zu dürfen; aber das wäre zu viel Ehre, und so

nehme ich Abschied von Euch, Madame. Es ist zum letzten Male, daß ich so mit Euch sprechen kann. Zum letzten Male sage ich: Gott segne Euch! Vergeßt nicht ganz des armen Edelmannes aus der Gascogne, der mit Freuden gestorben wäre, um Euch Vergnügen zu machen. Adieu, Madame.

Er verneigte sich nochmals und ging seinen Hut aufzuheben, den er vorhin hatte am Boden liegen lassen. Aber als er die Hand auf die Thürklinke legte, rief die Herzogin leise: Monsieur von Saint-Megrin! Gehorsam kehrte er zurück. Katharina von Cleves stand aufgelöst in Leidenschaft vor ihm. O, Ihr habt es gewollt! schluchzte sie und reichte ihm zitternd die Hände hin.

Stumm nahm er sie an sich und wagte lange nicht, sie zu küssen. Sein Sieg betäubte ihn. Als er sie endlich auf ihre Stirn geküßt, erschrak er, wie vor einem Verbrechen,

warf sich vor ihr nieder und rief flehend: O, vergebt mir auch dieses Mal!

Ich liebe Euch ja, erwiederte sie wehmüthig.

Ist's denn auch wahr? fragte er mehr sich selbst als sie und legte die Hand an die Stirn.

Was ist Euch wieder? fragte sie ängstlich.

O, Nichts, meine Prinzessin! antwortete er und erhob seinen strahlenden Kopf. Aengstigt Euch nicht — das Glück hat mir alle Kraft wiedergegeben. Aber lasset mich Euch ansehen, damit ich glaube, daß Ihr wirklich vor mir steht, und sagt es mir wieder, daß Ihr mich liebt. Sagt mir's — thut Ihr es?

Ja, zu meinem Unglücke, sprach sie müde.

O, sagt das nicht, rief er, sprang empor und hob sie in seinen Armen in die Höhe. Seht Ihr, ich kann Euch tragen — ich bin stark. So will ich Euch fortan tragen. Ihr sollt mit dem Fuße an keinen Stein mehr stoßen. Und fühlt mein Herz schlagen. So

wird es immer schlagen und nie matt oder kalt werden. O Katharina, meine schöne Prinzessin, meine süße Geliebte! Ich bin ein Gott, denn Ihr liebt mich. Alles, was ich gelitten, ist Nichts, denn Ihr liebt mich! Gott sei Dank, daß ich vorhin nicht gestorben bin! Ich hätte Euch noch nicht umarmt gehabt. Auch jetzt will ich nicht sterben. Ich will nicht das Paradies, nicht die Jungfrau, nicht die Seligkeit. Ich will Nichts als Euch, und Ihr liebt mich. O Katharina, Katharina, was seid Ihr schön, und was bin ich glücklich!

Er hatte sie während dieses leidenschaftlichen Ergusses gehalten, an sich gedrückt und geküßt. Die Herzogin hatte ihn Alles thun lassen, ohne zu antworten, oder seine Liebkosungen zu erwiedern. Jetzt aber, da er sie freigelassen hatte und ihr nur entzückt in die Augen blickte, jetzt strich sie mit ihrer Hand sanft über seine Locken und sagte traurig: Armer Saint-Megrin!

Warum denn? fragte er erschreckend.

Siehst du, erwiederte sie, die Herzogin von Guise kann dir doch nie angehören.

Was habe ich mit der Herzogin von Guise zu thun? Ich liebe Katharina von Cleves.

Aber Katharina von Cleves ist die Herzogin von Guise.

Ha, Madame!

Saint-Megrin!

Lasset mich, Madame, lasset mich!

Saint-Megrin — Caussade — hört mich! O, ich bitte dich! rief sie weinend.

Das Du entwaffnete ihn. Was habt Ihr mir denn noch zu sagen? fragte er, stehen bleibend, aber doch mit finsterem Antlitz.

Wie könnt Ihr mich so verlassen wollen?

Wenn Ihr in einem solchen Augenblicke so zu mir reden könnt, was soll ich Euch da noch anhören?

Soll ich denn in diesem Augenblick Euch

betrügen, um Euch im nächsten um so bitterer zu enttäuschen?

Ihr sollt nicht lügen; Ihr sollt mir sagen, daß Ihr mir angehören wollt und sollt es dann auch thun. Wie könnt Ihr mich denn lieben, wenn Ihr Euch mir versagt?

O, Ihr versteht mich nicht! rief sie.

Nein, antwortete er mit Bitterkeit, ich verstehe Eure Bedenklichkeiten nicht. Denn wenn ich um Eures Besitzes willen die ewige Verdammniß wagte, ich sagte doch nicht Nein, wenn Ihr mich fragtet: Willst du?

Nein, Ihr versteht mich nicht, wiederholte sie, gedankenvoll den Kopf bewegend.

Saint-Megrin schwieg finster.

Es ist ja nicht die Furcht, Saint-Megrin, sprach sie aufgeregt. Die Sünde ist dieselbe, ob ich dich nur liebe, oder mich dir auch gebe. Aber um mein Bewußtsein ist mir's zu thun. Begreifst du denn das nicht?

O ja, sagte er bitter lachend. Euer Ruf gilt Euch mehr als Eure Liebe.

Mein Ruf? fragte sie nichtachtend. Seid Ihr toll, Graf, oder haltet Ihr mich für ein einfältiges Landmädchen? An diesem Hofe, wo der König, welcher der erste Ritter sein sollte, der erste Verläumder ist, da kann eine Frau so keusch wie Susanna, oder so schamlos wie Potiphar's Weib sein — sie erhält in keinem Fall ihren Ruf. Man wird einst von mir nicht anders sprechen, als von allen den andern Frauen, aber, Monsieur Graf, ich werde anders gewesen sein. Versteht Ihr mich nun?

Immer noch schwieg Saint-Megrin; aber seine düstere Miene hatte sich in eine gedankenvolle umgewandelt und er blickte, wie beschämt, auf den Boden.

Sprecht, sagte Katharina sanft; zürnt Ihr mir noch?

Madame, verdient er es denn? fragte er, ohne sie anzusehen.

Ich thu' es nicht um seinetwillen, antwortete sie stolz.

Aber er hat die Früchte davon.

Weil er die Ehre hat, mein Mann zu sein.

O! murmelte Saint-Megrin. Im Herzen hatte er den Wunsch: Wer ihn tödten könnte!

Zürnt Ihr mir noch? fragte die Herzogin noch ein Mal.

Nein — nein! rief er überwunden. Ihr seid nicht nur die schönste, sondern auch die edelste Frau der Welt. Aber ich bin unglücklich, Euch zu lieben.

Nun wohl, so hört auf, sprach sie schmerzlich lächelnd. Ich werde Euch keine Vorwürfe darüber machen.

Ihr wißt wohl, daß ich das nicht thun werde, versetzte er vorwurfsvoll.

Und doch wollte ich mich darüber freuen, sprach sie mit Anstrengung.

Er schüttelte den Kopf. Dann blickte er sie lange an und rief endlich ausbrechend: Katharina, warum seid Ihr nicht mehr frei!

Sie machte eine leidenschaftlich bejahende Bewegung.

Da hättet Ihr mir angehören können.

O! auf ewig! sagte sie mit dem Beben der Leidenschaft.

Saint-Megrin schauerte durch und durch, athmete rasch und sah die schöne Frau mit Scheu an. Dann bedeckte er sich die Augen mit der Hand. Die Herzogin zitterte. Saint-Megrin hob an zu sprechen, hielt inne, warf einen schnellen Blick auf die Herzogin, machte eine Bewegung, als wolle er gehen, blieb stehen und sah wieder auf den Boden. Endlich sprach er ganz leise, so daß sie es kaum hören konnte: Madame, ich will mich tödten,

wenn ich Euch gehabt habe, dann weiß es Niemand.

Ueberwältigt von dieser ungeheuern Liebe streckte sie die Arme nach ihm aus und sank in die seinigen.

Seid Ihr mein? fragte er ehrfurchtsvoll. Lasset Euch nicht durch den Gedanken abhalten, mich gleichsam zum Tode zu verurtheilen; ich werde dann in wenigen Minuten mehr gelebt haben, als in allen den Jahren, die mir vielleicht noch übrig geblieben wären.

Ich liebe dich, ich liebe dich! stammelte sie unter Thränen an seiner Brust. Ich habe nie geglaubt, so lieben zu können. Mit dir könnte ich eine Bäuerin werden und glücklich sein. Ich, so stolz, könnte zu deinen Füßen sitzen und es für eine Ehre halten. Ich werde nie einen Mann außer dir noch lieben — ich werde an keinen mehr denken. Ich werde nie mehr beten, ohne an dich zu denken. Aber habe

Mitleid mit mir! Fordere nicht, daß ich dir angehören soll. Sieh, wenn du es forderst, da thu' ich es; du hast mich überwunden; ich hänge ganz von dir ab. Aber fordere es nicht. Wenn du mich liebst, lasse mich tugendhaft bleiben. Ich würde nicht mehr ich selbst sein, wenn ich meine eigene Achtung eingebüßt hätte. Niemand würde es wissen, daß ich dir angehört hätte, aber ich hätte es doch gethan. O, hab' Erbarmen!

O Gott! rief Saint-Megrin in der heftigsten Bewegung. Du bist eine Heilige! Ja, bleibe tugendhaft. Ich beklage mich nicht mehr. Aber er, er, der dich hat und dich geringschätzt!

Er küßte die Hände der Herzogin und weinte über sich und über sie.

Das ist meine Strafe, sagte sie, auch weinend. Ich hatte Monsieur meinem ersten Manne auf seinem Todtenbette gelobt, von Allen nur Monsieur von Guise nicht zu heira-

then, und gerade ihn heirathete ich von einer sündlichen Liebe ergriffen, obwol ich wußte, daß er mich nicht liebte. Daher geschieht mir nur, wie ich es verdiene. Aber weine über mich, deine Thränen thun mir gut.

Und du wünsche mir, daß ich bald sterben könne! rief Saint-Megrin außer sich.

Nein, nein! du sollst leben. Es wird mich trösten, wenn ich weiß, daß du mich liebst.

Aber denke daran: eine ewige Liebe und nie eine Hoffnung! Dich immer sehen und nie besitzen können! O nein, der Tod ist für mich am besten; bitte Gott, daß er mir ihn sende.

Die Herzogin hing halb bewußtlos an seinem Halse. Sie wechselten Küsse, unzusammenhängende Reden und unsinnige Schwüre und konnten sich nicht von einander losreißen. Immer, wenn sie es versuchten, stürzten sie wieder einander zu und umschlangen sich noch heftiger. Saint-Megrin raste in der Qual und in der

Berauschung dieses ewigen Abschiedes, der auf die einzige Liebesstunde folgte, welche er haben sollte. Die Herzogin stammelte ihm zu: sie würden einander im Paradiese angehören. Saint-Megrin hörte endlich Nichts mehr und wußte nicht, wie er aus dem Hôtel gekommen war. Katharina lag lange in todtenähnlicher Betäubung an ihr Betpult hingesunken.

Acht Tage nach diesem Auftritte wurde Saint-Megrin, als er am 21. Juli Abends elf Uhr den Louvre verlassen hatte, in der Nähe der Straße Saint-Honoré von zwanzig bis dreißig mit Degen und Pistolen bewaffneten Männern angefallen und für todt auf dem Pflaster gelassen. Er starb jedoch erst am andern Morgen, und alle Welt hielt es fast für ein Wunder, daß er bei dreiunddreißig Wunden noch so lange hatte leben können. Der König ließ die Leiche in das Hôtel von Boisy schaffen, wo Quelus gestorben war. Das Leichen-

begängniß war eben so prachtvoll wie bei diesem, und ein marmornes Grabmal in der Kirche Saint-Paul wurde auch Saint-Megrin zu Theil. Aber von wem die Mörder gesandt gewesen, das kam nicht an das Tageslicht. Man flüsterte vom Herzoge von Mayenne. Der Herzog von Guise war noch immer abwesend.

Siebzehntes Kapitel.

Ich wollte, daß ich malen könnte, dann malte ich den guten, dicken Herzog von Mayenne, wie die schöne Königin Margot ihm erzählte, daß der König, ihr Bruder, endlich eingewilligt habe, sie dem Könige, ihrem Manne, zu übergeben.

Sie erzählte weiter: die Königin, ihre Mutter, selbst werde sie hinbringen. Sie war sehr stolz auf die Ehre, die ihr dadurch widerführe; auch äußerte sie sich zufrieden mit dem jetzigen Betragen des Königs und den Vortheilen und Gnaden, die er ihr gewährt. Es be-

standen diese in Ländereien, die er ihr zur Ausstattung gab, in dem Jahrgehalt, welchen die Töchter Frankreichs gewöhnlich erhielten, und in einem zweiten aus seiner eigenen Schatulle. Margarethe setzte ihrem Liebhaber wortreich die Verbesserung auseinander, die durch diese ungewohnte Großmuth in ihrer Kasse entstehen werde; sie sprach auch von den Pflichten einer Frau gegen ihren Mann, und gestand ihrem Vetter ganz im Vertrauen: der Hof von Frankreich sei zwar sehr schön, ja, der schönste in der Welt, aber sie wünsche sich doch ein Mal einen eigenen, um nicht immer nur Königin zu heißen, und nie zu sein. Und was meine beiden besten Freunde, Monsieur meinen Bruder und Monsieur von Bussy, betrifft, setzte sie hinzu, so kann ich die, wenn sie mich an meinem kleinen Hofe besuchen, weit besser und ungestörter sehen als hier.

Aber ich, Madame? fragte jetzt Mayenne.

O Ihr, mein Vetter, antwortete sie, Ihr werdet Gott danken, mich loszuwerden; denn Ihr mögt es aus Artigkeit so viel läugnen, wie Ihr wollt, so weiß ich doch, daß ich Euch schon mehrere Monate von Herzen gelangweilt habe.

Daß Gott Euch diese Unwahrheit vergebe! seufzte er. Ihr mich gelangweilt! Ich bin es, der Euch langweilt.

Mein Vetter, ich danke Euch für Euer Zartgefühl. Ihr wollt mich nicht die Demüthigung empfinden lassen, daß ich Euch zur Last geworden bin, aber dem ist doch so; ich habe dafür den augenscheinlichsten Beweis, indem ich Euch jeden Tag dicker finde, als den vergangenen.

Ha, welche Verläumdung! Der Schneider hat mir, seitdem Ihr mir die Ehre anthut, mich zu lieben, noch nicht ein Wamms weiter gemacht.

Aber wie keucht Ihr auch in Euern Wämmsern, mein armer Vetter! sagte sie mitleidig.

Und wenn dem nun auch so wäre, wenn ich wirklich dicker geworden wäre, bewiese dieser Umstand nicht gerade mein Wohlbefinden und Wohlbehagen? rief der arme Herzog. Die Langeweile ist ein zehrender Zustand.

Ihr habt Unrecht, die Langeweile ist ein nährender Zustand, antwortete Margarethe docirend, und sie hielt ihm einen langen, wissenschaftlichen, mit Latein durchspickten Vortrag, von welchem Mayenne kaum ein Drittheil verstand.

Es half ihm Nichts, daß er betheuerte und das ganze Personal des Paradieses zu Zeugen anrief. Margarethe behauptete ihren angenommenen Glauben mit der anmuthigsten Bosheit, und der arme Herzog, dem die kaum genossene schöne Frau am Munde vorbeiging, wie ein flinkes Fischchen einem hungrigen Hecht, hatte

diese Quälerei gleichsam als Brühe zu dem ernsthaften Misvergnügen auszuessen.

Schweigend schluckte er an seinem Aerger und konnte ihn durchaus nicht herunterbringen. Margarethe ließ ihn mit dem vollen Munde sitzen und hörte Brantôme zu, der noch nie, und das will viel sagen, mit solcher Beredtsamkeit, oder lieber mit solchem Wortreichthum gesprochen hatte. Wollte man alle seine Klagen über das Unglück, welches in der Abreise Margarethens den Hof bedrohte, wörtlich niederschreiben, so brauchte man zehn und mehr Bogen. Und nicht allein seine eigenen Empfindungen sprach er aus; er lieh auch denen der Andern seine Zunge. Glaubt mir, Madame, rief er, daß alle unsere jungen Edelleute trostlos sind. Schwarz ist die Lieblingsfarbe geworden. Ich habe Mehrere sagen hören: Das gefällt uns, daß die Gascogne uns unsere Schönheit zu stehlen kommt, die bestimmt ist,

Frankreich und den Hof zu verschönern, um sie in Pau oder in Nerac einzuquartieren. Andere sagen: Es soll geschehen, daß der Hof und Frankreich die schönste Blume aus ihrem Gewinde verlieren. Noch Andere seufzen: Wie dunkel es, am Hofe sein wird, wenn er erst seine Sonne wird verloren haben! Es wird schwarz hier sein, denn kein Licht wird mehr hier leuchten. Und die Euch am meisten lieben, sprechen schwermuthsvoll: Der arme Hof! Er soll Wittwer von seiner Schönheit werden.

Margarethe lachte herzlich über diese Jeremiade, und Brantôme war in einem Augenblicke zugleich entsetzt über ihre Kaltherzigkeit und entzückt über die Anmuth ihres Lachens.

Indessen war der furchtbare Tag, an welchem der Hof verfinstert und Wittwer werden und seine Sonne, seine Blume und seine Schönheit verlieren sollte, noch nicht so nahe. Für's Erste reisten Katharina und Margarethe nur

nach Alençon, um Abschied von d'Anjou zu nehmen. Die Nachrichten aus den Niederlanden waren günstig, und d'Anjou wollte in wenigen Tagen dahin abgehen, um den Niederländern Viel zu versprechen und Nichts zu halten.

Und jetzt muß ich im Namen Bussy's bekennen, daß er sich rasend in Margarethe verliebte.

Sie war aber auch prachtvoll schön. Sechsundzwanzig Jahre alt, stand sie ganz aufgeblüht. Im Geistigen wie im Sinnlichen war sie in der höchsten Entfaltung, der Leichtsinn machte sie noch verlockender, indem er sie jede Fessel abstreifen und von ihren zauberischen Gaben den unumwundensten Gebrauch machen ließ.

Bussy konnte sich nicht bezwingen. Ueberall begegnete sie seinen glühenden Blicken; in jedem Augenblick war das Geständniß der vollen begehrlichen Leidenschaft auf seinen Lippen.

Die schöne Königin sah es und freute sich.

Auch sie liebte den schönen Mann jetzt ebenso stark mit den Sinnen, wie einst edel mit dem Herzen. Der dicke Herzog hatte, als schwerfälliger Alp, ihre Natur glücklich aus dem Schlummer der Abspannung geweckt, in welchem sie einige Jahre versunken gewesen war.

Dennoch hielt Bussy sich noch mit der größten Anstrengung zurück. Er glaubte noch, Margarethe zu erzürnen, dachte noch an das Freundschaftsbündniß, welches sie vor drei Jahren so feierlich geschlossen. Margarethe dachte auch daran, aber nur, um darüber zu lachen. Ach, was wir damals dumm gewesen sind! sagte sie zu sich selbst. So viel Gelegenheit zum höchsten Vergnügen muthwillig vorübergehen zu lassen, und sich auch noch etwas darauf einzubilden! Man sollte es nicht glauben. Und doch war es eine schöne Thorheit, setzte sie mit einer jener Umstimmungen hinzu, die ihr üppiges Wesen, das zugleich so sichtbar und

so räthselhaft wie ein blühender Rosenstrauch dastand, in so verwirrenden, entgegengesetzten Melodieen erklingen ließen. Wenn es eine Möglichkeit wäre und kein Traum, so wäre es schön. Aber ich will nicht, daß so viele Frauen Bussy gehabt haben sollen, und ich ihn nicht kennen soll. Er liebt mich nicht; er wird mir nicht treu sein — ich weiß es, aber ich will ihn.

Als sie das nächste Mal mit Bussy allein war, da blickte sie ihn aus ihren dunklen, sonnigen Augen so sprechend an, daß sogar ein Neuling ihre Gesinnung nicht hätte misverstehen können, geschweige denn ein Bussy.

Dieser näherte sich feurig und fragte, indem er nur den Schein der Ehrerbietung bewahrte: Madame, darf ich jetzt mehr wagen, und mehr hoffen als einst?

Ihr wißt es, Bussy, sprach Margarethe lächelnd.

Er fragte nicht noch ein Mal, und die schöne Königin war jetzt in den Armen, in welche sie sich so lange innerlichst gewünscht hatte.

Es war jedoch keine eigentliche Liebe, selbst nicht eine Liebschaft zwischen ihnen; dazu reichte die Zeit nicht aus, und die Heimlichkeit, in welche Margarethe sich hüllte, um dem Spotte d'Anjou's zu entgehen, hinderte auch. Es war nur ein augenblicklicher Blitzaustausch von zwei starken, schnellkräftigen Naturen. Die größere Electricität ging jedoch von Margarethen aus. Zum ersten Male spielte sie in diesem Verhältnisse den Liebhaber. Bussy empfing mehr. Doch empfing er mit der höchsten Glut, und so hatte die schöne Königin sich nicht getäuscht, indem sie einige ungemeine Stunden von ihm erwartet hatte.

Bisweilen fühlte sie, daß ihre Empfindung beherrschend zu werden drohte. Bussy war ihr durch den Besitz nur noch wünschenswerther

geworden und in seiner feurigen Hingebung liebenswürdiger erschienen, als sie sich es je gedacht. Margarethe erkannte in den wenigen Tagen mehr als ein Mal, daß sie in Gefahr sei, ihn auf das Heftigste zu lieben. Dann drängte es sie, sich an seine Brust zu werfen, ihn zu beschwören, er möge sie wirklich mit seiner wahren Liebe umfangen und keiner Frau nach ihr mehr angehören. Bleibe mir treu, bis wir uns wiedersehen! Lasse mich deine einzige Geliebte bleiben, und du sollst fortan mein einziger Geliebter sein! Diese Worte wollten aus ihrem Herzen auf ihren Mund. Aber sie drängte sie zurück, und drückte auch das aufstrebende Gefühl mit Entschiedenheit hinab. Ich will keine solche Liebe mehr; sagte sie lebhaft. Ich habe erhalten, was ich gewollt; damit genug. Eine ihr unbewußte Hoffnung sprach: Er wird an deinen Hof kommen. Bussy sprach es laut aus. Ich werde vergessen, was

der Schlaf ist, bis ich Euch wiedersehen kann, sagte er. Margarethe lächelte; sie hätte ihm so gern geglaubt. Kommt auf jeden Fall, sprach sie mit ihrer süßesten Stimme, und könnt Ihr mir dann Eure Treue verbürgen, nun, dann sollt Ihr belohnt werden.

Und so kehrten denn nach einem zärtlichen Abschiede die Königinnen nach Paris zurück, um im October ernstlich nach der Gascogne abzureisen.

Das war wieder ein Mal ein Zug, wie Katharina von Medicis ihn zu machen liebte, und der durch die düstern Wolken, welche den politischen Gesichtskreis überzogen, wie ein leuchtender Goldstreifen mit schillernden Tönen ging. Die schönsten Fräulein wurden ausgewählt, um den Hugenotten die Köpfe zu verdrehen, Madame von Sauve wurde nicht vergessen, der Rath von Pibrac als Geschäftsführer mitgenommen, und daß Katharina selbst ihren Ver-

stand und ihre Schlauheit nicht zurückließ, das kann ein Jeder sich denken.

Der Einzug der Königinnen in Bordeaux war ein prächtiger. Margarethe trug ein orangefarbenes Kleid mit Lahnbesatz und ritt auf einem weißen Zelter. Draußen an der Karthause wurde sie von den Körperschaften empfangen und mit drei Reden begrüßt: der Erzbischof sprach für die Geistlichkeit, der Marschall Biron erst als Maire für die Stadt und dann als Generallieutenant für sich selbst, der Präsident von Largebaston endlich für den obersten Gerichtshof. Jedem antwortete Margarethe besonders, und Jedem mit verschiedenen Worten und gleicher Gewandtheit. Biron sprach gewiß gut, aber Margarethe übertraf ihn doch. Der Präsident äußerte am Abend gegen Brantôme, den sein Magnet glücklich auch nach Bordeaux gezogen hatte: Ich habe die Königinnen Margarethe und Johanna oft gehört, und jede

war ein goldener Mund; aber doch sind Beide nur Schülerinnen gegen diese Königin Margarethe, die wahrlich ihrer Mutter Tochter ist.

Heinrich von Bourbon kam seiner Frau und seiner Schwiegermutter bis zu einem Schlosse entgegen, das zwischen La Reole und Saint-Macaire gelegen war, und geleitete dann den nomadischen Hof mit fünfhundert Edelleuten nach Auch. Die Freude des Wiedersehens war groß; denn — Charlotte von Sauve war mit. Die Königin-Mutter hatte nicht umsonst auf diese Karte gerechnet; die blonde Hexe verdrehte dem Könige von Navarra augenblicklich wieder den Kopf. Aber es war nicht mehr so schlimm damit wie früher; Bourbon behielt auch für andere Schönheit noch Sinn und fand bald, daß eines der Fräulein Katharinens, Dayelle, eine Griechin von Geburt, ebenso schön sei wie Charlotte. Und zuletzt fand er sie sogar schöner und wurde ihr ausschließlicher

Anbeter, während der Vicomte von Turenne Mademoiselle von Vargue huldigte.

Daß Charlotte von Sauve darüber sich auch nicht einen Augenblick bekümmerte, brauche ich nicht erst zu versichern; es boten sich ihr mehr Liebhaber an, als sie beim besten Willen annehmen konnte. Margarethe dagegen ermuthigte noch keine besonderen Huldigungen — sie blickte mit Hoheit und Spott auf das bunte Intriguenspiel herab und wartete auf Bussy.

Eine der lächerlichsten Rollen in diesem Liebesdurcheinander spielte Monsieur d'Ussac, ein alter, verdienter Kriegsmann, der für den König von Navarra in La Reole befehligte. Diesem armen Edelmanne war in Mademoiselle d'Atrie ein reizender Dämon, der ihm die Augen über die Albernheit verblendete, ein junges Mädchen zu lieben, und noch dazu ein Mädchen vom Hofe Katharina's von Medicis. Da es ein förmlicher Verhaltungsbefehl von der Königin-

Mutter an ihre Ehrenfräulein war, so viel Hugenotten wie möglich verliebt zu machen, so legte Mademoiselle d'Atrie ihrer Lust an dieser Fopperei nicht den geringsten Zwang auf, und der arme d'Ussac, der nach ihren süßen Blicken schnappte, wie ein Fisch nach dem Hamen, gab sich über alle Hoffnung preis. Das wäre nun dem gewöhnlichen Gange der Dinge nach weiter kein Unglück gewesen; der Hof hätte gelacht, die schöne d'Atrie wäre mit der Königin-Mutter, wie sie gekommen, auch abgereist, der ehrliche d'Ussac hätte zuerst auf die Weiber geflucht, sich dann getröstet und seinen kühlgewordenen, überlegten Ingrimm nur an den Katholiken ausgelassen, und der Schaden wäre so am Ende doch der Königin-Mutter gewesen. Aber zum Unglück konnte Heinrich von Bourbon sich nicht enthalten, an den Sticheleien über seinen alten Edelmann einen mehr witzigen als rücksichtsvollen Antheil zu nehmen. Den

Spott des Hofes hatte der alte d'Ussac grimmig verachtet — der seines Herrn traf ihn — er wurde wüthend. Katharina bemerkte das nicht so bald, als sie ihm auch mit der größten Gutmüthigkeit Gelegenheit zur Rache darbot. In der Blindheit des Zornes griff d'Ussac zu und gab seine Ehre dafür hin. Man tanzte damals zu Auch, als hätte man noch nie getanzt. Auf einem dieser Bälle war es, daß Heinrich von Bourbon die heimliche Nachricht empfing: La Reole sei der Königin-Mutter übergeben worden. Heinrich bewies, daß er es verdiente, der Schwiegersohn Katharina's von Medicis zu sein. Ohne einen Augenblick das Gesicht zu verändern, nahm er die Gelegenheit wahr, sich Rosny und einigen anderen seiner Getreuesten zu nähern. Benachrichtigt alle meine Freunde, so geheim ihr könnt, sprach er, daß ich in einer Stunde zu Pferde, die Rüstung unter dem Jagdrocke, am Stadtthore sein

werde. Alle, die mich lieben und Ehre gewinnen wollen, mögen mit mir sein. Nichts Besseres für die jungen Feuerköpfe — nichts Besseres auch für die alten Kriegsmänner von der Religion. Einer sprach zum Andern; Dieser wurde müde, und Jener hatte ein Geschäft. Der Tänzer wurden weniger — der Tanz ging weniger lebhaft. Unser Ball läßt nach, sprach die Königin-Mutter mit der besten Laune; denn sie war vergnügt über das gelungene Kunststück. Ich dächte, Madame, Ihr gäbt das Zeichen zum Schlafengehen, sprach Margarethe, der Heinrich einige Worte ins Ohr geflüstert hatte. Der Gott des Schlafes wird heute wenig Mohnkörner brauchen. — Wie Ihr immer Alles gut zu sagen wisset, meine Tochter! bemerkte Katharina mit der größten Huld; ich bin wirklich stolz auf Euch. Seid Ihr denn müde? — Madame, wenn ich noch rechnen kann, so ist heute der achte Ball in acht Ta-

gen, versetzte die Königin von Navarra. Katharina lachte und hob die Gesellschaft auf. Heinrich begleitete sie mit seiner Frau in ihr Schlafgemach; dann führte er Margarethe bis an die Thür des ihrigen. Was habt Ihr nur? fragte sie ihn lächelnd. — Nichts von Bedeutung, antwortete er und lächelte auch. — O, ich glaube Euch nicht, sprach Margarethe. Wir werden es morgen erfahren. Ich sehe, daß Ihr mir noch nicht ganz traut; aber Ihr habt Unrecht — bei meiner Ehre, Ihr habt Unrecht. — Könntet Ihr es denn wirklich recht aufrichtig und gut mit mir meinen? — Ueberlegt es Euch ein Mal ordentlich, versetzte sie. Ihr habt mir immer nur einen vorübergehenden Verdruß verursacht, und auch das thatet Ihr nie, ohne gereizt, oder vielmehr gezwungen zu sein; dagegen bedenkt, was für Schulden ich an die Königin, meine Mutter, und an den König, meinen Bruder, zu bezahlen habe. — Ihr habt Recht,

sprach Heinrich, indem er ihr die Hand küßte, wir können und müssen wieder sehr gute Freunde werden, und ich würde Euch jetzt Alles sagen, was ich vorhabe, wenn die Zeit mich nicht drängte. Aber fragt morgen früh Eure Zofen, und Ihr werdet eine Neuigkeit hören.

Die Neuigkeit, die Heinrich Margarethen versprach, war die Einnahme von Florence, einer kleinen Stadt der Grafschaft Armagnac in der Gascogne. Er überraschte diesen Ort in der Morgendämmerung, so tüchtig war er mit seinen Begleitern geritten. Die Stadt hatte durchaus nicht daran gedacht, daß sie mitten im Frieden überfallen werden könnte, und war daher gar nicht auf Vertheidigung eingerichtet. Deswegen übergab sie sich auch ohne Weiteres, d. h. sie ließ den König von Navarra mit seinen Leuten ruhig einziehen. Nachdem er sie auf diese Art in Besitz genommen, sandte er die Nachricht davon nach La

Reole, und nicht nur Margarethe, sondern auch Katharina erhielt sie zum Frühstück. Nun lachte zwar die Königin-Mutter und sagte: Der König von Navarra hat mir Maß für Maß zurückgegeben; aber meines ist größer. Doch gefiel ihr der Streich, der ihr gespielt worden, im Innern sehr wenig; die sogenannt aufrichtigen Leute, die immer aller Welt ihre Meinung sagen, vertragen am wenigsten die Wahrheit, und ein betrogener Schelm ärgert sich weit mehr, als ein ehrlicher Mann. Und so kam es, daß Katharina sich für einige Zeit nach Agen begab.

Aber es lag beiden Theilen zu viel am Frieden, als daß die Spannung hätte von langer Dauer sein können. Bald war man wieder zu Nerac vereinigt, und das lustige Hofleben ging den auf kurze Zeit unterbrochenen Gang fort.

Heinrich von Bourbon schien jedoch weit

leichtsinniger, als er war. Die Königin-Mutter fand ihn zu ihrem Verdrusse viel klüger geworden, als sie ihn am Hofe von Frankreich schon gekannt hatte. Verstimmt sagte sie zu Charlotten: Aber so verdrehe ihm doch besser den Kopf. — Ich kann es nicht mehr, erwiederte die hübsche Sünderin ernsthaft. Der König von Navarra ist nicht mehr der Vogel von Avignon, der auf jedes Haferkorn zuflog. Glaubt mir, Madame, Ihr müßt Euch damit begnügen, daß wir ihm einige seiner Edelleute abspenstig machen; mit ihm selbst ist in dieser Art Nichts mehr anzustellen. — Nun, wenigstens wird er in einer andern überwunden werden, sprach Katharina. Pibrac ist ein Kopf, dem er nicht gewachsen ist.

Das fürchtete Heinrich von Navarra selbst und sprach diese Besorgniß auch gegen Margarethe aus, mit welcher er jetzt auf dem alten vertraulichen Fuße stand. Dieser Pibrac beun-

ruhigt mich, sprach er. Dem Könige, Euerm Bruder, ganz ergeben, ist er klüger als wir Alle. Meine Hugenotten können zuschlagen, aber nicht unterhandeln, und was mich betrifft, so bin ich erstens nicht unbescheiden genug, um mir zuzutrauen, daß ich mehr könne als meine Freunde, und zweitens habe ich nur im Felde und im Ballsale den Kopf auf dem rechten Flecke; in einem Zimmer an einem Tische vor Pergamentblättern und einem Dintenfasse bin ich zu unruhig. Ja, dieser Monsieur von Pibrac macht mir große Sorge. — Und noch dazu schlägt die Königin, meine Mutter, ihn mir zu meinem Kanzler vor, sprach Margarethe. — Das wäre das Schlimmste, was Ihr thun könntet! rief Bourbon. — Vielleicht nicht, sagte Margarethe, die nachgedacht hatte. Ueberlaßt mir diesen furchtbaren Kopf; wer weiß, was mir gelingt.

Und im Interesse ihres Mannes fing nun

die schöne Königin an, zu versuchen, ob ein so kluger, so gelehrter und ernsthafter Mann, wie Guy von Faur, Seigneur von Pibrac, sich noch verlieben könne. Anfangs wollte es nicht gehen; ein solcher Gedanke konnte in dieses durch Latein und Griechisch, Philosophie und Rechtswissenschaft angefüllte Haupt nicht so leicht eine Spalte zum Einkriechen finden. Aber die junge Königin spähte mit solcher Geduld und hatte so scharfe Augen, daß sie endlich doch einen Ritz entdeckte, und durch diesen schob sie ohne Zaudern diesen heillosen Gedanken dem gelehrten Präsidenten in das Gehirn.

Als aber der Gedanke erst ein Mal drinnen war, da gab es eine Lust, zu sehen, wie sowol die Klassiker, wie die Gesetze und die Weisheitslehren darunter und darüber geräumt wurden. Der einzige Unterschied zwischen dem gelehrten Pibrac und dem ungeschickten d'Ussac bestand darin, daß dieser sich vor dem ganzen

Hofe lächerlich machte, und jener nur vor der Königin von Navarra. Und da es in deren Plan liegen mußte, die Königin-Mutter nicht im Geringsten argwöhnisch zu machen, so genügte dieser stille Sieg ihr vollkommen, und sie gab nur ihrem Manne die Versicherung, daß er von Pibrac weiter Nichts zu befürchten habe.

Bevor die Friedensunterhandlungen begannen, ging Katharina mit ihrer Tochter noch nach Toulouse, wo Marschall d'Amville sie empfing. Man könnte fragen: wie begrüßte Katharina denn den Mann, den sie, dem Gerücht nach, mehrmals zu vergiften gesucht? Aber gewiß geschah es auf die freundlichste, unbefangenste Weise von der Welt. Dergleichen Kleinigkeiten störten damals nicht.

Auch im Schlosse von Pibrac nahmen die Königinnen für eine Nacht ihr Quartier, und hier war Margarethe so liebenswürdig gegen

den gelehrten und verliebten Wirth, sprach so viel Latein mit ihm und nahm seine zärtlichen Anspielungen so erkenntlich und verheißungsvoll auf, daß sie Alles, was er etwa noch an Vernunft übrig behalten hatte, ganz und gar umnebelte. Dieses so boshafte, wie kluge Benehmen trug beiden Gatten die gewünschten Früchte: Margarethe unterhielt sich und hatte die Gewißheit, daß ihre Mutter und ihr Bruder sich ärgern würden, wenn sie fänden, daß den Hugenotten zu viel bewilligt worden sei, und Heinrich von Bourbon erhielt für seine Partei in den siebenundzwanzig Artikeln, die am letzten Februar 1579 zu Nerac abgeschlossen wurden, weit mehr, als er je hatte erwarten können.

Achtzehntes Kapitel.

Im Garten des Schlosses La Coutanxière saß Bussy und neben ihm die Frau des Schlosses, die Gräfin von Montsereau. Diese junge Frau war nicht schön; sie hatte nur ein Paar wunderschöner, melancholischer Augen. Und diese Augen hatten Bussy die wahre Liebe gelehrt.

Die Liebenden waren ernst und schienen von unangenehmen Dingen gesprochen zu haben. Généviève von Montsereau war nicht nur die Geliebte ihres Freundes, sondern auch seine Vertraute, seine berathende Stimme. Dieses Verhältniß enthielt Alles, was man in einer jeden Ehe finden sollte.

Es hilft zu Nichts, daß wir nachdenken, meine Freundin, sprach Bussy jetzt. Sobald der Herzog sich wieder an den Hof locken läßt, muß mein Einfluß auf ihn wankend werden. Man haßt mich dort zu sehr, und er ist zu schwach. Und auf niedrige Art, durch Kriecherei und Schmeichelreden, mich wieder beliebt bei ihm zu machen, dazu ist Bussy nicht.

Fern sei es von mir, daß ich Euch dazu rathen sollte, mein edler Bussy, antwortete die Gräfin. So viel mir an Eurem Glücke liegt, so ist Eure Ehre mir doch tausend Mal theurer. Ich dachte nur nach, wie es möglich sei, von einem Bussy abzulassen, und das noch dazu um eines so elenden Weichlings willen, wie Ihr mir den König geschildert habt.

Er ist König, und ich bin nur ein Edelmann. Würden Heinrich von Valois und Bussy gegen einander gewogen, da weiß ich, auf welche Seite die Schale sänke. Aber wo

wird denn allein nach dem Werthe des Menschen gewogen?

Im Himmel, Bussy.

Der ist weit, und wir sind auf der Erde. O, mich empört die Ungerechtigkeit, die ich von einem Herrn erleiden muß, an dessen Ruhm ich ebenso eifrig gedacht wie an meinen eigenen.

Mein Bussy, das war eine eitle Mühe.

Da habt Ihr Recht, Géneviève; nie war ein Edelmann ein größerer Thor als ich, da ich darauf hoffte, meinen Gebieter aus einem Herzog in einen König umzuwandeln.

Glaubt Ihr denn wirklich, daß es möglich gewesen wäre, in den Niederlanden König zu werden?

Möglich? Was ist nicht möglich, wenn man Willen und Kraft hat? Wäre ich, Bussy, Herzog d'Anjou gewesen, hätte ich einen Freund, wie mich selbst, zur Seite und La Noue zum Feldherrn gehabt, Géneviève, so wahr ich Euch

liebe, ich wäre heute König in den Niederlanden. Er hatte Nebenbuhler — was war das? Er durfte nur tapferer, liebenswürdiger und großmüthiger sein als Alle. Die Niederländer hatten ihm noch überdies versprochen, wenn sie überhaupt einen König wählten, so wollten sie ihm den Vorzug geben. Da hatte er also nur die Aufgabe, sie zur Wahl eines Königs zu bestimmen. Freilich mußte er dazu fein, klug, bestechend sein, und —

Er ist nicht Bussy, vollendete die junge Frau mit der Schmeichelei der Liebe den Satz.

Bussy war zu sehr von seinem Gegenstande erregt, um diese Aeußerung zu würdigen. Er fuhr fort: Und was er nicht durch Klugheit und Tapferkeit zu erringen wußte, das hoffte er nun auf bequeme Art durch die lächerliche Bewerbung um die alte Königin von England sich anzueignen. Mein Gott, daß er sich nicht schämt! Aber ich glaube in Wahrheit, er ist

des Gefühles, welches man Scham nennt, ganz und gar unfähig; denn sonst könnte er unmöglich an einen Hof zurückkehren, freiwillig zurückkehren wollen, wo er eine so unwürdige Behandlung hat erfahren müssen. Mir sind auch Unbilden geschehen, aber ich habe mich dafür gerächt. Er hingegen hat alle Gelegenheiten zur Genugthuung sich kindisch aus den Händen schwatzen lassen, und noch jetzt, anstatt wenigstens seine sichere Stellung zu behaupten, nimmt er Post und fährt in möglichster Eile nach Hofe. O, ich habe keine Geduld mehr mit ihm!

Warum verlasset Ihr ihn denn nicht, Bussy? fragte Géneviève ernstlich und dringend. Wahrlich, er ist eines Dieners, wie Ihr, nicht werth.

Ich weiß es, daß Bussy eines bessern Herrn werth ist, aber wenn ich ihn verlasse, meine Freundin, so ist mir fortan der Hof von Frankreich und alle Aussicht zu Auszeichnung ver-

schlossen, denn nur der Herzog hält mich noch gegen den allgemeinen Haß des Hofes.

Da habt Ihr einen schwachen Schutz.

Einen Scheinschutz nur, auch das weiß ich, doch Bussy braucht auch keines andern.

Und bedürft Ihr denn noch der Auszeichnung? Ist es denn noch nicht genug, als der erste Edelmann Frankreichs gepriesen zu werden?

Ich will noch der erste Edelmann und der erste Feldherr der Welt genannt werden.

Ach, dieser Ehrgeiz! Er wird Euch noch stürzen.

Géneviève, sprach Bussy sanfter, wenn ich Euch zur Frau haben könnte, da glaube ich, daß ich mich auf meinem Schlosse als freier Edelmann glücklich fühlen würde; aber sollte ich jetzt in die Einsamkeit gehen, mit dem Gedanken, daß Ihr nie mein werden könnet, da müßte ich melancholisch oder wahnsinnig werden.

Liebt Ihr mich recht, Bussy? fragte die

Gräfin und heftete ihre großen Augen seelendurchdringend auf die seinigen.

Ich habe noch vor keiner Frau außer Euch geweint, Géneviève.

Und wie hinreißend wart Ihr, als Euer Stolz in Thränen zerging. Hätte ich noch mehr gehabt als meine Ehre, so hätte ich es Euch hingegeben. Die junge Frau sprach das stark; Bussy nahm sie in seine Arme und blickte in ihre mächtigen Augen. Sie lächelte zum ersten Male während des Gespräches und wurde dadurch seltsam verschönert. Bussy sagte auch: Ich habe viele schöne Frauen gesehen, doch keine kann so ansehen und lächeln wie Ihr!

Selbst nicht die Königin von Navarra? fragte sie langsam.

Nein, antwortete er ruhig.

O, siehst du, sagte sie, ich liebe dich aber auch, wie du noch nicht geliebt worden bist. Ich könnte mit solchem Stolz für dich sterben!

Als Bussy gegen Abend nach Angers zurückkehrte, fand er den Herzog d'Anjou mit seinen Edelleuten in einer Gallerie, die auf den Garten hinausging. Die Unterhaltung war laut, und Bussy, der mit seinen Gedanken noch bei der Geliebten war, trat nicht ohne Widerwillen hinzu. D'Anjou rief ihm sogleich entgegen: Komm, Bussy, komm. Wir spielen Gabbes. So hieß ein Spiel, welches darin bestand, daß man sich gegenseitig scherzhafte Wahrheiten sagte.

Das ist ein Spiel, welches nur unter Gleichen, aber nicht von Höheren mit Niederen gespielt werden kann, bemerkte Bussy, indem er den Herzog grüßte.

Warum nicht? frug d'Anjou.

Weil nur die Großen scherzen, die Kleinen aber nicht antworten dürfen, versetzte Bussy.

Thorheit! rief d'Anjou. Wer wird denn Spaß übelnehmen? Alle die Andern haben

ihr Theil schon erhalten — jetzt kommst du daran. Höre, ob ich dich ärgern kann. Bussy hat zum Motto: viel Geschrei und wenig Wolle.

Ihr seid sehr witzig, Monseigneur, sprach Bussy, seine Empfindlichkeit bezwingen wollend.

D'Anjou lachte laut. Er ist getroffen — er ist böse! Ich dachte nicht, daß ich ihn so gut treffen würde. Nun, Bussy, jetzt ist es an dir. Da bin ich; mache dich auf meine Kosten lustig.

Verzeihung, Monseigneur. Ich bin zum Scherze verdorben. Entschuldigt die Rauhheit meines Geistes.

Nein, nein, so kommst du nicht los. Wie, du wärest der Einzige unter uns, der Nichts zu sagen wüßte? Lasse doch das nicht auf dir sitzen.

Monseigneur, es macht Nichts aus. Erlasset mir die Antwort, ich bitte.

Nichts da. Ich befehle dir, zu antworten.

Wolan denn, wenn Ihr es durchaus wollt, sprach Bussy, durch seine unterdrückte Heftigkeit in diesem Augenblicke noch mehr gereizt, als er ohnedies gegen den Herzog war: Wäre ich so häßlich wie Monsieur, so verbannte ich mich freiwillig, ehe der gute Geschmack es mir befehlen müßte.

Der Herzog wurde blaß. Auch sehr witzig, stieß er gezwungen lachend hervor. Die Unterhaltung stockte. Dann sprach man vom Wetter. Nicht lange, so entließ d'Anjou seine Edelleute. Was hast du gethan? fragte Cimier seinen Freund. Bist du denn toll, Bussy? Weißt du denn nicht, daß Monsieur Alles verzeiht, nur keine Anspielung auf seine Häßlichkeit? Soll ich dir rathen, so besteigst du morgen früh dein Pferd und besuchst auf einige Tage irgend einen Freund in der Nachbarschaft.

Bussy fand den Rath vernünftig und be-

folgte ihn. Aber als er zurückkam, fand er den Herzog nicht mehr. D'Anjou hatte zwei Tage nach jenem unglücklichen Abend Post genommen und war nach Hofe gereist.

Das hatte Bussy nicht erwartet. Das Gebäude seiner Gunst wankte mächtig; er sah es und biß die Zähne voll Ingrimm darüber zusammen, daß er es in keiner Art zu stützen vermochte. Umsonst versuchte Géneviève, deren Mann, Karl von Chambe, in seiner Eigenschaft als Oberjägermeister dem Herzog nach Paris gefolgt war, den Geliebten aus der Gewalt des Ehrgeizes zu befreien. Es gelang ihr nicht: Bussy war durch und durch ehrgeizig; alle seine Fehler, wie seine Tugenden hingen mit dieser Eigenschaft zusammen. Gering, wie er den Herzog schätzte, hätte er jetzt doch Jahre seines Lebens darum gegeben, um wieder in dessen Gnade zu sein. Gegen alle andern Frauen war er gleichgültig, seit er die Gräfin von

Montsereau liebte; aber mit dem Ehrgeize mußte sie seine Gedanken theilen.

Endlich — Bussy's Augen blitzten, als habe er die größte Ehre errungen — endlich kam ein Brief d'Anjou's an ihn und zwar ein Brief, der in dem alten vertraulichen Tone geschrieben war, und eine Menge boshafter Geschichten vom Hofe enthielt. Bussy schrieb augenblicklich wieder, bot seinen ganzen Geist auf, um anziehend zu schreiben, und damit war ein regelmäßiger Briefwechsel eingerichtet. Selbst als d'Anjou wirklich nach England ging, um Elisabeth den Hof zu machen, empfing Bussy häufige Nachrichten.

Welcher böse Geist einst Bussy bewog, seiner Liebe zu Géneviève zu erwähnen, weiß ich nicht; aber er schrieb eines Tages: Ich habe, während Ihr um eine Königin freitet, meine Netze nach der Hirschkuh des Oberjägermeisters ausgeworfen, und halte sie in meinem Garne.

D'Anjou war bereits nach Paris zurückgekehrt, als er diesen Brief empfing. Er fand den Scherz Bussy's gut, und da er eben den König zu unterhalten wünschte, so zeigte er diesem den Brief und gab die nöthigen Erklärungen dazu.

So? sagte Heinrich. Ist der gute Montsereau eifersüchtig?

Wie ein Narr, antwortete d'Anjou lachend, trotzdem seine Frau bisher tugendhaft gewesen sein soll. Was würde er erst rasen, wenn er das läse!

Wollt Ihr mir den Brief überlassen? fragte Heinrich.

Wozu, Sire? fragte d'Anjou betroffen.

Das werdet Ihr erfahren, wenn ich gethan habe, was Recht ist, sprach der König sententiös. Jedenfalls seid sicher, mein Bruder, daß ich nur zu Euerm Besten handeln werde.

Heinrich begab sich in sein Kabinet und ließ den Grafen von Montsereau rufen, dem er ohne weitere Einleitung den Brief Bussy's gab.

Der Graf hatte gelesen und stand leichenblaß vor dem Könige.

Ich bin Euer Freund, Montsereau, sprach Heinrich. Deshalb gab ich Euch diesen Brief. Thut, was Ihr thun müßt. Ich werde Euch einer rechtmäßigen Rache wegen nicht bestrafen.

Dann bitte ich Ew. Majestät um Urlaub, sprach Montsereau.

Es war Abend, als der Graf auf La Coutanxière eintraf. Géneviève saß am offenen Fenster und dachte an Bussy. Da hörte sie die Ankunft, und eine Ahnung kam über sie. Sollte er etwas wissen? dachte sie. Aber nein; wie könnte er es erfahren haben?

Der Graf kam schon den Gang herauf.

Jetzt trat er ein. Génevière hatte sich erhoben, um ihm entgegenzugehen. Als sie sein Gesicht sah, erkannte sie, daß er Alles wußte; aber sie wurde nicht ohnmächtig und zeigte selbst keine Furcht. Ihr Gedanke war: So werde ich denn um Bussy's willen sterben.

Montsereau jedoch schien keine Gewaltthat im Sinne zu haben. Er setzte sich und lud seine Frau ein, dasselbe zu thun. Dann sagte er: Génevière, Ihr habt mich betrogen, und zwar um Bussy's willen. Ich mache Euch keine Vorwürfe — Ihr seid derer nicht werth; ich will nur Rache. Ihr sollt an Bussy schreiben und ihn einladen. Ist er dann gekommen, so werde ich mit meinen Leuten über ihn herfallen und ihn tödten. Still, fuhr er fort, als die Gräfin empört sprechen wollte, ich denke nicht daran, Euch zu zwingen. Das wäre nutzlos bei Euch; ich weiß es. Ihr hieltet alle Martern aus

und schriebt doch nicht. Freiwillig werdet Ihr es thun. — Leset diesen Brief.

Die Gräfin that es und war einen Augenblick lang stumm. Dann fragte sie: Auf wann soll ich ihn einladen?

Auf morgen, erwiederte Montsereau.

Sie setzte sich und schrieb. Ihre Hand hatte nicht gezittert.

Der Graf las. Gut, sprach er. Wird er kommen? — O ja, antwortete Généviève und lächelte.

Am nächsten Abend warteten beide Gatten mit gleicher stummer Spannung auf Bussy. Généviève hatte nicht ein einziges Mal gewünscht, daß Bussy nicht kommen möchte. Diese Frau wäre an Entschiedenheit und Festigkeit wirklich von Gott für ihn geschaffen gewesen, hätte er ihren Werth zu schätzen gewußt, und seine Liebe heilig geachtet.

Beim Empfange ihres Briefchens war

er betroffen. Sie hatte ihn noch nie eingeladen. Dennoch dachte er gar nicht daran, der Einladung nicht Folge zu leisten. Erst als er am Abend sich auf den Weg gemacht hatte, überkam ihn ein ihm bisher unbekanntes Gefühl, eine Vorahnung von Uebel. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß ich eine sonderbare Aengstlichkeit fühle, äußerte er, sein Pferd anhaltend, gegen Monsieur von Saumur, der Criminallieutenant von Angers und seit langer Zeit schon Bussy's Freund und Vertrauter in dergleichen Angelegenheiten war. Wie? fragte dieser, sich im Sattel umwendend, habt Ihr etwa Lust, umzukehren? — Wenn ich der Stimme in mir folgen wollte, so kehrte ich um, antwortete Bussy, nur wie mit Widerstreben weiterreitend. — Ha! Bussy fürchtet sich? rief Saumur lachend. Was wird Madame von Montsereau sagen, wenn sie das erfährt? — Ihr werdet es ihr doch

hoffentlich nicht erzählen? fragte Bussy etwas gereizt. — Behüte, mein Freund, versetzte Saumur ernstlich, da thäte ich Euch einen schlechten Dienst. Die Gräfin hat ein hohes Herz und einen Stolz, der größer ist, als der Eure; sie würde Euch gewiß weit eher eine Untreue vergeben, als eine Geschwätzigkeit. Sie ist sicherlich überzeugt, daß Ihr Eure Liebe so geheim gehalten habt, wie ein Priester das Beichtgeheimniß halten soll.

Bussy schwieg hierauf; aber als sie wieder einige tausend Schritte geritten waren, sprach er: Wisset Ihr, Saumur, daß die Königin von Navarra viel auf dergleichen Ahnungen gab?

Der Criminallieutenant lachte noch stärker als vorher und rief launig: Immer besser für Eure Geliebte! Jetzt denkt Ihr sogar an die schöne Königin, von welcher Ihr so geliebt werdet.

Aber nicht als Liebhaber, Saumur.

Wahr, Bussy?

Wahr, auf meine Ehre! Seit ich Madame von Montsereau liebe, ist mir die Königin von Navarra so gleichgültig, als hätte ich sie nie gekannt.

Gut, gut, Bussy. Reitet nun allein, damit man nicht etwa mich mit Euch sehe. Adieu!

Adieu! erwiederte Bussy.

Gegen Mitternacht kam er an dem bekannten Gartenpförtchen an, durch welches er immer Eintritt fand. Es war offen, wie gewöhnlich. Er schritt geräuschlos durch den Garten, fand die Thür, die von hier zu einer geheimen Treppe im Schlosse führte, ebenfalls offen und stieg die Treppe hinan.

Im Vorsaale empfing ihn sonst immer die Kammerfrau der Gräfin; aber heute war er leer.

Bussy wollte auf die Gemächer Géneviève's

zugehen, da öffnete die Thür aus diesen sich, und Montsereau trat mit zehn Bewaffneten heraus.

Das geschah langsam, und Bussy stand einen Augenblick wie versteinert. Dann aber riß er seinen Degen heraus und lehnte sich fest an die Wand neben der Thür, durch welche er hereingekommen war.

Greift ihn an, befahl Montsereau seinen Bewaffneten.

Es warfen sich so Viele, wie da Raum hatten, zugleich auf ihn. Bussy tödtete Einige. Die Lücken wurden durch Andere gefüllt. Der Degen Bussy's zersprang. Bussy wehrte sich mit dem Hefte und griff dann nach Stühlen, mit denen er noch zwei von den Angreifenden niederschlug. Aber er fühlte, daß seine Kräfte durch den Blutverlust schwanden. Mit einer letzten Anstrengung eilte er an ein Fenster, um sich in den Schloßgraben hinabzuwer-

fen. Ein Degenstich tödtete ihn. Er war dreißig Jahre alt.

Montsereau überzeugte sich erst, ob die Arbeit auch wirklich geschehen sei; dann entließ er mit Lobeserhebungen und Lohnverheißungen seine Waffenleute, welche ihre Todten und Verwundeten mit sich forttrugen. Allein geblieben, stand der Graf mit verschränkten Armen und betrachtete den Ermordeten, da ging die Thür zu den Gemächern der Gräfin abermals auf, und Géneviève kam selbst heraus. Ich will ihn auch sehen, sagte sie.

Als sie genug davon hatte, sprach sie: Monsieur Graf, Ihr habt mich jetzt gerächt; befehlt nun über mein Leben.

Ich mag es nicht, erwiederte Montsereau, ohne sie anzusehen. Macht damit, was Ihr wollt.

Wohl, so gehe ich in ein Kloster in meinem Geburtsort.

Gehet, und Gott habe Barmherzigkeit mit

Euch, antwortete Montsereau. Und also schieden die beiden Gatten auf immer.

Montsereau wurde nicht bestraft. D'Anjou äußerte keinen Schmerz. Man beschuldigte ihn, daß er mit dem Willen Theil an dem Morde genommen, und sagte: Bisher hat seine Mutter ihn nicht geliebt, weil er ein braver Ritter war; jetzt, wo er die ihm erwiesenen Dienste durch Meuchelmord gelohnt hat, kann sie ihn lieben; er ist ihrer Zärtlichkeit werth.

Die Protestanten nannten diesen Tod eine Strafe Gottes für die Bartholomäusnacht. Brantôme, der arme gute Abbé, war wieder ein Mal außer sich. Die Königin von Navarra ließ ein geschmackloses Gedicht auf Bussy's Tod machen, oder dichtete es vielleicht gar selbst. Auch in der Art zu lieben, regiert die Mode der Zeit.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig
ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen
zu erhalten:

Die
Schwestern von Savoyen.
Von
Fanny Gräfin Tauffkirchen-Englburg.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die
Schwärmerin.
Erzählung
von
Fanny Gräfin Tauffkirchen-Englburg.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

Diogena.
Roman
von
Iduna Gräfin H . . H . .

Zweite Auflage.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die so bald nach dem Erscheinen nöthig gewordene **zweite Auflage** dieses geistreichen Romans, der in allen Kreisen das größte Aufsehen erregte, überhebt die Verlagshandlung jeder weitern Empfehlung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

H. Heinrich
BUCHBINDEREI · EINRAHMUNGEN
84056 Rottenburg

12/07

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinsberg-Düringsfeld, Ida <<von>>,

Margarethe von Valois und ihre Zeit Memoiren-Roman

Bd.: 2

Leipzig 1847

P.o.germ. 283 od-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10107472-7